



de molle et douce conversation
**Zur Metaphorik der verweichelten
Männlichkeit in der Sprachreflexion der
französischen Renaissance**

Freya Baur



Car ils débattent d'une bien molle façon.
Die Metaphorik der verweichelichten Männlichkeit in Rhetoriktheorie und Sprachreflexion der französischen Renaissance

Dissertation / Thèse

- ZUR ERLANGUNG DES PHILOSOPHISCHEN DOKTORGRADES AN
DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT DER GEORG-AUGUST-UNIVERSITÄT GÖTTINGEN

- POUR OBTENIR LE GRADE DE DOCTEUR DE L'UNIVERSITÉ SORBONNE UNIVERSITÉ

Vorgelegt von / Présentée et soutenue par :

Freya BAUR

aus Bremerhaven.

Göttingen 2024

Für Willy und Frido

Danksagung

Eigentlich ging es am Anfang weder um *mollesse*, noch um die Renaissance, sondern um die *Philosophie dans le Boudoir* des Marquis de Sade. Ich hatte ein Referat über Dominanz und Objektivierung in Ihrem Seminar gehalten und mich mit meinen Sartre-Bezügen etwas zu weit aus dem Fenster gelehnt, aber Sie, Prof. Daniele Maira, erzählten mir trotzdem von Männlichkeit und Früher Neuzeit. Worauf ich mich an diesem regnerischen Abend im Januar 2016 einließ, ahnte ich noch nicht und auch nicht, was die „Axe B“ des DFG-Forschungsprojektes unter Ihrer Leitung mit sich bringen würde. Es hatte mit Sprache und Identität zu tun, das interessierte mich und weil meine Freund*innen fanden, mein Zugang zu Literatur habe immer eine etwas zu lustvolle Note, wollte ich mit den Traktaten meinem Hang zum genussgeleiteten Rezipieren zuvorkommen. Wenig wusste ich zu diesem Zeitpunkt über die Reise, die mich erwartete, eine Reise von Göttingen über Paris und Nordamerika bis zurück zum Gänseliesel, eine Reise ins Herz der französischen Renaissance und auf den Grund meiner Selbst, eine Reise, bei der Sie mir mit so viel Unterstützung zur Seite gestanden haben. Für den Endspurt der ersten Arbeitsphase und einen regen Austausch haben Sie mich mit einem Zirkel anregender Gesprächspartner*innen zusammengeführt – mein Dank gilt auch Ihnen, Prof. Olivier Millet, Prof. Christian Grünngel, Prof. Tobias Brandenberger, Prof. Elisabeth Rothmund und Prof. Elsa Kammerer. Sie waren mir Gesprächspartner und Ratgeber, Sie waren bei allem der erste und der letzte Leser und sind nie müde geworden, die vielen „primesauts“ meiner Gedanken nachzuverfolgen und in Bahnen zu lenken. Sie haben mit mir für jeden harten Moment den richtigen Grad an „amollissement“ gefunden, ohne mich je in „mollesse“ versinken zu lassen. Ihnen gebührt mein herzlicher Dank für eine bereichernde Zeit und für Ihr tiefes Vertrauen.

Einen ebenso großen Dank möchte ich an dieser Stelle meiner Familie aussprechen, die nicht ahnen konnte, was diese Arbeit für uns bereithält und die, im wahrsten Sinne des Wortes, in die „mollesse“ hineingeboren wurde. Meike, Willy und Frido, ihr seid mir auf diesem Weg gefolgt, habt alle Gefühlsstürme, alle Stunden am Schreibtisch, alle Abschiede auf dem Weg in die Bibliothek mit so viel Geduld begleitet, ihr habt euch in Ruhe geübt, in Warten und Atmen und mich nie spüren lassen, wie viel Anstrengung dieser Weg auch für die Wegbegleiter bedeutet hat. Ihr seid mir eine Heimat, wo immer ich auch bin, ihr gebt mir Kraft und Vertrauen und einen Kinderliederohrwurm im unpassendsten Moment. Mit euch habe ich gelernt, dass jedes Ding unter der Sonne seine Zeit hat und wir manchmal auf das hoffen müssen, was wir noch nicht sehen.

Und dann gab es noch all die Menschen, die immer bereit zu einem Gespräch, einem Kaffee und einem Lachen waren: Mama und Papa, ihr habt mit Care-Paketen und obligatorischen Sonntagsanrufen für kleine Verschnaufpausen gesorgt. Dr. Sofina Dembruk, Petra Löb-Kompart und Andrea Knauff, ihr habt mir so manchen langen Tag verkürzt. Delia und Jan Hülsmann, ihr habt so viele wichtige Anstöße

zum Weiterdenken und laut spät Diskutieren gegeben. Rena Ukena und Annette Casarus, ihr habt jede Stille mit so viel Wohlwollen begleitet. Sarah, Juri und Hans Liever, ihr habt immer dann den Grill angeworfen, wenn schlechte Gedanken ausgeräuchert werden mussten. Mira, Said, Lio und Hilda Schlesinger, ihr habt dafür gesorgt, dass wir ausreichend Kindermomente zum Auftanken hatten. Kristina Francke, du lässt mich durch morgendliche Podcasts auch in einem neuen Leben nicht vergessen, welche erinnerungsreichen Momente bereits hinter mir liegen.

Ich danke Ihnen und euch für diese wunderbaren Jahre
– und hoffe auf so viele mehr.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	12
Methodische Überlegungen	17
Vom Traktat zur Ideenprosa – Überlegungen zu einem interdisziplinären Corpus	21
Stilideale, Sprachnormen, affirmierte Virilität und relative Männlichkeiten	23
Erster Teil <i>Mollesse</i> als metaphorische Kategorie in der rhetorischen und poetischen Theorie der Renaissance	26
1.1 Antike Quellen viriler Rhetorik und geschlechterkritische Rezeption in der Renaissance	27
Der männliche Körper der Rhetorik.....	27
Rhetorik als sprachliche Übertragung eines virilen Tugendsystems	33
<i>venustas</i> und der Einzug des weiblichen in eine virile Rhetorik	45
Erben einer virilen Rhetorik – Rezeption und Revision einer physiologischen Metaphorik.....	54
(Anti)Ciceronianismus und die Kritik ciceronianischer <i>mollesse</i> ...	60
1.2 Gender-Metaphorik in der französischen Rhetorik – oder: Ist <i>mollesse</i> zu umgehen?.....	73
Das Aufkommen einer geschlechterbasierten Metaphorik – <i>l'e féminin</i> und sein Einfluss auf das semantische Feld.....	73

Von der Terminologie zur Metapher – die Soziologie des <e> (und seiner Stadien der <i>mollesse</i>).....	88
Die Erweiterung einer gegenderten Metaphorik – Maskuline, feminine und andere Reime	94
1.3. <i>Virtutes elocutiones</i> und die Herausforderung rhetorischer Sophrosyne	102
Die Notwendigkeit rhetorischer Stilmittel - Rhetorik als zu kleidender Körper	102
Moderater <i>ornatus</i> und das Problem effeminierender <i>copia</i>	107
Die Katachrese und das Dilemma einer stilistischen Verhärtung – <i>mollesse</i> als rhetorische Notwendigkeit	113
Zweiter Teil <i>Vir bonus</i> und poetische <i>mollesse</i> – der virile Mann hinter dem Text.....	117
2.1 Amollissement als Teil der <i>officia oratoris</i> – die Stärke des „ <i>doulx parler</i> “	118
Affekte kontrollieren durch eine „ <i>molle éloquence</i> “	119
Rhetorik als Spiel gradueller Virilität	123
2.2 <i>Orator est vir bonus</i> – Virilität als Produkt rhetorischer Performanz	129
Rhetorische Ausbildung als Positionierung in einem intravirilen System.....	129
Die <i>mollesse</i> der sitzenden Tätigkeit.....	135

2.3 <i>Vir bonus poeticus</i> – ein alternatives viriles System	142
Jugend und Ausbildung des Poeten als Verortung in einem virilen System.....	143
Der Dichter und seine Brüder – Vielschichtige Männlichkeitskonzepte des Poeten.....	147
Der <i>vir bonus poeticus</i> und der Umgang mit seiner <i>molle oisiveté</i>	153
<i>Poeta vates</i> und der Eintritt in die Sphäre der Musen.....	158
Bacchische Inspiration – der Dichter abseits der hegemonialen Poesie	169
Die Dekonstruktion des Poeten – Verortung des Dichters in der irdischen Männlichkeitsstruktur	177
Dritter Teil Sprachliche <i>mollesse</i> und die Dekonstruktion männlicher Identität(en).....	183
3.1 <i>brevitas</i> im Widerstreit mit der <i>mollesse</i> – der Übertritt der <i>garrulitas</i> in die virile Rhetorik	184
Virile Performanz als Sprechakt	184
<i>Garrulitas, caquet und babil</i> – Die Übermacht des (weiblichen) Geschwätzes.....	194
Lingua quo tendis? – Männliches Geschwätz.....	209
Sprechende Männlichkeit in der Krise: die Krankheit der ungezügelter Sprache	213
3.2 Revision und (De)Konstruktion viriler Ordnungssysteme.....	231

Die Umkehrung einer intentionalen mollesse gegen den Sprecher	231
Pyrrhonische <i>mollesse</i> – eine rhetorische Alternative?.....	235
Die Typologie des <i>homme de molle et douce conversation</i>	242
3.3 Sprachliche mollesse als Kritikmechanismus in der Etablierung nationaler Identitäten.....	251
Aufwertung und <i>amollissement</i> des Französischen – eine editorisch- translatorische Notwendigkeit.....	251
Der nackte Körper des Französischen – synchrone Abgrenzungsprozesse der Nationalsprachen.....	260
Schlussbemerkung.....	276
Bibliographie	281
Literatur der Antike und des Mittelalters	281
Literatur der Renaissance	283
Historische Wörterbücher.....	287
Sekundärliteratur	288
Index nominorum	309

Einleitung

„Ein Mann, ein Wort“, dieses Bonmot Friedrich Schillers, ist mittlerweile eines der berühmtesten Sprichwörter, die uns die Sprache als eines der entscheidenden Merkmale des Menschseins verdeutlichen. Der postmoderne, humoristische Nachsatz „eine Frau, ein Wörterbuch“ führt uns hierbei sogleich vor Augen, was Untersuchungen vielerlei Disziplinen auf den Plan ruft: die Sprache ist nicht menschlich, sie ist geschlechtlich! Diese vermeintliche Geschlechterdifferenz der Sprache brachte in den letzten Jahren Wörterbücher im Doppelsatz: „Frau-Deutsch/Deutsch-Frau“ und „Mann-Deutsch/Deutsch-Mann“¹ und entsprechende Ratgeber, die lehren wollen, „wie man mit Männern spricht“² hervor. Auch wenn uns diese, nicht immer gänzlich ernst gemeinten, Klischees als Auswüchse moderner Geschlechterkämpfe erscheinen mögen, führt uns die Suche nach ihren Ursprüngen ins Europa der frühen Neuzeit zurück.

¹ Fröhlich, Susanne/ Kleis, Constanze (2005): *Mann-Deutsch/Deutsch-Mann: Männerverstehen leicht gemacht*, Berlin, Langenscheidt und Barth, Mario (2004): *Frau-Deutsch/Deutsch-Frau: Schnelle Hilfe für den ratlosen Mann*, Berlin, Langenscheidt.

² Stange, Nicole (2019): *Wie man mit Männern spricht*, München, Gräfe und Unzer.

So schreibt Montaigne in der *Apologie de Raimond Sébond* über die Pyrrhoneer, „car ils débattent d’une bien molle³ façon“⁴, und hinterfragt die philosophische Position der Skeptiker anhand ihrer Sprechweise. Sie neigten dazu, so der Moralist, sich nicht festzulegen und in ihrer Weltansicht wie in ihrer Sprechweise nachgiebig und wenig determiniert aufzutreten. Der Begriff der *mollesse* wird von Montaigne in dieser Perspektive gleich in zweifacher Hinsicht semantisch aufgeladen: er verhandelt gleichermaßen sprachliche Idealvorstellungen und die strukturellen Normen, denen der *homo loquens* unterworfen ist. In diesem zunächst wenig signifikant erscheinenden Nebensatz fasst Montaigne somit eine Debatte zusammen, die den *Homme de lettres* der französischen Renaissance mit einer doppelten Furcht konfrontiert, mit dem Mangel der sich erst noch voll etablierenden Sprache, in der sie sich ausdrücken und dem hieraus resultierenden omnipräsenten Unbehagen, selbst durch die Sprache marginalisiert zu werden.

Die menschliche Verfehlung lässt sich unter Rückgriff auf ein von Quintilian angelegtes Ordnungssystem, besser verstehen: In der *Institutio Oratoria* stellt er ein Stilideal („virilis et fortis et sanctus“⁵) und dessen mangelhaften Gegenpart („mollis et parum viri“⁶) gegenüber, die sich gleichsam als Abgrenzung des männlichen und des weiblichen Geschlechts lesen lassen. Wie Jean Lecoïnte zusammenfasst, dient dieser Verweis auf geschlechtliche Gegensätze als das Klassifikationssystem par excellence, um abstrakten Sachverhalten eine anthropologische, konkrete Referenzgröße zu geben.⁷ In dieser Gegenüberstellung beschreibt das Männliche den Idealzustand und ist mit Stärke, Kraft und Härte verknüpft, während dem Weiblichen als Indikator für Verfehlung Weichheit, Nachgiebigkeit und ein omnipräsenter Mangelzustand zugesprochen werden. In dem Moment in dem die Theorie der Redekunst sich also die Gleichsetzung mit Geschlechterbildern beruft, um abstrakten Definitionen eine konkrete Entsprechung zur Seite zu stellen, verhandelt sie gleichsam die Normvorstellungen von geschlechtlicher Identität und idealtypischer (ebenso wie verfehlter) Performanz. Der Mann, Referenzgröße und Archetyp des Idealzustandes, sieht sich in diesem Gefüge dauerhaft mit der Gefahr der

³ Die Betrachtungen des Konzeptes der „mollesse“ und der verweichtlichen Männlichkeit schreiben sich in das DFG-geförderte Forschungsprojekt MA 6558/1-1 „Molleses: Défaillances et Assouplissement du Masculin (15e – 17e siècles)/ Molleses: Schwächen und Verweichlichung des Männlichen (15.-17. Jhd.)“ ein.

⁴ Montaigne, Michel de (1999): *Les Essais*. Édition conforme au texte de l'exemplaire de Bordeaux avec les additions de l'édition posthume par Pierre Villey; sous la direction et avec une préface de Verdun-Louis Saulnier, 3 Bd., Paris, Presses universitaires de France, II, 12, S. 503.

⁵ Quintilian (2011): *Ausbildung des Redners – Institutio oratoria*. 12 Bd., lateinisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Helmut Rahn, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, hier VIII, 3, 6.

⁶ *Ibid.*, V, 9, 4

⁷ Siehe Lecoïnte, Jean (1992): *L' idéal et la différence : la perception de la personnalité littéraire à la Renaissance*, Genf, Droz, S. 202; auch Claude Lévi-Strauss hat betont, wie die menschliche Natur eine Ordnung in zweipoligen Antagonismen anstrebt und stets von ontologischen Grundgrößen ausgehend das Abstrakte hinterfragt; siehe Lévi-Strauss, Claude (1971): *Mythologies*, Bd. 1. *Le cru et le cuit*, Paris, Pion.

Verweichlichung konfrontiert, die ihn dem Mangel preisgeben würde. Dieser Mangel – wie sollte es anders sein – ist weiblich besetzt. In diesem Dualismus beschreibt die *mollesse* den Gegenpart des männlichen Ideals und verbindet zugleich Sprachgebrauch und geschlechtliche Identität.

In den Rhetoriken der französischen Renaissance tritt neben der *mollesse* noch ein zweiter Begriff auf, der sich in die semantische Gegenüberstellung von Härte und Weichheit einordnen ließe und bereits einige Betrachtung gefunden hat: der Begriff der „douceur“ (und des „style doux“) wirft eine lange Tradition in der frühen Neuzeit auf und scheint auf den ersten Blick eine ähnliche Bedeutungsgebe in sich zu tragen wie die *mollesse*, verweist sie doch auf etwas angenehmes Anschmiegsames und ruft, auch phonetisch, ein Wohlgefühl, einen harmonischen Klang und eine olfaktorische wie gustatorische Süße auf. Als Stilbegriff geht die „douceur“ zurück auf die italienische Schule des „dolce stil nuovo“, der von Guido Guinizelli⁸ eingeführt und schließlich in Dantes *Purgatorio* erstmals benannt wird:

Ma di s'i' veggio qui colui che fore
trasse le nove rime, cominciando
Donne ch'avete intelletto d'amore."
E io a lui: "I'mi son un che, quando
Amor mi spira, noto, e a quel modo
ch'è ditta dentro vo significando."
"O frate, issa vegg'io", diss'elli, "il nodo
che 'l Notaro e Guittone e me ritenne
di qua dal dolce stil novo ch'i' odo!"⁹

Von den italienischen Autonomiebestrebungen einer jungen Poesie ausgehend, hält der Begriff der „douceur“ Einzug in die französische Poetik der Renaissance und bahnt sich seinen Weg in ein breites Corpus. Mireille Huchon stellt in ihrer zentralen Analyse der „douceur“ in Rhetorik- und Poetiktraktaten eine Liste an theoretischen Texten zusammen, die sich diesem Begriff im Sinne der *lenitas* und der *suavitas* widmen¹⁰. „Le doux“ liest sich hierbei als Verlängerung der poetischen Milde, die

⁸ In dem Gedicht mit dem Titel *Al cor gentil reppaira sempre amore* gibt Guido Guinizelli einem neuartigen Stil Raum, der sich von den etablierten Traditionen entfernt und als Geburtsmoment des „dolce stil nuovo“ betrachtet wird; siehe Guinizelli, Guido (1960): „Al cor gentil reppaira sempre amore“, in: Contini, G. (Hg.): *Poeti del Duecento*, Mailand, Ricciardi; siehe auch Bertelli, Italo (1983): *La poesia di Guido Guinizelli e la poetica del "Dolce stil nuovo"*, Florenz, Monnier.

⁹ Dante (2011): *La commedia*. Bd. 2 *Purgatorio*; übersetzt und herausgegeben von Hartmut Kühler, Stuttgart, Reclam, Purg. XXIV, 49-57; siehe hierzu auch Moleta, Vincent (1980): *Guinizelli in Dante*, Rom, Edizione die Studia e Letteratura, S. 52-66.

¹⁰ Siehe Huchon, Mireille (2003): „Le doux dans les rhétoriques et poétiques françaises du XVI^e siècle“, in: Prat, Marie-Hélène / Servet, Pierre (Hgg.): *Le doux aux XVI^e et XVII^e siècles*. Écriture, esthétique, politique, spiritualité. Colloque des 28 et 29 mars 2003, Cahier du GADGES no. 1, Lyon, 9-28, hier S. 10.

eine klar umrissene poetologische Größe darstellt¹¹ und, wie Mireille Huchon betont, seit der Antike bis in die Renaissance als Klassifikationsmoment für Poeten und ihre Dichtung fungiert. Hierbei wird die „douceur“ über das Wort selbst generiert und stellt sich einer verschiedenartigen „âpreté“ entgegen¹², die ebenfalls auf rein textimmanenter Ebene gedacht wird und sich in einem Wechselspiel aus „âpreté“ und „douceur“ zum Zwecke der Harmonie einschreibt: „Le matériau phonique est primordial dans le concept de douceur, qu’il s’agisse de la douceur ou de la rudesse du son simple, de l’harmonie imitative, de l’alliance des sons au sein des mots.“¹³ Zwischen poetischer Milde, angepasster Wortwahl und phonetischer Harmonie lässt sich die „douceur“ also als Mittel der *color dicendi* verorten, das sich allerdings in die Abgrenzung von Sanftheit und Rauheit einordnen lässt. Innerhalb dieses Dualismus besetzt die „douceur“ eine rein poetologische Kategorie, die innerhalb des textimmanenten Rahmens verbleibt. Die *mollesse* als zweite texttheoretische Begrifflichkeit scheint ihr hierbei in Bezug auf stilistische Überlegungen uneingeschränkt zu folgen: Das Minimalpaar „doux-mou“ tritt oftmals als Dopplung aus dem Text hervor,¹⁴ ist hierbei jedoch nicht als Hendiadyoin angelegt. Nahezu unbemerkt bringt die *mollesse* eine Bedeutungsebene in die sprachtheoretischen Überlegungen ein, die der „douceur“ nicht innewohnt. Doch wie lässt sich diese Dopplung erklären? Welche zusätzliche Kategorie wird durch die „mollesse“ besetzt, die durch die „douceur“ allein nicht ausgefüllt zu werden schien?

Eigentlich abgeleitet vom lateinischen Substantiv „mollitia“ (und dem dazugehörigen Adverb „molliter“ sowie dem Verb „mollire“), das sich im Französischen als „mollesse“ (und respektive „mou/molle“, beziehungsweise „amollir“) übersetzen lässt¹⁵ und schon in seiner lateinischen Form direkt auf ein weibliches Moment verweist,¹⁶ wobei es auf ein Fehlen an Maß, an Kraft und Stärke, auf Formlosigkeit zurückgeführt wird, entwickelt die französische *mollesse* in der Renaissance ein semantisches Eigenleben. Die Weichheit wird durch die Fehlattribution einer falschen

¹¹ Siehe hierzu die Klassifikationen von Lausberg, Heinrich (1960): *Handbuch der literarischen Rhetorik*, 2 Bd., München, Max Huber Verlag.

¹² Siehe Huchon 2003, S. 15sq.

¹³ *Ibid.*, S. 16.

¹⁴ „Mais si les Métaphores de cette manière [c’est-à-dire les catachrèses] semblent un peu dures et âpres aux oreilles, on les pourra amollir et adoucir...“; Fouquelin, Antoine (1990): „La Rhétorique française“, in: Goyet, Francis (Hg.): *Traité de poétique et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, 345-464, „les treshaulz et glorieux personnages de ce monde en ont esté largement contentéz, amoliez et adoucis“; Molinet, Jean (2015): „L’Art de rhétorique“, in: Berthon, G. et al. (Hgg.): *La Muse et le Compas : poétiques à l’aube de l’âge moderne*, Paris, Classiques Garnier, 195-296, hier S. 217 und „l’homme de molle et douce conversation“, Montaigne 1999, II, 31, S. 718.

¹⁵ Siehe hierzu den Eintrag „mou“ in: *Dictionnaire Francoislain, contenant les mots et manières de parler Francois tournez en latin*, Paris, Robert Estienne, 1539.

¹⁶ Für eine umfassende semantische Analyse der lateinischen Herkunft dieser Begrifflichkeit, siehe: Williams, Craig (2013): „The Meanings of Softness: Some Remarks on the Semantics of mollitia“, in: *EnGeSta* 3, 240-263.

Etymologie (Laktanz¹⁷ und Isidor von Sevilla¹⁸ leiten beispielsweise „mollitia“ von „mulier“ über „mollior“ ab) synonym zu Weiblichkeit verwendet und steht (anders als die „douceur“) dauerhaft in einem direkten Zusammenhang mit den Geschlechterkategorien. Eben diese Überbetonung des Weiblichen schreibt die *mollesse* als zweites Element in ein doppelpoliges System rhetorischer und poetischer Idealvorstellungen ein, die über eine reine Textebene hinausgehen, denn das System fußt auf der metaphorischen Gleichsetzung des männlichen Körpers und des optimalen Stils, für die, wie Patricia Parker in einem komparatistischen Vergleich unterschiedlichster Texte der Antike und der frühen Neuzeit aufzeigen konnte, dasselbe System positiver Attribute mobilisiert wird: wie der Körper solle ein Stil „manly“, „sinewy“ und „nervous“, „healthy“ und „muscular“¹⁹ sein. In dieses auf einer Körpermetapher basierende Idealmodell scheint die „mollesse“ wie ein gefährdender Antagonismus hereinzubrechen und durch ihre fehlende Stärke die männliche Stilvorstellung in Gefahr zu bringen.

Zugleich ist sie in ihrer gefährdenden Position als Gegenpol ein unabdingbarer Teil des männlichen Ideals,²⁰ da erst durch ein ausgewogenes Zusammenspiel der beiden Extreme die Virilität in ihrer Idealform erreicht werden kann, die sich, wie Todd Reeser unterstreicht, in erster Linie durch aristotelische Besonnenheit und Mäßigung auszeichnet.²¹ Das – sowohl geschlechtliche als auch stilistische – Ideal verortete sich in einem Zwischenraum, der sich immer wieder neu definiert.

Der Zusammenfall geschlechtlicher und sprachtheoretischer Modelle zieht eine Vermischung zweier Ebenen in Rhetorik- und Poetiktraktaten der Renaissance nach sich, die sich im Zusammenhang mit dem Begriff der „douceur“ nicht auffinden lässt: über Stilfragen zu sprechen, bedeutet hier, den textimmanenten Rahmen zu verlassen und in gleichem Maße den *homo scribens* zu betrachten, der dem Text zugeordnet ist. Schreiben und Sprechen wachsen sich zu maßgeblichen Bestandteilen einer Identität als Mensch – und wie Raewyn Connell betont, stellt hier der Mann den Archetypen des Menschen dar, verkörpert er doch Ideal und Referenzpunkt, während die Frau nur „das Andere“ sein kann – aus und erlangen somit die Macht,

¹⁷ Laktanz (1974): *L'ouvrage du Dieu créateur*. Édition critique par Michel Perrin, Paris, Édition du Cerf, hier XII, 17

¹⁸ Isidorus Hispalensis/ Isidor von Sevilla (2020): *Étymologies*. Édition critique par Olga Spevak, Paris, Les Belles Lettres, hier XI, 2.18

¹⁹ Parker, Patricia (1996): „Virile Style“ in Fradenburg, Louise / Freccero, Carla: *Premodern Sexualities*, New York, Routledge, 201-222, hier S. 202.

²⁰ „Dans la rhétorique, le juste milieu consiste à cacher l'art en la dissimulatio artis qui fait préférer la „négligence diligente“ [NBP, Cic. O, 73] à l'ostentation et la trop grande artificialité, et prône la modération du savoir dont l'orateur use en homme du monde et non en savant, refuse les excès de la virtuosité.“, Boulègue, Laurence / Jones-Davies, Margaret / Malhomme, Florence (Hgg.) (2016): *La Douceur dans la pensée moderne. Esthétique et philosophie d'une notion*, Paris, Classiques Garnier, S. 13.

²¹ Siehe Reeser, Todd (2006): *Moderating Masculinity in early modern culture*, Chapel Hill, University of North Carolina Press.

eine Identität durch Verfehlung ins Wanken zu bringen.²² Es stellt sich also die Frage, inwiefern ein sprachlich-stilistisches Misslingen den Niedergang der außertextlichen Männlichkeit nach sich zieht oder inwiefern sich Männlichkeit in der Renaissance um den Sprachgebrauch herum neu konstruiert, wenn man den Sprechenden Mann als in einem diskursiven Identifikationsprozess begriffen und „nicht durchgängig an ein bestimmtes Muster von Männlichkeit gebunden“ versteht, der „situationsspezifisch aus einem kulturellen Repertoire maskulinen Verhaltens“²³ auswählt. Der Akt des Sprechens kommt in der Renaissance einem Konfigurationsprozess männlicher Identität gleich, der durch das Konzept der *mollesse* erst seinen gesamten Selbsterfindungsspielraum offenbart.

Methodische Überlegungen

Will man sich einem so ambivalent aufgeladenen Begriff wie der *mollesse* widmen und ihn in einen sprachtheoretischen Rahmen übertragen, kann sich die methodische Herangehensweise nur aus der Zusammenschau zweier Deutungsebenen ergeben, die der ambivalenten semantischen Aufladung des Begriffs Rechnung zollt. Hierbei verfolgt der vorliegende Band einen Close-Reading-Ansatz, der es ermöglichen soll, sich dem Begriff auf textimmanenter Ebene zu nähern und ihn aus dem sprachtheoretischen Kontext heraus zu beleuchten.

Sich auf diesem Weg einem Gegenstandsbereich der historischen Rhetorik zu nähern, wirft uns zunächst auf Fumarolis *L'âge de l'éloquence* zurück und konfrontiert uns mit der umfassenden, vielschichtigen Traditionsgeschichte der Rhetorik, die Fumaroli in mehrere Strömungen unterteilt, von denen wir an dieser Stelle besonders die Verlängerung einer kritischen Cicero-Rezeption in der frühen Neuzeit übernehmen werden²⁴, um eine kritische Debatte über rhetorische Normvorstellungen anhand der Figur eines konkreten Redners nachzuzeichnen. In der Fortführung dieser Betrachtung von Norm und Devianz im Rahmen der Rhetorik lässt sich Jean Lecointes Betrachtung der Sprache als Ordnungsmoment in der frühen Neuzeit

²² Siehe hierzu das Kapitel „Wahre Männlichkeit“ von Connell, Raewyn (2015): *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise des Männlichen*, Wiesbaden, Springer.

²³ *Ibid.*, S. 37.

²⁴ Siehe Fumaroli, Marc (1994): *L'Âge de l'Éloquence. Rhétorique et « res literaria » de la Renaissance au seuil de l'époque classique*, Paris, Albin Michel. Fumaroli zeichnet die Rhetorik der (frühen) Neuzeit vor allem im Sinne einer jesuitischen Schule und einer spirituellen Gelehrtheit nach – diesen Rhetorikschulen soll im Folgenden allerdings nicht nachgegangen werden.

heranziehen, wobei besonders „l'autre“, abseits der Norm, die angestrebten Analysen bestimmen wird.²⁵

Die Verlängerung der Rhetoriktheorie²⁶ hin zu poetologischen Reflexionen in der französischen Renaissance verfolgt die vorliegende Arbeit den Ansatz Jean-Charles Monferrans, der sich der Gattung der „art poétique français“ widmet, um die Klassifikationsmechanismen dieses marginalen literarischen Genres nachzuzeichnen und die Besonderheiten der vulgärsprachlichen Theorien in Abgrenzung zu ihren (neu)lateinischen Entsprechungen aufzuzeigen.²⁷ Besonders die Notwendigkeit, in der frühen Neuzeit ein eigenes Referenzsystem für die Beschreibung, Deutung und Evaluierung sprachlicher und literarischer Gebrauchsweisen aufzustellen, wird bei der Betrachtung der *mollesse* eine zentrale Rolle spielen. Da sich diese Abgrenzung in einem diachronen ebenso wie synchronen Spannungsfeld sowohl gegenüber den antiken Vorbildern, als auch besonders im Vergleich zum italienischen Modell vollzieht, dient hier zur weiteren Spezifizierung der von Perrine Galand-Hallyn und Fernand Hallyn herausgegebene Band zu den *Poétiques de la Renaissance*²⁸ als Referenz.

Um nun den Bogen von der sprachtheoretischen Überlegung zur zweiten semantischen Ebene der *mollesse* schlagen zu können, bietet es sich an, die Verbindung von Eloquenz und Virilität²⁹ zu beleuchten, wie Walter Ong sie schon in seiner Analyse zum Erlernen des Lateinischen als Übertritt des Jungen in den Raum affirmierter Männlichkeit³⁰ dargestellt und hiermit den Grundstein für die männliche Performanz als Mechanismus der Beherrschung von Sprachnormen etabliert hat. Zugleich auch dieser *persona* hinter dem Text, der anthropologischen Dimension

²⁵ Siehe Lecoine 1993; siehe auch Milhe-Poutingon, Gérard (2012): *Poétique du digressif. La digression dans la littérature de la Renaissance*, Paris, Classiques Garnier, S. 27-35 zu Mechanismen der Digression als „discours autre“ (S. 27) in Abgrenzung zum eigentlichen Gegenstand.

²⁶ Für die auch der Band von Kees Meerhoff erwähnt werden muss, siehe Meerhoff, Kees (1986): *Rhétorique et poétique au XVI^e siècle en France. Du Bellay, Ramus et les autres*, Leiden, Brill.

²⁷ Siehe Monferran, Jean-Charles (2011): *L'École des Muses. Les arts poétiques français à la Renaissance (1548-1610). Sébillot, Du Bellay, Peletier et les autres*, Genf, Droz.

²⁸ Galand-Hallyn, Perrine / Hallyn, Fernand (Hgg.) (2001): *Poétiques de la Renaissance: le modèle italien, le monde franco-bourguignon et leur héritage en France au XVI^e siècle*, Genf, Droz; vergessen werden darf hier auch nicht Graham, Castor (1964): *Pleiade Poetics. A Study in sixteenth-century thought and terminology*, Cambridge, Cambridge University Press.

²⁹ Das seine Betrachtung des Männlichen in der Renaissance keineswegs einen Anachronismus darstellt und bisher noch nicht ausreichend Beachtung gefunden hat, verdeutlicht Maira, Daniele (2015): „Renaissance et Masculinity Studies: de l'homme moderne au masculin postmoderne“, in : *Australian Journal of French Studies* 52.3, 306-319.

³⁰ Siehe Ong, Walter (1959): „Latin language study as a Renaissance Puberty Rite“, in: *Studies in Philology* 56.2, 103-124; siehe auch McCall, Timothy (2023) : *Making the Renaissance Man: Masculinity in the Courts of Renaissance Italy*, Chicago, Reaktion Books.

und im speziellen dem sprechenden Mann der frühen Neuzeit nachzuspüren³¹, verlangt also eine Lektüre der rhetorischen und poetologischen Texte unter Rückgriff auf einige wegweisende Kategorien aus den Geschlechterstudien und in besonderem der *masculinity studies*. Es gilt hierbei, den Sprachgebrauch im Sinne eines gender-performativen Sprechaktes zu verstehen, wie ihn Judith Butler zugrunde legt³². Wenn, wie Eugenio Garin betont, der Mann der frühen Neuzeit sich selbst als dynamisches Gefüge der autonomen Selbsterweckung verstehen kann – „À un moment statique avait succédé un moment dynamique. L’homme nouveau, l’homme moderne, était un homme qui se faisait, qui se construisait, et qui était conscient de cette création. C’était précisément, l’“homme de la Renaissance“.“³³ – lässt sich diese Überlegungen anhand der butlerischen Performanz weiterdenken: Sprachgebrauch und Selbstschaffung sind eng verknüpft und wenn der Mann nun als dynamischer, dauerhaft im Prozess des Sich-selbst-Schaffens begriffener Mann, auf die Redekunst, die poetische Dichtung und das Sprechen im Allgemeinen als performativen Akt zurückgreift, um sich selbst zu entwickeln, revidiert er in doppelter Hinsicht die Ideale der virilen Rhetorik. Die in den Traktaten festgehaltenen Idealvorstellungen dienen dem Mann hierbei als Orientierungsnorm einer virilen Tradition, denen er sich stellen muss, die er annehmen, jedoch zugleich auch unterwandern und in einen subversiven Diskurs einbetten kann. Der Mann, der selbst als Referenzgröße für das sprachliche Ideal dient, kann sich diesem Ideal nicht nur entziehen, sondern es selbst umkehren. Todd Reeser beispielsweise verdeutlicht diese Notwendigkeit, den Mann nicht als in sich geschlossene Einheit zu lesen, sondern ihn als Teil einer perpetuellen Dynamik zu verstehen, die ebenso viele Revisionen der Idealvorstellung wie Normfortsetzung in sich vereint.³⁴

Die normative Virilität lässt sich hierbei jedoch nicht nur als Norm des Individuums heranziehen, sondern liest sich immer als Konzeption des *vir virtutis* in einem gesellschaftlichen Gefüge³⁵ und somit als Mann vor dem Hintergrund intraviriler Abgrenzungen. Der vorliegende Band verfolgt also den Ansatz, Konzepte aus der Soziologie in den Close-Reading-Prozess einzubeziehen und so beispielsweise die

³¹ Jacob Burckhardts Betrachtungen zur Entstehung des Individuums sollen hier nicht unerwähnt bleiben; siehe Burckhardt, Jacob (2015): *La civilisation de la Renaissance en Italie*. Préface de Patrick Boucheron, Paris, Nouveau Monde éditions (besonders Kapitel 2).

³² Siehe Butler, Judith (1988): „Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory“, in: *Theatre Journal* 40.4, 519-531.

³³ Garin, Eugenio (1990): *L’Homme de la Renaissance*, Paris, Seuil, S. 12.

³⁴ Siehe Reeser 2006. Es ist bezeichnend, dass das dem Mann der frühen Neuzeit gewidmete Kapitel der *Histoire de la virilité* unter den zwei Oberbegriffen „Convictions et questionnements“ zusammengefasst wird; siehe Corbin, Alain / Courtine, Jean-Jacques / Vigarello, Georges (2011): *Histoire de la virilité*, 3 Bd., Bd. 1, *L’invention de la virilité, de l’antiquité aux Lumières*, Paris, Seuil, hier 185-194.

³⁵ Sowohl terminologisch als auch von der Idee eines Idealzustandes mit gesellschaftlichem Nutzen beziehe ich mich hier auf Skinner, Quentin (1978): *The Foundations of modern political thought*. Bd. 1: *The Renaissance*, Cambridge, Cambridge University Press.

Ordnung von idealtypischer Männlichkeit (im Sinne eines dominanten Ideals³⁶) und seinen devianten Unterformen um ein, von Raewyn Connell als Hegemonie bezeichnetes, viriles Zentrum herum nachzuzeichnen.³⁷

Die sich hierbei zunächst nur schwer vereinbar erscheinenden Lesarten lassen sich auf einem Umweg lösen, den Paul Ricœur in der *Métaphore vive* anstrebt: die Rhetorik als metaphorisches Feld zu begreifen und die in diesem Feld etablierte Logik als metaphorisches Wechselspiel zu verstehen.³⁸ Der männliche Körper dient hierbei als Referenz für die Metapher und schreibt sich in ein doppelseitiges Spannungsfeld ein, in dem er zugleich metaphorisches Abstraktum und konkrete Vergewärtigung ist. Die *mollesse* tritt genau in Bezug zum männlichen Körper (und dann in seiner Verlängerung zum gesamten Mann) als epistemologisches Konzept hervor, dass nicht nur als reines Beschreibungsmoment gewertet werden kann, sondern Informationsträgerin über ihren eigentlichen semantischen Sinn hinaus ist und die Geschlechterrealität der Renaissance (um)schreibt.³⁹

Der Körper als Feld metaphorischer Einschreibung ist, so Ernst Robert Curtius, „unermesslich“ und verbindet sakrales und säkulares Schreiben in dem Bestreben, über Bilder des Körpers einen epistemologischen Erkenntnisgewinn zu erreichen. Dieser Gedanken lässt sich in moderne Überlegungen zum Körper unter Rückgriff auf die „Corpographèse“ von Anne-Marie Paveau und Pierre Zoberman⁴⁰ übertragen und die männliche Physis als Projektionsort für normierende Idealzustände begreifen, denn, so Raewyn Connell, „wahre Männlichkeit“⁴¹ scheint sich fast immer vom männlichen Körper abzuleiten – einem männlichen Körper innewohnend oder etwas über einen männlichen Körper ausdrückend.⁴²

Von dieser Körpermetapher ausgehend, lässt sich – im Sinne der Metaphorologie – die Erweiterung des rein metaphorischen Feldes in einen konkreten Raum verstehen. Bei dieser Ausweitung, die darauf abzielt, die Verselbstständigung einer anfänglichen bildlichen Gleichsetzung von Körper und Sprache, stützt sich diese Arbeit auf die Überlegungen von Hans Blumenberg⁴³, die natürlich in einer Linie mit der Definition konzeptueller Metaphern zur kognitiven Erschließung

³⁶ Überlegungen zu männliche Dominanzstrukturen und die Aufrechterhaltung dieser dominierenden Position gehen natürlich zurück auf Bourdieu, Pierre (2002): *La domination masculine*, Paris, Seuil; siehe auch Badinter, Élisabeth (2005): *XY, de l'identité masculine*, Paris, LGF.

³⁷ Connell, Raewyn (2015): *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise des Männlichen*, Wiesbaden, Springer.

³⁸ Siehe Ricœur, Paul (1975) : *La métaphore vive*, Paris, Seuil.

³⁹ Vgl. *ibid.*, S. 32: „il faut dire que la métaphore porte une information, parce qu'elle « re-décrit » la réalité.“

⁴⁰ Siehe Paveau, Anne-Marie / Zoberman, Pierre (2009): „Corpographèse ou comment on/s'écrit le corps“, in: *Itinéraires* 2009/1, 9-17.

⁴¹ „Wahre Männlichkeit“, so wird es Raewyn Connell zeigen, ist natürlich auch nur ein Konstrukt, aber eines, das die Geschlechterordnung über alle Jahrhundert hinweg maßgeblich durchdringt.

⁴² Vgl. Connell 2015, S. 95.

⁴³ Siehe Blumenberg, Hans (1998): *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.

mehrschichtiger Umweltelemente von George Lakoff und Mark Johnson stehen⁴⁴. Der vorliegende Band verfolgt diesen Ansatz der Nutzbarmachung metaphorischer Vergleiche, um die Übertragung rhetorischen Wissens in den Common Ground der französischen frühen Neuzeit zu ermöglichen.

Vom Traktat zur Ideenprosa – Überlegungen zu einem interdisziplinären Corpus

Stellt man nun die Frage eines klar umrissenen Corpus, das es uns ermöglicht, die Entwicklung des *mollesse*-Begriffes auf metasprachlicher Ebene unter Rückgriff auf rhetorische, metaphorologische und genderkritische Grundsätze nachzuzeichnen, müssen wir zunächst feststellen, wie vielfältig sich dieses zeigt. Keineswegs lässt sich, wie auch schon die Betrachtungen von Patricia Parker⁴⁵, Nadia Cernogora⁴⁶ und Todd Reeser⁴⁷ betonen, der klassische Traktatbegriff als Differenzmerkmal zur Etablierung des zu betrachtenden Corpus bezüglich metasprachlicher Fragen heranziehen. Vielmehr bietet es sich an, die vielfältigen literarischen Textarten und Gattungsbegriffe miteinander in Bezug zu bringen, um sich der Omnipräsenz der sprachlich-rhetorischen *mollesse* im ideengeschichtlichen Feld der Renaissance zu stellen.

Der vorliegende Band verfolgt daher vielmehr den Ansatz, den Marie-Laure Acquier für einen Band der *Cahiers de narratologie* anstrebt: die Literatur weniger in ihrer narratologischen Dimension, sondern vielmehr als Feld für die Verhandlung von Diskursen zu betrachten. In diesem Sinne greift Acquier die Kategorie der Ideenprosa auf: „la catégorie de la prose d'idées comme lieu d'interaction entre le champ du littéraire, les discours de savoir et les disciplines qui s'y rapportent.“⁴⁸ Auch ohne eine diskursanalytische Lesart anzustreben, bietet es sich an, diesen Gattungsbegriff als Grundlage für das zu wählende Corpus anzunehmen.

So liegt die erste Gruppe der betrachteten Texte nahe: den Ausgangspunkt stellen natürlich die französischen Rhetorik- und Poetiktraktate der französischen Renaissance dar (zu deren Abgrenzung immer wieder ihre lateinischen und

⁴⁴ Siehe Lakoff, George / Johnson, Mark (2003): *Metaphors we live by*, Chicago, Chicago University Press.

⁴⁵ Siehe Parker, Patricia (1996): „Virile Style“ in Fradenburg, Louise / Freccero, Carla: *Premodern Sexualities*, New York, Routledge, 201-222 und Parker, Patricia (1989): „On the Tongue: Cross Gendering, Effeminacy, and the Art of Words.“, in: *Style* 23, 445-450.

⁴⁶ Siehe hierzu die Einleitung in folgendem Sammelband: Cernogora, Nadia et al. (Hgg.) (2019): *Arts de poésie et traités du vers français: (fin XVIe-XVIIe siècles): langue, poème, société*, Paris, Classiques Garnier.

⁴⁷ Siehe Reeser 2006.

⁴⁸ Acquier, Marie-Laure (2008): „Avant-propos. Prose d'idées, prose de pensée, un bilan. Prose d'idées, prose de pensée, bilan d'une réflexion“, in: *Cahiers de narratologie* 14, 1-8, hier S. 1.

griechischen Vorbilder, sowie Traktate aus dem italienischsprachigen Raum hinzugezogen werden). Drei Anthologien bieten eine erste Orientierung und setzen einige Traktate in Bezug zueinander. Zunächst ist hier der *Recueil d'arts de seconde rhétorique* von Ernest Langlois⁴⁹ zu nennen, der seine Fortsetzung in der von Jean-Charles Monferran herausgegebenen Anthologie⁵⁰ findet. Ergänzen lässt sich schließlich der Band von Francis Goyet, der stärker auch die Rhetoriktraktate in den Fokus nimmt⁵¹ und durch den ein erstes Panorama anonym erschienener, bekannter (wie dem von Jean Molinet, Jacques Peletier du Mans, Pierre de Ronsard und Thomas Sébillet) und bis dato wenig rezipierter (wie dem *Instructif de Seconde Rhétorique* oder der *Rhétorique française* Antoine Fouquelins) Traktate entsteht. Diese sollen durch weitere Rhetoriktraktate (wie denen von Gratien Du Pont, Pierre Fabri, Pierre de la Ramée und) und genuin sprachtheoretische Texte (wie jene Henri Estiennes) ergänzt werden, unter denen natürlich die *Deffence et illustration de la langue françoise*⁵² nicht vergessen werden darf und die schließlich in der Aufnahme sprachtheoretischer Thematiken in Emblemik-Bänden⁵³ gipfelt.

Dieses Corpus lässt sich in direkter Linie durch die Hinzunahme paratextueller Elemente erweitern, indem sich die Analysen nicht nur auf die Traktate selbst, sondern auch auf editorische Notizen, Herausgeberkommentare von Traktaten und Übersetzungen und Vorwörter literarischer Texte konzentriert. Auf diesem Weg lässt sich auch die Hinzunahme einiger autoreflexiver poetischer Texte erklären, in denen es sich die Poeten (in der vorliegenden Arbeit besonders Pierre de Ronsard und Joachim Du Bellay) zum Ziel machen, ihre theoretischen Konzepte in der eigenen Dichtung anklingen zu lassen.

In einem letzten Schritt soll dieses Corpus auf die Literatur der großen Humanisten Erasmus von Rotterdam, Guillaume Budé und Michel de Montaigne ausgeweitet werden, deren Werke sich an der Schnittstelle von der metaphorischen Gleichsetzung von Sprache und Mann und der konkreten Übertragung sprachtheoretischer Konzepte auf die reale Männlichkeit als ergiebig erwiesen haben.

Es liegt zunächst nahe, immer wieder eine chronologische Ordnung der Texte anzustreben, um der gegenseitigen Bezugnahme Tribut zu zollen, doch gerät dieses Vorhaben spätestens im zweiten Teil des vorliegenden Bandes an seine Grenzen. Stattdessen bietet es sich an, einen Rahmen zu umreißen, innerhalb dessen sich die

⁴⁹ Langlois, Ernest (Hg.) (1902): *Recueil d'arts de seconde rhétorique*, Paris, Imprimerie nationale.

⁵⁰ Jean-Charles Monferran (Hg.) (2015): *La Muse et le Compas: poétiques à l'aube de l'âge moderne*, Paris, Classiques Garnier

⁵¹ Goyet, Francis (Hg.) (1990): *Traité de poétique et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale.

⁵² Du Bellay, Joachim (2007) : *La Deffence et illustration de la langue françoise*. Édition critique par Jean-Charles Monferran, & L'Olive. Texte établie avec notes et introduction par Ernesta Calderini, Genève, Droz.

⁵³ Hier unter anderem Alciato, Andrea (1615): *Les Emblemes traduits en rime Françoises, enrichis de belles figures, & esclarcis par petits commentaires, lesquels expliquent les fables & histoires qui y sont contenues*, traduction par Jean Lefevre et Jean II de Tourne, Cologne, Jean II de Tourne und Paradin, Claude (1614): *Devises heroïques, et emblemes*, Lyon, Jean de Tourne et Guillaume Gazeau.

Texte wechselseitig aufnehmen, zitieren und ablösen, um der Position der *mollesse* innerhalb des metasprachlichen Diskurses nachzuspüren. Auch zeitlich verfolgt der vorliegende Band also einen erweiterten Renaissancebegriff und orientiert sich zwischen dem 1460 verfassten und 1502 erschienenen *Instructif de Seconde Rhétorique* und der zwischen 1482 und 1493 verfassten *Art de Rhétorique* Molinets einerseits und den am Wendepunkt vom 16. zum 17. Jahrhundert erschienenen Emblematiken andererseits.

Stilideale, Sprachnormen, affirmierte Virilität und relative Männlichkeiten

Eine solche thematische und zeitliche Abgrenzung entbehrt auf den ersten Blick nicht einer gewissen Ordnung, der man sich allzu gern hingeben möchte: einen konkreten Begriff innerhalb eines gattungstechnisch begrenzten Corpus zu verfolgen, liegt nahe und greift im vorliegenden Fall doch zu kurz, denn welche Epoche, wenn nicht die Renaissance, hat gezeigt, dass eine Rezeption und Reflexion der Welt immer auch ein Rückbesinnen auf den Menschen (oder vielmehr Mann, als Mensch der ersten Stunde) selbst bedeutet. Indem wir über den Begriff der *mollesse* also den Menschen und die Sprache zusammengebracht haben, haben wir uns die Möglichkeit gestellt, uns lediglich auf sprachtheoretische Texte zu beschränken; oder uns vielmehr die Gelegenheit eröffnet, einem wenn auch subtilen, so doch omnipräsenten Gedankengang in einer Vielzahl von Textsorten nachzuspüren.

Betrachtet man also die *mollesse* im Wechselspiel mit der Virilität als Form der *virtus* in der Renaissance, wird schnell deutlich, dass es sich hierbei um eine polymorphe Ansammlung von Anforderungen ethischer, physischer und rhetorischer Natur handelt. Ein Mann vereint so idealerweise moralische Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung, sowie einen kräftigen Körperbau, eine militärische Heldenhaftigkeit, Mut, Ehrgefühl und sexuelle Potenz in sich. Dieses vorherrschende Modell idealer Männlichkeit orientiert sich in der Renaissance zusätzlich an dem von Aristoteles in seiner *Nikomachischen Ethik* definierten Primat der Besonnenheit (der *sophrosyne*), die den Mann zu einem moderaten Einsatz seiner Tugenden aufruft und sowohl exzessive Kühnheit als auch übertriebene Ängstlichkeit zurückweist. Jedwede Abweichung von dieser Normvorstellung zieht eine Form des Mangels nach sich. Die *mollesse*, im Sinne einer Weichheit, erscheint hier als oppositionelles Konzept, um die Funktionsweise veränderter und marginalisierter Männlichkeitsformen, wie sie in verschiedenen Texten der Renaissance auftreten, erklären zu können.

Es bietet sich also an, zunächst eine Rückkehr *ad fontes* anzustreben und sich den Ursprüngen und Referenzmodellen für die sprachtheoretischen Überlegungen der Renaissance zu stellen. Hierbei strebt die vorliegende Arbeit nicht nur eine genaue Definition der „mollitia“ als Basis für die französische *mollesse* an, sondern macht es sich zum Ziel in einem weiter gefassten Bogen die Dynamiken viriler

Idealvorstellungen und deren Verfehlungen zu diesem Begriff in Bezug zu setzen. Ein konkretes Beispiel der Verortung französischer Traktate in diesem Feld stellt die Diskussion (anti)ciceronianischer Positionen dar.

Unter Rückgriff auf diese ideengeschichtliche Tradition erweist es sich im zweiten Schritt als dienlich, das Aufkommen einer geschlechterbasierten Terminologie in den französischen Traktaten von Grund auf nachzuverfolgen. Es zeigt sich, dass, bevor sich der Begriff der *mollesse* vollständig etablieren kann, die aus einer reinen lexikalischen Notwendigkeit herausgeborene Unterscheidung von weiblichem und männlichem <e> die Basis für ein weiterführendes, geschlechterbasiertes semantisches Feld darstellt, innerhalb dessen die *mollesse* die Verortung hierarchisierender Unterkategorien ermöglicht.

Diese grundlegende Abgrenzung einer anthropomorphen Terminologie ermöglicht im nächsten Schritt, die *virtutes elocutiones* vor dem Hintergrund einer *mollesse* als metaphorische Konfrontation mit den Anforderungen an eine normative Virilität zu lesen und weitere Kategorien des *vir bonus* in den metasprachlichen Kontext zu übertragen. Im zweiten Teil erlebt die theoretische Rhetorik eine konkrete Personifizierung in der Figur des Redners, die als extratextueller Dependenzfaktor für sprachliches Gelingen in einem doppelten Maß mit dem Primat der Virilität konfrontiert ist. Hierbei gilt es zunächst, den Einfluss des Orators auf die Rhetorik selbst unter Rückgriff auf die Funktion des *amollissement* innerhalb der *officia oratoris* zu beleuchten, um im Anschluss die Perspektive umzukehren und die Bedeutung der Redekunst für die Etablierung einer normativen Männlichkeit zu hinterfragen. Der Mann als ausgebildeter Redner kann sich im Feld der hegemonialen Virilität etablieren und ist zugleich mit dem Problem einer utilitaristischen Partizipation an gesellschaftspolitischen Belangen konfrontiert, die die rhetorische Gelehrtheit zum Selbstzweck mit *mollesse* in Verbindung bringen.

Von dieser Figur des Redners im perpetuellen Verortungsprozess innerhalb und gegenüber der Rhetorik vollzieht sich zeitgleich ein Wechsel anhand der Etablierung der „seconde rhétorique“, die den Poeten stärker in den Fokus rückt. Es bietet sich also an, in einem zweiten Schritt hier nicht nur den Redner als textexterne anthropologische Referenzgröße zu betrachten, sondern auch den Poeten in den Fokus zu nehmen, der sich ebenfalls durch die virilen Idealvorstellungen bestimmt sieht und zugleich nicht mit dem Redner gleichgesetzt werden kann. *Virilitas* und ihr Wechselspiel mit poetischer *mollesse* als bestimmendes Moment des dichterischen Schaffens soll in diesem Teil daher ebenso Betrachtung finden, wie die Rhetorik und ihr Bezug auf den Redner.

Von diesen rhetorischen und poetologischen Überlegungen zum Männlichen innerhalb der Rede- und Dichtkunst ausgehend, bietet es sich an, den Bogen in einen allgemeinen Raum zu schlagen und vielmehr die generellen Überlegungen zur Verknüpfung von Virilität, *mollesse* und Sprache nachzuverfolgen. Im letzten Teil dieser Arbeit entfernen wir uns also zusehends von der genuin sprachtheoretischen Betrachtung der *mollesse* und verfolgen stattdessen vielmehr die Aufnahme metasprachlicher Kategorien in die Bestrebungen, idealtypische Männlichkeit zu

definieren und zu generieren. Es findet hierbei eine Rückkehr zum konkreten Ausgangspunkt eines metaphorischen Gefüges statt, wobei der Mann nun nicht mehr die Sprachvorstellung bestimmt, sondern ein normativer Sprachbegriff den Ausgangspunkt für Männlichkeit bildet. Diese gilt es zunächst ganz klar in Abgrenzung zu ihrem weiblichen Gegenpart abzugrenzen und somit die Grundbedingungen für männliche Sprachperformanz aufzuzeigen, um sich der Frage zu stellen: wie kann normative Männlichkeit anhand eines Sprachideals konstruiert und dekonstruiert werden. Hierbei stellt sich die vorliegende Arbeit der Möglichkeit, den Virilitätsbegriff zu erweitern und nicht mehr nur einem klar umrissenen Ideal nachzuspüren, sondern über die Annahme einer „virilité molle“ vielmehr parallele, alternative Männlichkeiten im Plural nachzuzeichnen. Diese lassen sich in der Verlängerung einer rhetorischen Tradition beleuchten, anhand derer sie in einem ständigen Wechselspiel mit devianten, durch die *mollesse* charakterisierten Sprachformen stehen und diese entweder zurückweisen oder sich mit ihnen neu definieren.

Von den konkreten, individuellen Verkörperungen des Männlichen aus lässt sich in einem letzten Schritt die Endstufe der metaphorischen Entwicklung nachzeichnen, die sich von dem *homo loquens* als männlichem, sprechenden Individuum hinzu zu einer angenommenen sprachlichen Männlichkeit als Idealform vollzieht. Hierbei wird die Frage nach der Virilität auf eine nationalsprachliche Debatte übertragen und die *mollesse* im Sinne eines *amollissement* erneut als Auslotungsmoment zwischen Ideal und Verfehlung nun als Moment der Verortung nationaler Identität in Abgrenzung zu anderen Sprachen und Staaten übernommen.

Erster Teil

***Mollesse* als metaphorische Kategorie in der rhetorischen und poetischen Theorie der Renaissance**

1.1 Antike Quellen viriler Rhetorik und geschlechterkritische Rezeption in der Renaissance

Der männliche Körper der Rhetorik

Wie uns Perrine Galand-Hallyn in Erinnerung ruft, stellt die Anthropomorphisierung der sprachlichen Rede, in Form eines Vergleichs zwischen Mensch und Sprache, eine vorherrschende Kategorie in der Rhetoriktheorie dar.⁵⁴ Eine konkrete Konzeptualisierung dieser Metapher findet sich bei Platon, der in *Phaidros* die Sprache in Analogie zum menschlichen Körper betrachtet:

Aber das, glaube ich, würdest du jedenfalls wohl sagen, daß jede Rede wie ein Lebewesen zusammengefügt sein muß, indem sie sozusagen ihren eigenen Körper hat, so daß sie weder ohne Kopf noch ohne Fuß ist, sondern Mittelstücke und Randstücke hat, die als zueinander und zum Ganzen passend geschrieben sind.⁵⁵

Die anthropomorphisierte Sprachtheorie konstruiert sich somit um das ζῷον λόγον ἔχον (*zōon logon echon*, das vernunftgeleitete Wesen mit Sprache) als Referenzgröße und Vergleichselement. Ihm fällt in dieser Position eine doppelte Funktion zu: Das sprechende (menschliche) Wesen ist nicht allein Quelle des Gesagten, sondern dient gleichzeitig als metaphorische Größe zur Illustration des richtigen Sprachgebrauchs. In diesem steten Wechselspiel des Menschen und seiner Sprache gewinnt der abstrakte Diskurs eine konkrete Dimension, die sich in der Verschiebung menschlicher und besonders physischer Attribute auf eine sprachtheoretische Ebene darstellt. Dieser wiederkehrende metaphorische Verweis etabliert sich als Topos in den Texten der altgriechischen und lateinischen Rhetoriker.⁵⁶

Diese von einer metaphorischen Physis durchzogenen metaphorischen Betrachtungen werfen implizit die Frage nach dem Gender auf: Setzt man den richtigen Sprachgebrauch mit dem menschlichen Körper gleich, verlangt dieser Körper nach einer geschlechtlichen Zuschreibung. Diese speist sich, wie könnte es anders sein,

⁵⁴ Galand-Hallyn, Perrine (1994): *Le reflet des fleurs. Description et métalangage poétique d'Homère à la Renaissance*, Genève, Droz, S. 107.

⁵⁵ Platon (2014): *Phaidros*. Herausgegeben und übersetzt von Wolfgang Buchwald, Berlin De Gruyter, 47, 264c, S. 111.

⁵⁶ Siehe Galand-Hallyn 1994, S. 108; hier lässt sich auch auf den Artikel von Brisson, Luc (2000): „Le discours comme univers et l'univers comme discours“, in: Brisson, L.: *Lectures de Platon*, Paris, Vrin, 209-218 verweisen.

aus einem rein männlichen Kontext, wie die Forschung in mannigfachen Perspektiven immer wieder betont. Einen präzisen Überblick über die Rolle des (männlichen) Geschlechts für die ideale Rhetorik liefert Joy Connolly. Rhetorik sei, so Connolly, per se eine männliche Angelegenheit, denn in der griechisch-römischen Rhetoriktradition, sei Sprachgebrauch in einem ausschließlich maskulinen Rahmen zu verorten:

Practically speaking, rhetoric and oratory in Rome were wholly male endeavors in that the art of persuasive speech was taught, studied, and practiced in public space, which is to say in male space, by men, for men, to men, according to men's interests: it formed the core of Roman education and was the primary instrument of the law court, Forum, and senate.⁵⁷

Der Rhetorik, als genuin männliches Konstitutionsmoment soziopolitischer Organisationsstrukturen, kommt hier nicht nur eine vom Mann ausgehende Funktion zu, sondern erlangt im Umkehrschluss eine identitätsstiftende Dimension. Nicht nur der Sprecher nimmt teil an einem konstruktiven Diskurs, sondern die Sprache selbst wird zum Differenzmarker der Männlichkeit: über die Sprache stellt sich der Mann dar, entsteht als affirmierter *vir bonus* im Grunde genommen erst im Sprachakt und riskiert auf dieser Ebene auch die unmännliche Verfehlung:

The failure of ideal masculinity to square with the demands of eloquence makes rhetoric's legitimacy a fundamental issue for Roman rhetoricians – its legitimacy as a social practice, a pedagogy, a professional discipline, and a theory of language.⁵⁸

Patricia Parker ist es, die in ihren Studien zum „Virile Style“ und der verweiblichten Sprache ebendiese Verknüpfung von idealem Sprachgebrauch und normativen Männlichkeitsstrukturen auf einer sprachtheoretischen Ebene untersucht. Sie hebt hervor, wie sich seit Platon eine metaphorische Terminologie etablieren konnte, die den Mann und in einem engeren Sinne den männlichen Körper als Referenzgröße metasprachlicher Reflexionen nutzt. Die Definition des idealen Sprachgebrauchs wird durch die Verwendung physischer Attribute bestimmt, die der Terminologie zur Beschreibung des makellosen männlichen Körpers entspringen: muskulös,

⁵⁷ Connolly, Joy (2010): „Virile Tongues: Rhetoric and Masculinity“, in: Dominik, W./Hall, J. (Hgg.): *A Companion to Roman Rhetoric*, Malden, Blackwell, 83-97, hier S. 83sq.

⁵⁸ Ibid., S. 84.

voller Nerven und Sehnen, knochig und ohne überflüssige Fülle.⁵⁹ Auch wenn die Betrachtungen Parkers dem späten 20. Jahrhundert entspringen, dienen sie stets als Grundlagenforschung zu einer gender-metaphorischen metasprachlichen Terminologie in der Rhetorik der europäischen Renaissance⁶⁰ und finden eine Aktualisierung in den Arbeiten von Carla Mazzio.⁶¹ In diesen rein virilen Kosmos, den die Rhetorik darstellt, tritt das Weibliche zunächst nur in Form einer Nicht-Männlichkeit ein, die das virile Ethos des Orators infrage stellt. Das Weibliche geht, wie Craig Williams herausgearbeitet hat, nicht von der konkreten Inkarnation des weiblichen Geschlechts, also von der Frau in ihrer weiblichen physischen und sozialen Präsenz aus, sondern geht vielmehr auf die Rolle zurück, die die Frau in der Sexualität einnimmt: als „receptive“⁶², den Mann in sich aufnehmender Teil, bekleidet sie eine passive, untergeordnete Position. Der effeminierte, nicht dem virilen Ethos entsprechende Mann ist, so Willimas, dadurch charakterisiert, dass auch er den passiven, rezeptiven Part in homosexuellen Beziehungen übernimmt, sich also dem „insertive“, dem eindringenden Mann unterwirft und von sich von seiner eigenen Potenz entfernt. Das Weibliche ist hier also nicht deckungsgleich mit der Frau, sondern stellt vielmehr eine sexuelle Performanz dar, die sowohl von der Frau, als auch von einem „effeminatus“, eingenommen werden kann.

Hier offenbart sich eine Dynamik der Abgrenzung, die innerhalb der (Selbst-)Definition des Männlichen stattfindet und, so Raewyn Connell, das Weibliche eigentlich ausgrenzt. Frauen werden in diesem Konstrukt oft als „das Andere“ positioniert, das zwar als Kontrast zur Männlichkeit fungiert, da es als weniger wertvoll oder weniger legitimiert angesehen wird, jedoch von den Männern selbst nicht als ernstzunehmender Gegenpart betrachtet werden. Hierbei geht die Existenz des Weiblich jedoch nicht aus sich selbst, sondern vielmehr aus der „inneren Relationalität“ hervor: „Ohne den Kontrastbegriff „Weiblichkeit“ existiert „Männlichkeit“ nicht.“⁶³ Hier entspringt also der Grundgedanke einer geschlechtsspezifischer Lesart, denn das Weibliche und das Männliche treten nicht gleichermaßen als theoretische Kategorien in die Sprachreflexion ein, wenn es um den idealen Stil als männlichen Sprachgebrauch geht. Stattdessen wird in den Sprachreflexionen der Mann als Ideal und die Frau als Abgrenzungsmechanismus präsentiert, was sich noch

⁵⁹ Siehe Parker 1996, S. 202 und Parker, Patricia (1989): „On the Tongue: Cross Gendering, Effeminacy, and the Art of Words.“, in: *Style* 23, 445-450

⁶⁰ Nathalie Vienne-Guerrin stellt ihrer Ausgabe dreier englischer Rhetoriktraktate einen umfassenden Überblick über die aktuelle Forschungslage zur Verknüpfung von Gender und Rhetorik voran; siehe Vienne-Guerrin, Nathalie (2012): *The Unruly Tongue in modern England. Three Treatises*, Plymouth, Fairleigh Dickinson University Press.

⁶¹ Siehe Mazzio, Carla (2009a): „Sins of the tongue“, in: Hillmann, D. / Mazzio, C. (Hg.): *The body in parts: fantasies of corporeality in early modern Europe*, New York, Routledge, 53-80; Mazzio, Carla (2009b) : *The Inarticulate Renaissance: Language Trouble in an Age of Eloquence*, Pennsylvania, University of Pennsylvania Press.

⁶² Williams, Craig (?2010): *Roman Homosexuality*, Oxford, Oxford University Press, S. 178.

⁶³ Connell 2015, S. 120.

deutlicher anhand intraviriler Ordnungssysteme als Referenzmodell zeigt. „Männlichkeit als kollektive Praxis“⁶⁴ spielt sich hierbei in einem intravirilen Raum ab, in dem vor allem physische Stärke (besonders zur Ausübung von körperlichem Abgrenzungsverhalten, teilweise in Form von Gewalt⁶⁵), Heterosexualität und Durchsetzungsfähigkeit in Machtbeziehungen⁶⁶ als zentrale Gegenstände der Identitätsverhandlung herangezogen werden. Die Ausgrenzung des Weiblichen aus der sozialen Organisation der Männlichkeit spiegelt sich hierbei auch in der Hierarchie männlicher Gruppen und Subkulturen wider. Männer konkurrieren oft um Status und Anerkennung innerhalb männlicher Peer-Gruppen, wobei bestimmte Verhaltensweisen und Merkmale als besonders männlich und erstrebenswert angesehen werden. In diesen Dynamiken spielen Frauen keine aktive Rolle, sondern dienen eher als Referenzpunkt für die Bestätigung männlicher Identität und Dominanz. Über den Umweg als Vergleichsgröße einer Form der (untergeordneten) Männlichkeit hält also das Weibliche Einzug in den maskulinen Kosmos, ohne sich hierbei als konkrete Instanz zu etablieren.

Als abstrakte Größe also, die sich durch eine Akkumulation nicht normativer – und daher unmännlicher – Charakteristika auszeichnet, konfrontierte die feminine Sprache den Redner dauerhaft mit der Möglichkeit, des zu pompösen, entnervten (im lateinischen Sinne „enervi“), schwächelnden Stils, dem Archetyp männlicher Verfehlung.⁶⁷ Die Verfehlungen spielen sich hierbei auf derselben Ebene ab, auf der Connell die männlichen Identifikationspraktiken verortet hatte: körperliche Stärke und Durchsetzungskraft stehen hierbei im Zentrum und greifen das Weibliche allerhöchstens allegorisch auf. Es bleibt somit eine unbestimmte Größe, die sich als reine Projektionsfläche rhetorischer Mängel erweist und der ein lexikalisches Feld zukommt, das sich deutlich von physischer Gesundheit – und somit metaphorischer rhetorischer Idealität – abgrenzt: der gesunde Stil wird dem krankhaften Sprachgebrauch gegenübergestellt, die Fülle der Schlankheit, die Härte der Weichheit.⁶⁸

⁶⁴ *Ibid.*, S. 165.

⁶⁵ Zu Gewaltpraktiken als Abgrenzungsmechanismus, siehe Fournier, Martine (2006): „Les rapports de domination. À propos de La Domination masculine, Pierre Bourdieu“, Régis M. (Hg.): *Les mécanismes de la Violence. États - Institutions - Individu*. Éditions Sciences Humaines, 249-252.

⁶⁶ Vgl. Connell 2015, S. 163, S. 158sq. und S. 157.

⁶⁷ Siehe hierzu Santoro L’Hoir, Francesca (1992): *The rhetoric of gender terms: 'man', 'woman' and the portrayal of character in Latin prose*, Leiden, Brill. Aufgrund der unmittelbaren thematischen und terminologischen Anknüpfung der französischen Renaissance an Antike Rhetorikmodelle, scheint es mir unvermeidbar, hier die Lücke unbetrachtet zu lassen, die das Mittelalter in einer chronologischen Betrachtung hinterlässt. An dieser Stelle möchte ich auf den Band herausgegeben von Carla Casagrande et Silvana Vecchio (2007): *Les péchés de la langue: discipline et éthique de la parole dans la culture médiévale*, traduit par Philippe Baillet, Paris, Cerf verweisen, dessen Analysen zur Gender-Ethik der Sprache im mittelalterlichen Europa die in meiner Arbeit aufgeworfene Lücke zu schließen vermag.

⁶⁸ Siehe Parker 1996, S. 202.

In der aktuellsten Betrachtung zu diesem Thema stellt Sophie Conte die Komplexität heraus, die durch diese physiologische Metapher in der antiken Redekunst aufgeworfen wird: Da die Assimilierung von Sprachstil und menschlichem Wesen sich zu einem omnipräsenten Referenzfeld auswächst, erweist es sich als schlicht unmöglich, eine einzige Konkretisierung der physisch-rhetorischen Analogie festzumachen.⁶⁹ Conte zeichnet die Entstehung der Rede von der *inventio* bis zur *elocutio* nach (sie klammert in ihren Ausführungen *memoratio* und *actio* aus) und weist hierbei nach, wie die Körpermetaphorik gleichzeitig zur Beschreibung des Zusammenspiels der verschiedenen Redeteile (vergleichbar mit dem Zusammenwirken der unterschiedlichen Gliedmaßen), wie auch zur Definition der Charakteristika idealer *elocutio* genutzt werden kann.⁷⁰ Wie schon Tzvetan Todorov in der *Théories du symbole*,⁷¹ kommt Sophia Conte zu dem Schluss, dass der Versuch, eine chronologische Entwicklung dieser Symbolik nachzuzeichnen, sich als hochgradig problematisch erweist. Stattdessen lassen sich nur zufällig anmutende Überschneidungen und intertextuelle Referenzen nachweisen.⁷² Wenn ich nun also das Ziel verfolge, von dem oben genannten Platon ausgehend die physiologische Metaphorik einer normativen Männlichkeit und ihrer etwaigen Verfehlungen zur betrachten, kann ich dies nicht auf andere Weise tun, als Todorov und Conte: in einem chronologischen Durchlauf, der sich seiner thematischen Sprünge durchaus bewusst und immer wieder von Brüchen gekennzeichnet ist.

Schon Aristoteles vergleicht im dritten Teil seiner Rhetorik, der der *elocutio* gewidmet ist, das Wort mit dem männlichen Geschlecht. Den idealen Sprachgebrauch zu definieren, stellt sich somit gleichermaßen als eine Infragestellung der männlichen Performanz dar. Aristoteles widmet sich dieser Frage, indem er sich dem *ap-tum*, der Einheit zwischen *inventio* und *elocutio* stellt und hierbei die Metapher des männlichen Körpers verwendet, der ob seiner Nacktheit nach Kleidung verlangt: „Man muss aber darauf achten, was dem Greis ebenso passt wie dem Jüngling sein Purpurkleid, denn dasselbe Gewand passt ihm keineswegs.“⁷³ Aristoteles hinterfragt an dieser Stelle die Zusammensetzung mithilfe einer anthropomorphen Analogie eines möglichst harmonischen Stils, die besonders von der stilistischen Ausschmückung durch rhetorische Mittel abhängt. Im Zentrum des anthropomorphisierten Vergleichs stehen zwei Männer, die durch ihren Altersunterschied voneinander abgegrenzt sind und denen aus diesem Grund eine unterschiedliche Kleidung zusteht.

⁶⁹ Conte, Sophie (2010): „Physiologie du style: la métaphore du corps in les traités de rhétorique latins“, in: Chirron, S. / Lévy, C. (Hgg.): *Les noms du style in l'antiquité Gréco-Latine*, Louvain-Paris-Walpole, Éditions Peeters, 279-298.

⁷⁰ Siehe *ibid.*, S. 284.

⁷¹ Siehe Todorov, Tzvetan (1977): „Splendeur et misère de la rhétorique“, in: Todorov, T.: *Théories du symbole*, Paris, Seuil, 72-77.

⁷² Conte 2010, S. 289.

⁷³ Aristoteles (2018): *Rhetorik*. Übersetzt und herausgegeben von Gernot Krappinger, Stuttgart, Reclam, 1405a, III, 2, S. 315; für die französischen Entsprechungen, siehe Aristoteles (1960): *Rhétorique*. Texte établi et traduit par Médéric Dufour, Paris, Éditions des Belles Lettres.

Dieses Bild erweist sich als treffender Vergleich für die Rhetorik: wie ein Kleidungsstück nicht beiden Männern gleichermaßen stehen kann, da es sich nach den vestimentären Sitten der jeweiligen Altersgruppe richtet, sucht auch jede Rede nach dem ihr zustehenden Stil, den passenden sprachlichen Mitteln, denn das *aptum* gipfelt in einer idealen Konkordanz von Form und Inhalt.

Ganz wie die Kleidungswahl einer Norm unterworfen ist, nimmt die Wahl rhetorischer Elemente einen normativen Charakter an: die stilistischen Mittel sind hierbei in einem klar umrissenen System eingeordnet, das sich analog zur sozialen Ordnung von Männern unterschiedlichen Alters etabliert. Diese Gegenüberstellung wirft die von Connell beschriebene intravirile Identifikationsdynamik auf, die hier von Aristoteles besprochen wird, ohne sie zu reflektieren: der männliche Körper dient dem Generieren männlicher Identität und wird hierbei jedoch nicht als in sich geschlossene Größe gedacht, denn innerhalb des männlichen Referenzrahmens müssen auch weitere Identifikationsmerkmale mitgedacht werden. So spielt laut Aristoteles das Alter eine bedeutende Rolle für die virile Performanz und nicht der männliche Körper als solcher, sondern der männliche Körper im Zusammenspiel mit weiteren Merkmalen. Aristoteles hebt hierbei hervor, dass der Mann innerhalb eines männlichen Gefüges unterschiedliche Möglichkeiten hat, sich zu verhalten, oder hier konkret, sich zu kleiden. Als geschlechtsbezogene Konfigurationspraktik wirkt die Kleidung hierbei auf die Identität ein und dient dazu, die Stellung einzelner Männer innerhalb des Gefüges zu untermauern: Kleidung dient hierbei der Untermauerung der durch das Alter angelegten Ordnungsposition und kann hierbei zum Risiko für die virile Performanz werden.

Dieses von Aristoteles gewählte Bild zweier zueinander in Bezug gesetzter Männlichkeiten stellt sich also nicht nur als Metapher stilistischer Ausschmückungen, sondern vielmehr als komplexes System homosozialer, intraviriler Beziehungen dar. Die beiden, vom Geschlecht her männlichen, Antagonisten befinden sich an zwei gegenüberliegenden Polen des männlichen Feldes, das sich anhand einer theoretischen, potenziell erreichbaren Virilität definiert, die von Aristoteles nicht genauer spezifiziert oder infrage gestellt wird. Beide Männer haben auf ihre Weise an dieser Virilität teil, die durch niedriges oder hohes Alter nach einer unterschiedlichen Performativität verlangt, sich jedoch nicht rein auf Altersaspekten basierend der Verfehlung preisgeben kann. Diese Verfehlung ruht nicht im Dasein des Männlichen selbst, sondern entsteht erst aus dem Männlich-Sein heraus, dem Akt, der sich aus der männlichen Performanz ergibt. Eine Missachtung viriler Codizes hingegen gibt das Männliche dem Makel preis; eine fehlerhafte Kleidung korrumpiert die virile Potenz und zieht somit eine Abschwächung oder vielmehr Aufweichung der männlichen *vigor* nach sich.

Diese Form der Verweichlichung kann jedoch nicht überein gebracht werden mit einer Verweiblichung des Männlichen, da dieses sich in der aristotelischen Rhetorik nicht in Abgrenzung zum Weiblichen konstruiert (und dekonstruiert), sondern sich innerhalb eines rein männlichen Gefüges aus idealtypischen Normen und deren Missachtung speist. Die Übertragung dieses Systems auf die Rhetorik erweist sich

als fruchtbar: stilistische Fragen definieren sich hier innerhalb eines rein männlichen Kosmos in Form einer Gegenüberstellung bestmöglicher Darstellung der *inventio* mithilfe einer idealen Ausgestaltung der *elocutio*. Eine Abschwächung der Rede entsteht hier nicht durch einen externen inhaltlichen oder stilistischen Einfluss, sondern konkretisiert sich auf textimmanenter Ebene: der fehlerhafte Diskurs dekonstruiert sich selbst anhand stilistisch misslungener Zusammensetzung.

Rhetorik als sprachliche Übertragung eines virilen Tugendsystems

Aristoteles führt diese Möglichkeit einer rhetorischen Verfehlung in Analogie zu männlicher makelhafter Performanz im zweiten Buch der *Rhetorik* detaillierter aus und erweitert hier das Referenzsystem männlicher Zuschreibungselemente um die Frage der „Affekte“. Als Affekte bezeichnet er „Zorn, Begierde und dergleichen“⁷⁴, die für die männliche Performativität von besonderer Bedeutung sind, da sie in der richtigen Dosierung am idealen Akt des Männlich-Seins beteiligt sind, jedoch ein hohes Maß an kompromittierendem Potenzial in sich bergen, wie Gisèle Mathieu-Castellani feststellt.⁷⁵ Anhand einer Trias, bestehend aus einem jungen und einem alten Mann, sowie einem dritten Mann im zentralen virilen Alter, konzeptualisiert Aristoteles eine Männlichkeit, die sich konstant mit der Möglichkeit des Unmännlichen konfrontiert sieht, ohne sich hierbei jedoch vom Weiblichen abzugrenzen zu suchen. Die Notwendigkeit dieser Definition für die Frage nach dem idealen Sprachgebrauch ergibt sich aus der anthropomorphen Zuschreibung des Redaktes: die affirmierte Virilität des Sprechers, sowie die zu beeinflussende Position des Zuhörers⁷⁶ sind von zentraler Bedeutung für die Komposition der Rede⁷⁷ und werfen das der Sprachtheorie zugrunde gelegte Männlichkeitssystem auf, das in einem nächsten Schritt auf die metaphorisch-metasprachliche Ebene transponiert wird. Im ersten Teil seiner Erklärungen definiert Aristoteles den jungen Mann anhand seines Verhältnisses zu fleischlichem Vergnügen:

⁷⁴ Aristoteles 2018, 1388b; II, 12, S. 219.

⁷⁵ Siehe Mathieu-Castellani, Gisèle (2001): „La colère d'Aristote. Défense et illustration d'un emportement plus doux que le miel“, in: *Littérature*, no. 122, 75-89.

⁷⁶ Gernot Krapinger betitelt diesen Aspekt sogar als „Zuhörerpsychologie“, siehe Aristoteles 2018, S. 469.

⁷⁷ „Weil nun allen die Reden ins Ohr gehen, die ihrer Wesensart entsprechen oder ähnlich sind, ist es offensichtlich, wie Redner und Reden durch den Einsatz des Wortes einen Eindruck erwecken können, der eben dieser Wesensart entspricht“, Aristoteles 2018, 1390a, S. 227.

Die Jungen sind vom Charakter her von Begierden bestimmt und geneigt, das zu tun, was sie gerade begehren. Und unter den leiblichen Begierden gehen sie vorzugsweise dem Liebesgenuss nach und sind dabei unbeherrscht.⁷⁸

Der junge Mann, der das ideale männliche Alter noch nicht erreicht hat, charakterisiert sich durch eine besondere Inbrunst, die immer dann zutage tritt, wenn er eine ihm am Herzen liegende Unternehmung verfolgt und im Angesicht derer er sich als unfähig erweist, seinen Enthusiasmus zu zügeln. Aristoteles identifiziert in diesem Beispiel eine erste Form der männlichen Verfehlung, die vornehmlich durch fehlende Zurückhaltung hervorgerufen wird. Diesem Mangel fügt Aristoteles eine Form der Inkonsistenz und Wankelmütigkeit hinzu, die sich in einem ständigen Wechsel des Objektes äußert, auf das sich ihr Enthusiasmus richtet.

Launisch schwanken sie in ihren Begierden und neigen zum Überdruß, sie begehren zwar heftig, lassen aber auch schnell davon ab denn ihre Wünsche sind intensiv, aber nicht groß, ebenso wie Hunger und Durst bei einem Kranken. Ferner sind sie impulsiv, jähzornig und geneigt, ihrem Zorn nachzugeben.⁷⁹

Der junge Mann stellt sich in Aristoteles' Beschreibung als passioniert, jedoch wenig beständig dar. Er geht mit nahezu grenzenloser Energie einer Beschäftigung nach und erweist sich unfähig darin, seine Hingabe zu beherrschen. Jedoch ist dieses leidenschaftliche Interesse sehr wechselhaft. Er konzentriert sich selten dauerhaft auf eine einzige Unternehmung und richtet seine Aufmerksamkeit auf immer wieder veränderte Gegenstände und weist hierbei mit großer Abneigung vorausgegangene Passionen zurück. Der Jüngling schwankt somit dauerhaft zwischen zwei Extremen, ohne jedoch eine konstante, moderate Position erreichen zu können. Gleichzeitig bleiben seine Bemühungen erfolglos – die Analogie mit einem Kranken unterstreicht die morbide Konnotation des Verhaltens; ob seines verfehlten Verhaltens erscheint der junge Mann als ungesund, kraftlos und labil – und die Männlichkeit des Jugendalters erweist sich somit als auf doppelte Weise fehlerhaft: zugleich hyperbolisch und fehlgeschlagen, entsteht hier eine Form des Männlichen, die trotz großen Einsatzes nur eine beschnittene Daseinsform erreichen kann. Wie auch der Kranke, der aufgrund seines Leidens in einem dauerhaften Mangelzustand gefangen ist und in einem gesunden Zustand durchaus seine vollständige Männlichkeit entfalten könnte, birgt der junge Mann durchaus das Potenzial affirmerter Virilität in sich, kann diese jedoch aufgrund seines exzessiven Verhaltens nicht erreichen.

⁷⁸ Aristoteles 2018, 1389a, S. 219.

⁷⁹ *Ibid.*

Aristoteles schreibt diesem Verhalten durchaus nicht nur negative Attribute zu; so vergleicht er den jungen Mann mit einem Betrunkenen, um seinen Eifer erneut zu unterstreichen: „Auch voll Erwartungen sind sie, denn die Jungen sind von Natur aus so feurig, wie die Betrunkenen es vom Wein sind.“⁸⁰ Dieser zweite Vergleich rundet das Bild potenzieller, jedoch verfehlter Männlichkeit ab; ebenso wie der Kranke, besitzt der Betrunkene ursprünglich eine intakte Virilität, die jedoch in dem Moment korrumpiert, in dem er sich dem Alkohol zuwendet und hierbei an Besonnenheit verliert. Es besteht also das Potenzial, an virilen Konfigurationspraktiken teilzunehmen, doch kommt es nicht dazu, dass diese zu einem ernstzunehmenden Anspruch innerhalb des männlichen Verortungsrahmens führen. In einer Ordnungslogik, wie Connell sie anlegt, lässt sich hierbei wohl am ehesten von einer Form der Komplizenschaft⁸¹ sprechen, wobei in besonderem Maße zu berücksichtigen ist, dass sich der junge Mann in einer prekären prävirilen Position befindet: in einer Zwischenposition, die sich aus dem Wechselspiel von Übermaß und Mangel ergibt, wartet er darauf, selbst eine hegemoniale Dominanzposition zu bekleiden. Seine Verfehlung wird lediglich vorübergehend ob seines Alters geduldet, da sie in ihrer aktuellen Kurzlebigkeit die Vormachtstellung des ideal Männlichen nicht korrumpiert.

Aristoteles erweitert das männliche System um die Position des alternden Mannes. Dieser weist „Charakterzüge auf, die vielfach den genannten [denen der Jungen, FB] entgegengesetzt sind.“⁸².

Weil sie [die älteren Männer] nämlich schon viele Jahre gelebt haben, öfter enttäuscht worden sind, öfter Fehlritte begangen haben und die Mehrzahl der menschlichen Unternehmungen schlecht ausgeht, legen sie sich auf nichts endgültig fest, sondern sind in allem weniger vehement, als es geboten wäre.⁸³

Zeigten sich die Jungen wenig besonnen in der Darstellung ihrer virilen Existenz, beschreibt Aristoteles hier nun in Bezug beim alternden Mann eine gegenteilige Verhaltensweise. Dieser erweist sich als unentschieden, vertritt keine klar umrissene Position und erscheint aus diesem Grund „weniger vehement“, als es der idealtypischen männlichen Performanz entspräche. Der Begriff Vehemenz schreibt sich hier deutlich in ein männliches Begriffsrepertoire ein und vereint in sich den Zusammenfall von physischer Stärke und mentaler Determiniertheit. Dieses Begriffspaar ruft das Kernstück viriler Verortungspraktiken, wie zuvor anhand der Studien

⁸⁰ *Ibid.*

⁸¹ Connell begreift als männliche Komplizenschaft all jene Männer, die zwar (noch) nicht (oder nicht mehr) Teil der Hegemonie sind, jedoch Anteil an ihr haben, sie dabei unterstützen und selbst von ihr profitieren; vgl. Connell 2015, S. 133.

⁸² Aristoteles 2018, 1389b, S. 223.

⁸³ *Ibid.*, 1389b, S. 223.

Connells beschrieben, auf und weist hierbei dem alten Mann eine ähnliche kompliziertere Rolle zu wie dem Jüngling: hatte er einst an den Konfigurationspraktiken des männlichen sozialen Raums teilgenommen und war so selbst Teil der dominierenden Gruppe gewesen, erweist er sich im Alter immerhin noch als Unterstützer der herrschenden Ordnung. Aristoteles führt das männliche Fehlverhalten auf die vorausgegangenen Lebenserfahrungen innerhalb der sozialen Strukturen zurück, die den Mann in seiner Determiniertheit ins Wanken bringe, hierdurch seine Vehemenz aufbreche und somit ein Verhalten hervorrufe, das auf jeder Ebene konträr zu dem des jungen Mannes ausfalle, diesem jedoch nicht unerheblich ähnele, denn der alte Mann ist hierbei nicht weniger makelhaft – er erscheint unentschlossen und kraftlos. Aristoteles unterstreicht an dieser Stelle erneut die normative Dimension, die dem männlichen Verhalten zugrunde liegt: der Performanz-Codex speist sich aus Determiniertheit und Vehemenz und kann in doppelter Weise subvertiert werden. Hierbei nähert sich die Verfehlung durch Unterlassung, wie sie durch den Alten vertreten wird, dem Ideal mehr an, als die extreme Überschreitung des Jungen:

Ihre Zornesausbrüche sind heftig, aber ohne Wirkung, und ihre Begierden sind teils erloschen, teils schwach, so dass sie nicht nach Maßgabe ihrer Begierden, sondern ihres Vorteils trachten und handeln. Daher erscheinen Menschen in diesem Alter besonnen, ihre Begierden sind erschlaft, und sie sind Sklaven des Gewinns.⁸⁴

Obwohl als Form der Verfehlung klar deklariert, schafft es der Mangel an Vehemenz, dem das Alter anheimfällt, sich als getarnte Form der männlichen Besonnenheit zu etablieren. Der alte Mann, der aufgrund seiner vermeintlichen Passivität und seines Drangs, sich zu seinem Vorteil zu verhalten, besonnen scheint, nimmt hier auf artifizielle Weise an einem Ideal teil, dem er nicht entspricht. Lediglich der Mann des Erwachsenenalters, der das virile Alter weder unter- noch überschreitet, erlangt Zugang zum Kern der normativen Männlichkeitsvorstellung:

⁸⁴ *Ibid.*, 1390a, S. 225sq.

Augenscheinlich ist, dass diejenigen, die in der Blüte ihres Lebens stehen, ihrem Wesen nach eine Mittelstellung zwischen den beiden Altersgruppen einnehmen werden, indem sie deren Extreme mildern und weder allzu zuversichtlich (denn das ist Vergangenheit) nach allzu furchtsam sind, sondern in beidem das richtige Maß halten, weder allen trauen noch allen misstrauen, sondern eher realistisch urteilen, weder ausschließlich ihr Leben nach dem Edlen noch dem Vorteil ausrichten, sondern auf beides, ferner weder knauserig noch schwelgerisch sind, sondern wie es sich ziemt. Ebenso verhält es sich, was Zorn und Begierde betrifft. Sie sind besonnen mit Mut und mutig mit Besonnenheit.⁸⁵

Der Mann mittleren Alters wird nun als dritte, ideale Kategorie affirmierter Männlichkeit etabliert. Weder unkontrolliert aufgrund zu großer Bestrebungen, seine Virilität auszuleben, noch maßlos in seiner Unentschlossenheit und bereits durch sein Alter in seiner Vehemenz geschwächt, positioniert er sich in einer „Mittelstellung“, die sich durch maßvolle Besonnenheit („σωφροσύνη“) auszeichnet. Dieser Begriff der Sophrosyne wird sich hier als eine bedeutende Schnittstelle zwischen metasprachlichen Überlegungen in einem komplexen System idealtypischer Männlichkeit und ihrer fehlerhaften Homologe etablieren. Die Sophrosyne knüpft als Referenzmoment männlicher Tugendvorstellungen an die aristotelische *Nikomachische Ethik* an und transponiert die hier verhandelten Idealdefinitionen auf sprachtheoretischer Ebene. Wie Michel Foucault hervorhebt, liefert Aristoteles mit seinen Schriften ein systematische Darstellung von Arete („ἀρετή“), das sich in einem rein intravirilen Raum zu definieren sucht, „c'est une morale d'hommes: une morale pensée, écrite, enseignée par des hommes et adressée à des hommes, évidemment libres“⁸⁶, während, wie Todd Reeser ergänzt, weibliche Tugendhaftigkeit nicht mit Arete und somit auch nicht mit Sophrosyne als deren Grundlage zusammenzubringen ist.⁸⁷ Die

⁸⁵ *Ibid.*, 1390a-1390b, S. 227.

⁸⁶ Foucault führt die Position des Weiblichen als Abstraktum und dominiertes Objekt ein: „Morale virile, par conséquent, où les femmes n'apparaissent qu'à titre d'objets ou tout au plus de partenaires qu'il convient de former, d'éduquer et de surveiller quand on les a sous son pouvoir, et dont il faut s'abstenir en revanche quand elles sont sous le pouvoir d'un autre (père, mari, tuteur). [...] cette morale virile] est une élaboration de la conduite masculine faite du point de vue des hommes et pour donner une forme à leur conduite.“, Foucault, Michel (1984): *Histoire de la sexualité II. L'usage des plaisirs*, Paris, Gallimard, S. 33.

⁸⁷ „In the Politics, Aristotle asks whether there is any excellence in women and concludes that, since different persons have different types of virtues, we must hold, that all of these persons have their appropriate virtues, implying that female virtue is not based on arete. [...] The fact that woman is defined in relations to man in terms of virtue and appears excluded from male arete does not imply, however, that she is not or cannot be virtuous. Instead she has another system of virtue to follow...“, Reeser 2006, S. 50; Susan Moller Okin und Christine Garside-Allen heben hervor, dass Aristoteles'

Ausführung der kollektiven Männlichkeitspraxis fußt also nicht nur auf dem Zusammenspiel von physischer Kraft und Determiniertheit, sondern auch eines besonnenen Umgangs mit diesen beiden Attributen. Die Komplexität der intravirilen Konfigurationsprozesse wird nun offenbar: schien die Positionierung des Jungen und des Alten am Rande des männlichen Feldes noch recht offensichtlich, deutet sich nun an, in welchem Maße die Selbstpositionierung des virilen Mannes der Verfehlung ausgesetzt ist. Das auf der Besonnenheit basierende, rein männliche Tugendsystem des kontrollierten Mittels, lässt sich daher nur auf Männer anwenden, die den Grundvoraussetzungen der Hegemonie entsprechen und präsentiert sich als geradezu mathematisches Prinzip:

Es wird aber auch noch durch folgendes klar, wenn wir betrachten, wie die Natur dieser Tugend ist. In jedem Kontinuum gibt es ein Mehr, ein Weniger und ein Gleiches, und dies sowohl an und für sich wie im Bezug auf uns. Das Gleiche ist die Mitte zwischen Übermaß und Mangel. Ich nenne die Mitte einer Sache dasjenige, was denselben Abstand von beiden Enden hat, und was überall und immer eines ist; die Mitte im Bezug auf uns ist das, was weder Übermaß noch Mangel ist.⁸⁸

Die Arete, als „ethische Tugend“⁸⁹, lässt sich erst anhand einer mathematisch berechneten Definition *ex negativo* erläutern: Das Ideal grenzt sich von zwei Formen der Verfehlung ab, die sich als Antagonisten der Extreme gegenüberstehen und sich als doppelte Maßlosigkeit in Form von Mangel und Übermaß auszeichnen. In der gleichen Entfernung zu beiden definiert Aristoteles das Mittel: Es ist wieder dem einen noch dem anderen Extrem ähnlich und wahrt zu beiden den gleichen Abstand.⁹⁰ Zur klaren Bestimmung dieses Abstandes verweist Aristoteles auf den „Bezug auf uns“ und wirft somit die Komplexität dieses Tugendbegriffs auf, der sich

Ausschluss der Frau in erster Linie eine praktische Funktion erfüllt und nicht nur die Frau als geschlechtlicher Gegenpart, sondern auch Sklaven und unfreie Männer aus seinen Überlegungen ausschließt; Moller Okin, Susan (1979): *Women in Western Political Thought*, Princeton, Princeton University Press und Garside-Allen, Christine (1971): „Can a Woman be Good in the Same Way as a Man?“, in: *Dialogue* 10, 534-544.

⁸⁸ Aristoteles (2014): *Die Nikomachische Ethik*: griechisch-deutsch. Übersetzt von Olof Gigin, herausgegeben von Rainer Nickel, Berlin, De Gruyter, 1106a, S. 71; eine deckungsgleiche Tugenddefinition finden wir ebenfalls in der *Eudemischen Ethik*, beschränken uns aber im vorliegenden Fall auf die weit aus umfassenderen Betrachtungen in der *Nikomachischen Ethik*. Eine genauere Nebeneinanderstellung der beiden Texte hinsichtlich viriler Tugend nimmt Todd Reeser vor; siehe Reeser 2006, S. 52*sq.*

⁸⁹ Aristoteles 2014: *Nikomachische Ethik.*, 1106b, S. 73.

⁹⁰ Im Folgenden wird Aristoteles das Beispiel einer mathematischen Gleichung anführen, in der das Mittel zwischen zehn und zwei sich bei sechs befinde, da in diesem Fall der gleiche Abstand zu beiden Richtungen gewahrt sei, verweist allerdings gleichzeitig darauf, dass eine solche Rechnung bei menschlichen Tugenden schwierig aufzustellen sei, auch wenn sie die Basis seiner Überlegungen darstelle; vgl. *ibid.*

nicht an einem absoluten Maß orientieren kann, sondern in steter Differenzierung und Neuverortung einem perpetuellen Suchprozess gleichkommt.

Die Tugend ist also ein Verhalten der Entscheidung, begründet in der Mitte im Bezug auf uns, einer Mitte, die durch Überlegung bestimmt wird und danach, wie sie der Verständige bestimmen würde. Die Mitte liegt aber zwischen den beiden Schlechtigkeiten, dem Übermaß und dem Mangel. Während diese in den Leidenschaften⁹¹ und Handlungen⁹² hinter dem Gesollten zurückbleiben oder über es hinausgehen, besteht die Tugend darin, die Mitte zu finden und zu wählen. Darum ist die Tugend ihrem Wesen und der Frage nach einer Mitte, nach der Vorzüglichkeit und Richtigkeit aber das Höchste.⁹³

Aristoteles betrachtet hier also das Maßhalten als zentrales Element, das das männlich Wesen in seiner gesamten Virilität durchdringt – sowohl Affekte, als auch Aktionen und Reaktionen messen sich an ihrem Maß an Besonnenheit – und stellt heraus, wie auch ein Übermaß an tugendhafter Absicht zur Verfehlung verkommt, während erst das beherrschte Mittel vollkommene Arete ermöglicht. Es entsteht so ein ternäres System, das die ideale Männlichkeit nicht an männliche Attribute knüpft, sondern die Selbstbeherrschung ins Zentrum seiner Definition rückt. Die männlichen Grundvoraussetzungen der Stärke, der Entschlossenheit, einer gewissen sexuellen Ausprägung, stellen hierbei zwar die Eintrittsvoraussetzungen ins virile Feld dar, und werden von virilen Randgruppen beispielsweise nicht oder nur teilweise beherrscht, ermöglichen jedoch erst durch den kontrollierten Einsatz eine hegemoniale Teilhabe. Diese Selbstbeherrschung, die bei Aristoteles in Form einer aktiven Selbstbetrachtung erscheint, denn sie entsteht innerhalb eines Auswahlprozesses, der immer an den Mann selbst geknüpft ist, legt den Grundstein für männliche Identität. Idealtypische männliche Identität fußt hierbei, so die These Michel Foucaults im zweiten Band der *Histoire de la Sexualité*, auf einer Autokontrolle, die der Differenzmarkierung und Dominanz des Anderen, das heißt in einem ersten Schritt Frauen, Kindern und Sklaven, schließlich aber auch anderer Männer dient.

⁹¹ „Ich meine dabei die ethische Tugend. Denn sie befaßt sich mit den Leidenschaften und Handlungen, und bei diesen befindet sich Übermaß, Mangel und Mitte. So kann man mehr oder weniger Angst empfinden oder Mut, Begierde, Zorn, Mitleid und überhaupt Freude und Schmerz, und beides auf eine unrichtige Art; dagegen es zu tun, wann man soll und in welchen Lagen man es soll und wem gegenüber und wozu und wie, das ist die Mitte und das Beste und das ist die Tugend.“, Aristoteles 2014, 1106b, S. 73.

⁹² „Ebenso gibt es auch bei den Handlungen Übermaß, Mangel und Mitte. Denn die Tugend betrifft die Leidenschaften und Handlungen, bei welchen das Übermaß ein Fehler ist und der Mangel tadelnswert, die Mitte aber das richtig trifft und gelobt wird.“, *ibid.*

⁹³ Aristoteles 2014, 1107a, S. 75.

Indem der Mann eigene Exzesse kontrolliert, beherrscht er den Einfluss des anderen und erlangt auf diesem Weg die generelle Dominanz.⁹⁴ Dieses Begriffspaar aus Selbstkontrolle und Dominanz findet sich, so Todd Reeser, bei Aristoteles vielmehr konkretisiert in der Nebeneinanderstellung von Selbstkontrolle und Tugendhaftigkeit, die in einer Gegenüberstellung des sich gegenseitig ausschließenden Begriffspaares aus Ideal und Maßlosigkeit gipfelt. Die Komplexität des so anvisierten Ideals ergibt sich aus seiner perpetuellen Neuverortung zwischen Mangel und Übermaß⁹⁵, dessen Verfehlung sich als männliche Dekonstruktion erweist.

Der maßlose Mann erlangt den Status eines *κίμαιδος* (*kinaidos*), eines androgynen Zwischenstatus' weiblicher Männlichkeit, den Maurice Sartre anhand des Beispiels antiker Päderastie illustriert, innerhalb derer sich die Rollenverteilung zwischen Eromenos und Erastes aufgrund mangelnder Sophrosyne umkehrt. „L'homme dont l'un des signes de virilité est de rester maître de ses plaisirs et de ses passions, peut donc perdre cette posture et se trouver, quoique éraste, en position dominée. De mâle-masculin – idéal de citoyen-hoplite –, il peut basculer au mâle-féminin, autant dire *kinaidos*.“⁹⁶ Diese nicht idealtypische Performanz bringt einen neuen Männlichkeitstypus hervor, der sich jedoch nicht nur auf die Zeit des Aktes selbst beschränkt, sondern das gesamte virile Ethos ins Wanken bringt: „The conception of a *kinaidos* was of a man socially deviant in his entire being, principally observable in behavior that flagrantly violated or contravened the dominant social definition of masculinity. To this extent, *kinaidos* was a category of person, not just of acts.“⁹⁷ Durch diese Rollenverschiebung vom überlegenen Erastes, der seinem Dominanz über den ihm unterstellten Eromenos ausübt, hin zu einer durch Alter und Erfahrung eigentlich Dominanz einfordernden, aber durch den eigenen Überschwang geschwächten Figur, verdeutlicht die Konfigurationsprozesse im männlichen Feld: eine durch äußere Attribute zunächst gesicherte Position kann durch den performativen Akt korrumpiert werden, der Mann weicht sich in seiner Rolle durch sein Verhalten auf und verliert hierdurch seine Stellung im virilen Raum.

⁹⁴ „Chez certains, cette extrême vertu était la marque visible de la maîtrise qu'ils exerçaient sur eux-mêmes et donc du pouvoir qu'ils étaient dignes d'assumer sur les autres.“, Foucault 1984, S. 30, ausgehend von dieser Analyse Foucaults überträgt Reeser die Kontrolle körperlicher Lust auf die Selbstbeherrschung im Allgemeinen: „Self-mastery and moderation are techniques of self-discipline that imply mastery of the other, especially woman, slave, and child in this context.“, Reeser 2006, S. 52.

⁹⁵ „The mean or le moyen (medium in Latin) technically refers to a virtuous point that was often assumed to be some kind of fixed or mathematically determined middle. But la moderation, la médiocrité, le milieu, and la moyenne mesure in French, and moderatio, mediocritas and medietas in Latin can denote a less clearly defined state of being whose existence is predicated solely on its location between the vices of excess and lack.“, Reeser 2006, S. 12.

⁹⁶ Maurice Sartre, „Virilités grecques“ in: Corbin, Alain / Courtine, Jean-Jacques / Vigarello, Georges (2011) (Hgg.): *Histoire de la virilité en 3 volumes. Tome 1, L'invention de la virilité, de l'antiquité aux Lumières*, Paris, Seuil, S. 54.

⁹⁷ Williams 2010, S. 232.

Innerhalb des intravirilen Idealsystems grenzt sich eine moderate Männlichkeit, die ihre Dominanz aus der eigenen Selbstbeherrschung speist, von einer Verfehlung durch mangelnde Kontrolle ab, die schließlich in einer Annäherung an das Weibliche gipfelt. Indem Aristoteles dasselbe auf Selbstbeherrschung und Maß basierende männliche Tugendideal in seiner Rhetorik verortet, knüpft er die gesamte Breite männlicher Identität an den idealen Sprachgebrauch und überträgt somit nicht nur körperliche, sondern auch ethisch-moralische Idealvorstellungen in einen metaphorischen Bezugsrahmen, der die Basis für eine metasprachliche Theorietradition bildet.

In dem Bestreben, eine chronologische Evolution dieser Tradition bis in die frühe Neuzeit nachzuzeichnen, bietet sich an dieser Stelle ein direkter Übergang zur *Rhetorica ad Herennium* an.⁹⁸ Dieses, sich als Lehrbuch der Redekunst präsentierende, lateinische Traktat überträgt die Virilitätsdebatte in Form einer körperlichen Beschreibung der Stile auf die sprachtheoretische Ebene und hinterfragt die Einteilung der drei Stile mithilfe einer anthropomorphen Analogie:

Die Stilarten wird man also allein anhand dieser Beispiele verstehen können. Denn es wird eine gewisse schlichte Verbindung von Wörtern geben und ebenso eine andere, die auf Erhabenheit, und eine dritte, die auf einer Zwischenstufe beruht. Wir müssen aber aufpassen, dass wir nicht in mehr oder weniger eng verwandte Fehler verfallen, während wir diese Arten ansteuern. Denn eng verwandt mit dem erhabenen Stil (der lobenswert ist) ist ein Stil, den man vermeiden muss: Diesen scheint man zu Recht als „schwülstigen Stil“ bezeichnen zu können. Denn wie eine Geschwulst oft das gute Aussehen des Körpers nachahmt, genauso erscheint als erhabener Stil unerfahrenen Leuten derjenige, der schwülstig und aufgeblasen ist, wenn man etwas in Worten sagt, die neuartig, altertümlich, von anderswoher plump übertragen sind oder erhabener sind, als die Sache es verlangt.⁹⁹

Das Traktat hinterfragt die drei Stilarten, denen wie nach dem Rad des Vergil entworfen verschiedene Redeanlässe und Textgattungen zukommen und die sich in einem relativen Abhängigkeitsverhältnis zueinander definieren lassen. Diese

⁹⁸ Es ließen sich an dieser Stelle sicherlich noch weitere Überlegungen aus der griechischen Philosophie und Rhetoriklehre anführen; da den hier angestellten Betrachtungen jedoch in erster Linie ein dienender Charakter zukommt, widme ich mir direkt der *Rhetorica ad Herennium* und entbinde diese zunächst aus dem Werk Ciceros, auch wenn die Debatte zur Autorschaft des Textes noch keine endgültigen Abschluss gefunden hat; siehe beispielsweise Achard, Guy (1985): „L’auteur de la Rhétorique à Herennius“, in: *Révue des études latines* 63. 56-68.

⁹⁹ *Rhetorica ad Herennium* (2019). Herausgegeben und übersetzt von Thierry Hirsch, Stuttgart, Reclam, 4, X, 15; S. 229-231.

relationale Positionierung zueinander stellt sich in all ihrer Komplexität erst nach einer Lektüre vor dem Hintergrund aristotelischer Maßhaltung dar. Die Stile erweisen sich als dreigliedriges System gekennzeichnet durch *gravitas*, *mediocritas* und *gracilitas*, innerhalb dessen jeder Stil für sich einen Idealzustand einnehmen sollte, sich jedoch in ständiger Gefahr der fehlerhaften stilistischen Ausprägung befindet. Um diese drei Ideale zu definieren, schreibt die *Rhetorica ad Herennium* sie in das semantische Feld körperlicher Definitionen ein. So kommt der gehobene Stil, sollte er sein Ziel verfehlen, einer Geschwulst gleich. Die *sublimitas*, als Besonderheit des *genus grande*¹⁰⁰, dient hier nicht nur als Differenzmarker, sondern ist zugleich die Schwachstelle des stilistischen Ideals, das sich aus einem reinen Übermaß an *sublimitas* ergibt. Das Traktat betont durch mehrfache Repetition die krankhafte Konnotation, die dieser stilistischen Verfehlung innewohnt. Es lässt sich beobachten, dass die Stilarten, ähnlich wie männliche Akteure, zueinander in Bezug gesetzt werden innerhalb eines Feldes, in dem jedem eine konkrete Position und Funktion zukommen, die stets einem Risiko ausgesetzt sind. Hierbei werden Sprachgebrauch und menschlicher Körper in einer Analogie gleichgesetzt und jede Form des Überflusses beiderseits abgelehnt, denn wie der kranke Körper erscheine auch der Stil „*sufflata*“ und aus diesem Grund kränklich. Wie tumoröses Gewebe, das in der Struktur dem gesunden Körper ähnelt, kennzeichnet sich die stilistische Verfehlung in erster Linie durch einen Überschuss („*corporis bonam habitudinem tumos imitatur*“), der dem eigentlichen Stil nahekommt, jedoch ob seines Übermaßes zu einer überladenen Rede-weise verkommt. Der Mangel, der sich lediglich aus fehlendem Maß ergibt, markiert die metaphorische Gegenüberstellung von Gesundheit und Krankheit – die Sprache weist so ähnlich dem menschlichen Körper idealer Weise einen gesunden Zustand auf, der allerdings dauerhaft mit dem Risiko des Erkrankens konfrontiert zu sein scheint. Deborah Cameron prägte im Hinblick auf den menschlichen Sprachgebrauch den Begriff der „Verbal Hygiene“, des Bedürfnisses, die Sprache ähnlich dem Körper von verschmutzenden, unnötigen und fehlerhaften Elementen zu purifizieren und somit dem normativen Idealverständnis eines jeweiligen sprachlichen und gesellschaftlichen Kontextes anzupassen.¹⁰¹

Die *Rhetorica ad Herennium* verknüpft so unmittelbar die Stillehre mit einer physischen Lexik, die sich auf metaphorischer Ebene nicht nur körperlicher Vergleiche, sondern eines ganzen physisch-anthropomorphen Referenzfeldes bedient, um die Stile anhand menschlich-körperlicher Bilder zu definieren. Die Identifikation des Mangels als Übermaß schreibt sich hierbei zunächst nur durch die Annäherung an die ideengeschichtliche Tradition Aristoteles' in eine gender-basierte Rhetorik ein.

¹⁰⁰ Bei seiner Unterscheidung und Charakterisierung der *genera dicendi* ordnet Lausberg dem höchsten der drei Stile die Beschreibung „*amplum sive sublime*“ bei und verweist auf die *sublimitas* als Identifikationsmarker dieses Stils; siehe Lausberg, Heinrich (1960): *Handbuch der literarischen Rhetorik*, 2 Bd., München, Max Huber Verlag, §1079, S. 522.

¹⁰¹ Voir Cameron, Deborah (1995): *Verbal Hygiene*, London, Routledge, 208sq.

Obschon der Verweis auf einen Stil „*turget et inflata*“ gemeinhin als Verweis auf eine überbordende, also „*muliebris et luxuriosus*“¹⁰², Stilart gelesen werden kann, verortet die *Rhetorica ad Herennium* die Definitionen in einem rein männlich geprägten Raum, dessen Idealvorstellungen auf Aristoteles zurückzuführen sind. Dem mittleren Stil kommt hierbei eine Sonderstellung zu, die sich aus dem doppelten Primat der *moderatio* ergibt. Als Stil in der Mitte zwischen dem *genus grande* und dem *genus subtile*, strebt das *genus medium* nach einer genauen Mittelstellung zwischen diesen beiden Stilen, ebenso wie nach einem stilistischen Mittelmaß in sich, das eine Verfehlung ähnlich derer des schwülstigen Stils zu vermeiden sucht.

Jene, die sich zur mittleren Art der Rede aufmachten, irren, wenn sie nicht dorthin gelangen können, umher und gelangen dann zu der Art, die an die mittlere Art grenzt und die wir als die „aufgelöste Art“ bezeichnen, weil sie weder Sehnen noch Gelenke besitzt, sodass ich sie auf diese Weise als „schwankende Art“ bezeichne, weil sie hierhin und dorthin schwankt und sich weder auf feste noch auf männliche Weise entwickeln kann.¹⁰³

Die *Rhetorica ad Herennium* konzipiert die sprachliche Verfehlung des mittleren Stils als einen Auflösungsprozess, der sich anhand körperlicher Attribute definieren lässt. Der Stil sei „*dissolutum*“, „*sine nervis et articulis*“ und aus diesem Grund „*fluctuans*“. Die durch die Abwesenheit einer festen, physischen Form evozierte Auflösung des Stils ist deutlich an eine unmännliche Verfehlung geknüpft („*confirmate neque viriliter*“), die sich als Gegenpol der idealtypischen Darstellung eines kraftvollen, muskulösen Körpers voller Sehnen und Nerven etabliert, wobei die fehlenden Nerven als Symbol der Unmännlichkeit in besonderem Maße auf tun. Wie James Noel Adams in der bis heute einzigen, umfassenden Studie zur metaphorischen Verwendung geschlechtlicher Merkmale und Sexualorgane in der lateinischen Literatur unterstreicht, dient die synekdochische Bedeutungsverschiebung von einer Gruppe von Nerven auf das männliche Glied als Verortungsmoment eines virilen Ideals.¹⁰⁴

Die Zuschreibung auf der Ebene des Gender folgt unmittelbar und logisch: dem Körper „*sine nervis*“, also ohne männliches Glied – folglich, der Körper der Frau – fehlt es an viriler Spannkraft und erscheint daher kraft- und formlos, in einem Prozess der Zersetzung begriffen. In diesem metaphorischen Spannungsfeld entwickelt sich der Begriff „*enervis*“ parallel zu „*effeminatus*“ und setzt die mangelnde körperliche Kraft mit einer Annäherung an das weibliche Geschlecht gleich.¹⁰⁵ Auf stilistischer Ebene überträgt die das Traktat diese geschlechterbasierte

¹⁰² Quintilian 2011: *Institutio oratoria*, S. 203

¹⁰³ *Rhetorica* 2019, 4, X, 16; S. 231.

¹⁰⁴ Siehe Adams, James Noel (1982): *The latin sexual vocabulary*, London, Duckworth, S. 38.

¹⁰⁵ Siehe Paker 1996, S. 204.

Zuschreibung auf einen Stil, der als „fluctuans“ bezeichnet, sich unfähig erweist, eine feste Position im Mittelfeld zwischen dem hohen und dem niederen Stil endgültig einzunehmen und stattdessen schwankend zwischen beiden Stilen hin und her gleitet, ohne das aristotelische Mittelmaß erreichen zu können. Die *Rhetorica ad Herennium* selbst erläutert dieses Mittelmaß jedoch nicht näher. Zur Präzisierung führt Eliane Kotler diese Definition des *genus medium* mit einer Passage aus Ciceros *Orator* zusammen, die sie als Weiterführung und Spezifizierung der *Rhetorica* versteht.¹⁰⁶ Cicero bespricht diesen „Stil des Maßes [loquor mediocritate]“, der „verschmäht von den Vertretern des schlichten [spretum a subtilibus] und zurückgewiesen von den Vertretern des eindrucksvollen Stils [repulsum a gravibus]“¹⁰⁷ seine Position im Spannungsfeld zwischen den Stilen durch ein besonderes Maß an *moderatio* verfestigt. Zugleich handelt es sich für Cicero um einen Stil, der „sämtliche Glanzlichter des Ausdrucks und viele des Gedankens [verborum cadunt lumina omnia, multa etiam sententiarum]“¹⁰⁸ in sich vereint. Diese bringe der mittlere Stil jedoch „ganz unaufdringlich [sine contentione]“¹⁰⁹ zum Ausdruck und erreiche auf diesem Weg die idealtypische Mittelstellung ohne Übermaß. In dieser Ergänzung Ciceros klingt so die konkrete Umsetzung des virilen Ethos in der Rhetorik an: stilistische *Sophrosyne* integriert Elemente des *ornatus* ohne *copia*. Sowohl ein Mangel als auch ein Übermaß an schmückenden rhetorischen Stilmitteln oder eine ausschweifende Argumentation ziehen eine Verfehlung nach sich, die den virilen Stil nicht nur der Auflösung, sondern gleichsam der Verweiblichung aussetzen.

Klang diese Aufweichung des stilistisch-metaphorischen Ideals als Annäherung an das Weibliche zunächst nur unterschwellig an, da sich das Stilideal innerhalb eines intravirilen Systems definiert, das sich selbst als Bezugsrahmen diene, führt Cicero in *De Officiis* die begonnene Debatte weiter aus und knüpft sie verstärkt an eine binäre Geschlechterordnung an. Den Ausgangspunkt seiner Überlegungen stellt erneut die Annäherung des sprachlichen an das körperliche Ideal anhand eines gemeinsamen Strebens nach der passenden Anmut („decorum“), die „in allen Handlungen und Worten, endlich in der Bewegung und Haltung des Körpers [in omnibus factis, dictis, in corporis denique motu et statu cernitur]“¹¹⁰ anklingt, dar. Diese Anmut findet ihren Ausdruck sowohl auf rhetorischer als auch auf physischer Ebene in drei Teilbereichen, der Schönheit, der Ordnung und einem Schmuck, der zur Handlung passt [formositate, ordine, ornatu ad actionem apto]¹¹¹. Die

¹⁰⁶ Siehe Kotler, Éliane (1997): „Réflexions sur le mot et la notion de « style » au XVI^e siècle“, in: *L'information grammaticale* 75, 22-28.

¹⁰⁷ Cicero (2004): *Orator*: lateinisch-deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Harald Merklin, Stuttgart, Reclam, XXVII, 96, S. 84sq.

¹⁰⁸ *Ibid.*, XXVII, 95, S. 82sq.

¹⁰⁹ *Ibid.*

¹¹⁰ Cicero (2013a): *Vom rechten Handeln - De Officiis*, lateinisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Karl Büchner, Berlin, De Gruyter, I, 35, 126, S. 106sq.

¹¹¹ *Ibid.*

ciceronianische Zusammenschau sprachlicher Performanz, körperlicher Präsenz und makellosen Verhaltens untermauert erneut die schon seit Aristoteles etablierte Verkettung rhetorischer Ideale und viriler Identität, die durch die Notwendigkeit des *aptum* auf eine konkrete Definition weiterverwiesen wird.

Die Problematik der Angemessenheit und des Maßhaltens erweist sich bei Cicero als doppeltes Risiko: „Bei diesen Dingen ist zweierlei besonders zu meiden, daß nichts verzärtelt oder weichlich und nichts verhärtet und bäurisch sei. [Quibus in rebus duo maxime sunt fugienda, ne quid effeminatum aut molle et ne quid durum aut rusticum sit.]“¹¹² Erneut ruft der Rhetoriker das aristotelische Mittelmaß auf, das sich in einem Zwischenfeld zwischen zwei Extremen zu positionieren sucht. Die beiden Gegenpole werden jedoch neu besetzt: statt einen Mangel einem Übermaß gegenüberzustellen und beides innerhalb eines intravirilen Rahmens zu verorten, definiert Cicero eine Form exzessiver, unkultivierter Virilität („durum aut rusticum“) in Opposition zu einem weichlichen Mangelzustand („molle“), der deutlich als weibliches Charakteristikum („effeminatum“) hervorgehoben wird. Obschon sich das Weibliche in einem geschlechterbasierten System hierarchischer Idealvorstellung als Attributionsort für physische, moralische und sprachliche Verfehlungen etabliert hat, da nur das Männliche als Referenzpunkt für Perfektion dienen kann, etablierten die Rhetoriker (und Poetiker) vor Cicero die Verfehlung als ein Modell des Unmännlichen, das sich durch die Abwesenheit viriler Attribute auszeichnet, ohne dabei notwendigerweise weiblich konnotiert zu sein.

***venustas* und der Einzug des weiblichen in eine virile Rhetorik**

In *De Officiis* erfährt die rein männliche Idealvorstellung eine Erweiterung um das zweite, unterschwellig präsente, jedoch nicht näher konzeptualisierte Geschlecht und wird auf diesem Wege wieder eingebunden in die grundlegende binäre Geschlechterordnung. Innerhalb dieser Ordnung fallen den beiden Geschlechtern zusätzliche Attribute zu: unbeherrschte Virilität setzt Cicero mit Härte („durum“) gleich, während *mollitia* als weibliches Attribut definiert wird, das dem Mangel an virilem Ethos zugeordnet ist. Um die Inkarnation dieses Ideals im Sinne des *aptum* und der *moderatio* zu etablieren, drängt sich besonders im Bereich der Rhetorik die Frage nach dem richtigen Stil auf. Dieser lässt sich in den Schriften Ciceros erst durch einen Umweg über den Begriff der *venustas* auflösen, die „sera un de ces concepts que Cicéron pensera constamment à la fois en orateur et en philosophe, et qui font son originalité par rapport à des auteurs d’une rhétorique beaucoup plus

¹¹² *Ibid.*, I, 35, 129, S. 108sq.

traditionelle“¹¹³. Die Notwendigkeit der *venustas* ergibt sich als Konsequenz aus der dienenden Funktion, die der *suavitas* zukommt.

Heinrich Lausberg fasst diesen Zusammenhang anhand ihrer Funktion für die *officia oratoris* zusammen, unter denen das *docere*¹¹⁴ die zentrale Stellung in der Rhetorik einnimmt, der sowohl das *delectare*, als auch das *movere* als dienende Unterfunktionen unterstellt sind. Die *suavitas* im Sinne einer verschönenden Ausschmückung entwickelt sich als zusätzliche *virtute*, die zwar keine notwendige, jedoch eine unterstützende rhetorische Größe darstellt¹¹⁵, über die eine Form der stilistischen „Süße“ (oder „douceur“) ¹¹⁶ etabliert wird. Erst dieses wohl gewählte Maß an abmilderndem Beiwerk trägt zur Gesamtdarstellung idealer Rede bei, wobei erneut ein steter Suchprozess entsteht, der ohne „aboutissement, point d’arrivée – toujours incertain, douteux et précaire“¹¹⁷ die Rhetorik einem dauerhaften Aneignungs- und Zurückweisungsprozess stilistischer Mittel preisgibt. Problematisch erweist sich diese *suavitas* vor allem aufgrund einer doppelten Besetzung des ihr zugrundeliegenden *ornatus*, der sich einerseits aus der komplex aufzulösenden *venustas*¹¹⁸ und andererseits aus der *dignitas* ergeben kann.

¹¹³ Lévy, Carlos (2010): „Venustas chez Cicéron“, in: Chirron, S. / Lévy, C. (Hgg.): *Les noms du style in l’antiquité Gréco-Latine*, Louvain-Paris-Walpole, Éditions Peeters, 165-177, hier S. 169; siehe auch Krotenko, Brian (2001): *Cicero, Catullus and the Language of Social Performance*, Chicago, University of Chicago Press; Leroux, Virginie (2016): „Les qualités de Vénus : la venustas chez les théoriciens néo-latins“, in: *Camena* 21, 1-13.

¹¹⁴ Siehe Lausberg 1960, §293, S. 168; siehe hierzu Quintilian 2011, 4, 9, 35 und Cicero (2013b): *Rhetorik in Frage und Antwort – Partitiones oratoriae*, lateinisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Karl und Gertrud Bayer, Berlin, De Gruyter, S. IX, 31, S. 28.

¹¹⁵ Siehe hierzu Cicero 2013b: „Da es sich beim Sachvortrag um die Darstellung der Fakten handelt und dieser gleichsam Sitz und Fundament der Vertrauenswürdigkeit ist, die wir brauchen, müssen bei ihm vor allem die Regeln beachtet werden, die fast immer auch bei den übrigen Teilen der Rede gelten. Diese betreffen teils Notwendigkeiten, teils Zutaten zur Ausschmückung. Denn daß wir durchsichtig und einleuchtend berichten, ist notwendig; die Eingängigkeit aber nehmen wir als willkommene Zutat.“

¹¹⁶ Siehe hierzu Prat, Marie-Hélène / Servet, Pierre (Hgg.) (2003): *Le doux aux XVIe et XVIIe siècles. Écriture, esthétique, politique, spiritualité*. Colloque des 28 et 29 mars 2003, *Cahier du GADGES* no. 1, Lyon; es klingt hier auch die enge Verknüpfung mit dem Begriff der lenitas an, die sich – in Opposition zur gravitas – als Qualität des Redners im Sinne einer rhetorischen moderation etablierte, da auch sie, in angemessener Weise angewendet, dem Redner bei der Erfüllung des *movere* und *delectare* zugutekommt.

¹¹⁷ *Ibid.*, S. 6sq.

¹¹⁸ Für eine umfassende Betrachtung des Begriffs der „vénusteté“ in der französischen Literatur verweise ich auf Vialleton, Jean-Yves (2012): „Suavitas et venustas: l’idéal de la vénusté à l’âge classique“, in: Baby, H/Rieu, J. (Hg.): *De la Douceur en littérature de l’Antiquité aux siècles classiques*, Paris, Classiques Garnier, coll. « Colloques, congrès et conférences sur la Renaissance européenne », n° 73, 569-586, S. 569sq.

Da es aber zwei Arten von Schönheit gibt, in deren einer die Anmut, in deren anderer die Würde liegt, müssen wir die Anmut für Eigenschaft der Frau, die Würde für Eigenschaft des Mannes halten. Also soll von seiner Gestalt ferngehalten werden jeder des Mannes nicht würdige Schmuck, und in Gebärde und Bewegung soll man sich vor ähnlichem Fehler hüten.¹¹⁹

Die doppelte Besetzung des Ausschmückungsbegriffes durch *dignitas* (Würde, Pracht) und *venustas* (Anmut, Schönheit, Liebreiz) eröffnet eine geschlechterbasierte Zuschreibung, innerhalb derer die *dignitas* als Teil des virilen Rhetorikapparats positiv konnotiert ist, wohingegen die *venustas* aufgrund seiner femininen Zuschreibung als „viro non dignus ornatus“ beschrieben wird. Diese Charakterisierung legt zunächst eine normative Lesart der Opposition und somit eine klare Zurückweisung der weiblich konnotierten *venustas* nahe, doch räumt Cicero dem Weiblichen in seinen Rhetoriktraktaten eine ambivalente Stellung ein, wie Marie Formarier betont: „Cette opposition tranchée entre beauté virile (*dignitas*) et beauté féminine (*venustas*) pourrait suggérer que la seconde est incompatible avec l’ethos viril. Mais en réalité, la *venustas* a un statut ambigu : certes associée au féminin, elle peut néanmoins être employée par le *bonus vir*, en particulier dans le discours, en complémentarité avec la *dignitas*.“¹²⁰

Ebenso wie Carlos Lévy identifiziert Formarier *venustas* im Speziellen und das Weibliche im Allgemeinen als eine rhetorische Größe im Werk Ciceros, die „échappe à la généralisation conceptuelle“¹²¹. Die komplementäre Position, die das Weibliche in diesem Rahmen als ergänzendes Moment virilier Rhetorikamente einnimmt, revidiert die bis dato tradierte Vorstellung idealer Virilität. Diese hatte sich in Abgrenzung zu anderen, abgeschwächten oder auch mangelhaften Formen des Männlichen definiert, wird nun aber durch eine Form des Weiblichen nicht nur ergänzt, sondern nimmt dieses in die rhetorische *virilitas* auf. Anhand der Etablierung einer konkreten Weiblichkeit innerhalb eines zuvor intravirilen rhetorischen Kosmos’ eröffnet Cicero die Möglichkeit einer deutlich nuancierteren Virilität. Während sich in einem ersten Schritt die Idealvorstellung der Rhetorik in Analogie zur *virilitas* im Sinne eines physischen, moralischen und sprachlichen Ethos etabliert hatte, das sich aus der Erfüllung des Ideals sowie potenzieller, doppelter Verfehlung ergab, entsteht in den Ausführungen Ciceros eine zwar hierarchische

¹¹⁹ Cicero 2013a, I, 36, 130.

¹²⁰ Formarier, Marie (2013): „Discours et ethos viril chez Cicéron et Quintilien“, in: Guérin, C./Siouffi, G./Sorlin, S. (Hgg.): *Le rapport éthique au discours. Histoire, pratiques, analyses*, Bern et al., Peter Lang, 177-195, S. 179; siehe auch Cernogora 2020 und Ige, Segun (2003): „Rhetoric and the feminine character: Cicero’s portrayal of Sassia, Clodia and Fulvia“, in: *Akroterion* 48.1, 45-57.

¹²¹ Lévy 2010, S. 176.

Gegenüberstellung zweier Attributionsräume, die jedoch die Möglichkeit einer Annäherung und Vermischung bewahren. So konzipiert Cicero als erster Virilität im rhetorischen Sinne nicht mehr als affirmierten (oder verfehlten) Gesamtzustand, sondern integriert eine neue Form der stückweisen Dekonstruktion durch die Annahme weiblich besetzter Attribute, wodurch sich das Männliche nicht mehr als rein viriles Moment darstellt, sondern vielmehr durch eine Form der „souplesse“ gekennzeichnet wird, die sich dem Konzept der *mollesse* bereits annähert.¹²² Die hieraus hervorgehende revidierte Männlichkeit wird keineswegs der Stigmatisierung preisgegeben, sondern partizipiert an den dienenden, untergeordneten *officia oratoris movere* und *delectare*, durch die das *docere* seine bestmögliche Wirkungsform erreicht. Das Weibliche als komplementäres und kompletierendes Element in der ciceronianischen Rhetorik wird hierbei nicht nur innerhalb des virilen Ethos akzeptiert, sondern erweist sich als notwendiges Moment in einer mehrdimensionalen Idealvorstellung.

Ein Jahrhundert nach Cicero wird Quintilian dessen Rhetoriktheorie rezipieren und sich hier deutlich normativer zeigen:

So schreibt zurecht Cicero in einem Brief an Brutus die folgenden Worte: „Denn eine Beredsamkeit, die keine Bewunderung erweckt, ist meines Erachtens gar keine.“ Auch Aristoteles ist der Meinung, auf sie müsse es der Redner vor allem absehen. Jedoch soll dieser Schmuck – um es noch einmal zu sagen – männlich, kräftig und rein sein und nach weiblicher Leichtfertigkeit und durch Schminke vorgetäuschter Farbenpracht kein Verlangen haben.¹²³

Quintilian beruft sich zwar auf dieselben Referenzsysteme, die auch Cicero seinen Ausführungen zugrunde gelegt hatte, zieht jedoch andere Rückschlüsse aus den etablierten Normvorstellungen. Im Hinblick auf das Primat des *docere*, kommt der *perspicuitas* bei Quintilian eine besondere Rolle zu, die die Ausschmückung der Rede erneut problematisiert. Wie Stefan Matuschek betont, verortet Quintilian den *ornatus* in einem prekären Zwischenraum, da er trotz seiner Notwendigkeit für die Trias aus Belehrung, Erfreuen und Erschütterung, dauerhaft mit dem Risiko der *obscuritas* (aufgrund von *digressio*) besetzt ist.¹²⁴ Um diese ambivalente Stellung zwischen Notwendigkeit und Risiko zu verdeutlichen, kehrt Quintilian zur Metapher des

¹²² Es ist ebendiese positive Positionierung gegenüber dem Weiblichen, die Cicero bereits in der lateinischen Rezeption, aber vor allem innerhalb der frühneuzeitlichen Rezeptionsgeschichte einen ambivalenten Status zuspricht und den „ciceronianischen Stil“ als Synonyme für einen femininen, unmännlichen Stil verwendet. Diesen Punkt werde ich im Kapitel 1.1 weiter ausführen.

¹²³ Quintilian 2011: *Ausbildung des Redners*, VIII, 3, 6, S. 152sq.

¹²⁴ Siehe Matuschek, Stefan (1991): *Über das Staunen. Eine ideengeschichtliche Analyse. Studien zur deutschen Literatur*, Bd. 161. Berlin, De Gruyter, S. 29.

gesunden, starken Körpers zurück und definiert den idealen Stil als „virilis et fortis et sanctus“, wohingegen jede Rhetorik, die sich „effeminatam leviatem“ zeigt, zurückgewiesen wird. Im Gegensatz zu Cicero zieht Quintilian an dieser Stelle keine Eingliederung dieser weiblichen Dimension in das virile Ethos der Rhetorik vor, sondern kehrt, wie Marie Formarier unterstreicht, zurück zu einem normativen Männlichkeitskonzept, das auf der Gegenüberstellung von Modell und Antimodell¹²⁵, von virilem Ideal und weiblicher – und aus diesem Grund zurückzuweisender – Verfehlung beruht. Von dem weiblichen als mangelhaftem Antitypus ausgehend, gelangt Quintilian schnell zu einer entscheidenden Gleichsetzung von „Eunuche, Frauen und Kranken (*spadonum et mulierum et aegrorum*)“¹²⁶, die das Weibliche in eine Linie mit Kranken und undefinierten Zwitterwesen stellt, die aufgrund ihres Mangelzustandes gänzlich von einer Partizipation an der rhetorischen *virilitas* ausgeschlossen sind. Diese Randfiguren der männlichen Dominanz verstehen sich, wie Nadia Cernogora betont, als Inkarnation einer weichen Rhetorik – „Au sein de ce métadiscours rhétorique antique qui recourt fréquemment à « l’assignation à contre-genre » comme argument disqualifiant, émergent quelques figures-repoussoirs récurrentes, comme celle de l’eunuque, du danseur ou de l’acteur, qui peuplent cette vaste galerie de figures personnifiant l’éloquence molle et vicieuse, c’est-à-dire celle qui viole les lois de l’ordre éthico-rhétorique et esthétique.“¹²⁷ – und widersetzen sich somit nicht nur durch physische Attribute, sondern auch auf ethisch-moralischer Ebene dem virilen Ethos, subvertieren also die auf der männlichen Idealvorstellung basierende Ordnung.

Während das bei Aristoteles vorherrschende Ordnungssystem hierbei noch ein intraviriles Feld darstellte, in dem das Weibliche als Metapher anklang, sich die zentralen Abgrenzungsmechanismen aber als Wechselspiel zwischen Männlichkeiten abspielte, führt Quintilian nun ganz konkret verfehlte Männlichkeit mit der Figur der Frau zusammen. Besondere Beachtung verdient hierbei die Stellung des Weiblichen innerhalb seiner Aufzählung: zwischen dem Eunuchen und dem Kranken, beide genuin männliche Figuren, wird die Frau in eine zentrale Position eingeordnet, als nehme sie an den Positionierungsdynamiken des sozialen Feldes teil. Die beiden randständischen Männlichkeitsfiguren, die durch den physischen Mangel und einer Abkehr von der Heterosexualität¹²⁸ gekennzeichnet sind, umschließen in

¹²⁵ Formarier 2013, S. 191.

¹²⁶ Quintilian 2011, XI, 3, 19, S. 614_{sq.}

¹²⁷ Vgl. Cernogora, Nadia (2021): „Le style mou et efféminé : « genre » et imaginaire du style dans la poétique de la Renaissance“, in : Maira, D. (Hg.) : *Molleses Renaissance. Defaillances et assonplissement du masculin*, Genf, Droz, 259-280.

¹²⁸ Wir hatten zuvor in dieser Arbeit die zentralen Momente der männlichen Partizipationspraktiken betrachtet, unter denen die Heterosexualität ein zentrales Moment darstellt. Natürlich müssen wir uns an dieser Stelle bewusst machen, dass die Überlegungen Raewyn Connells sich nicht in erster Linie auf männliche Konfigurationspraktiken der Renaissance beziehen. Heterosexualität als Zwang zur virilen Teilhabe, wie Connell sie identifizierte, lässt sich also nicht uneingeschränkt auf die Renaissance

der Aufzählung die Frau, statt sie auszugrenzen. Es lässt sich nicht mehr zwischen dem intravirilen Feld und dem Weiblichen als externer Faktor voneinander unterscheiden, denn die Frau hält hier Einzug in den männlichen Kosmos – um gleich wieder zurückgeworfen zu werden. Hatte Cicero noch die moderate Eingliederung wohl gewählter weiblicher Attribute in die viril besetzte Idealvorstellung antiker Rhetorik propagiert, kehrt Quintilian zu einem androzentristischen Rhetorikkonzept zurück, das in einem rein intravirilen System nur eine männliche Normvorstellung und dessen unmännliche Verfehlung anvisiert.

An die geschlechterbasierte Opposition aus virilem Ethos und weiblich konnotierter Verfehlung gliedern sich zwei weitere metaphorische Referenzräume an, die die Ideentradition physischer, moralischer und sprachlicher Idealvorstellungen in einer geographischen Dimension verorten und den Asianismus dem Attizismus gegenüberstellen. Die grundlegende Abgrenzung findet zwar geographisch statt – der Asianismus sei der in Kleinasien praktizierte Stil, der Attizismus hingegen sei in Griechenland zu verorten – ruft jedoch in erster Linie die hellenistische Rhetoriktradition auf, die als klar umrissener, knapp gefasster und aus diesem Grund in besonderem Maße viriler Stil betrachtet wird¹²⁹, von der sich ein zweiter, ausgeschmückter und weitschweifigerer Stil¹³⁰ abgrenzt. Den historischen Überblick, den Willamowitz-Moellendorf unter dem schlichten Titel „Asianismus und Attizismus“¹³¹ nachzeichnet, hat keinesfalls an Bedeutung verloren und etabliert die Bezeichnung „*corrputa eloquentia*“¹³² für den weiblich konnotierten Asianismus, wohingegen der attische Stil mit einem für den Kampf bereiten Mann verglichen wird.¹³³ Wie Willamowitz-Moellendorf hervorhebt, findet sich hier also eine Opposition zwischen künstlicher, geschminkter Schwäche und natürlicher, kraftvoller Stärke. In dieser Abgrenzung schwingt die geschlechterbesetzte Konnotation mit, die Patricia Parker schließlich konzeptualisiert¹³⁴: der Attizismus zeichnet sich hier durch eine Virilität aus, die sich analog zum hellenistischen Körper beschreiben

übertragen, doch können wir festhalten, dass die Abwesenheit von Heterosexualität immer ein besonderes Augenmerk nach sich zieht. Während homosexuelle Praktiken nicht notwendigerweise einen Ausschluss aus dem virilen Feld nach sich ziehen, bergen sie doch ein gewisses Risiko und stellen im Zusammenhang mit weiteren entmännlichenden Elementen (Abwesenheit von physischer und mentaler Stärke oder dem Einsatz als unmännlich geltender, da nicht der Dominanz zukommende Handlungsweisen) ein Ausschlusskriterium dar, wie wir es hier im Fall des Eunuchen beobachten können.

¹²⁹ Dihle, A. (1992): „Attizismus“, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen, Niemeyer, Bd. I, 1163-1176.

¹³⁰ Siehe Adamietz, J. (1992): „Asianismus“, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen, Niemeyer, 1114-1120 und Wooten, Cecil (1975): „Le développement du style asiatique pendant l'époque hellénistique“, in: *Revue des Études Grecques* 88/419, 94-104.

¹³¹ Willamowitz-Moellendorff, U. von (1900): „Asianismus und Attizismus“, in: *Hermes* 35, 1-52.

¹³² *Ibid.*, S. 1.

¹³³ Siehe *ibid.*

¹³⁴ Parker 1996, S. 206.

lässt, wohingegen es dem Asianismus aufgrund stilistischer Ausschweifungen an der nötigen *brevitas* fehlt, um sich dem stilistischen Ideal anzunähern.¹³⁵

In dieser Gegenüberstellung der Stilideale lässt sich eine weitere Ebene stilistischer Überlegungen identifizieren: das Männliche wird gedanklich mit einer physischen Kraft zusammengeführt, die sich aus einem natürlichen, naturgegebenen Zustand speist, wohingegen eine Veränderung dieses Naturzustandes als Abkehr vom männlichen Naturzustand betrachtet wird. Es lässt sich hier ein Grundgedanke in der Ordnung der Geschlechter nachvollziehen, den Raewyn Connell als Konzept der „wahren, unveränderlichen Männlichkeit“¹³⁶ beschreibt: diese Vorstellung geht davon aus, dass es einen urmännlichen Grundzustand gibt, in dem Männlichkeit nicht als Konfigurationspraxis konstruiert wird, sondern prädestiniert und von Natur aus gegeben ist. Diese „wahre Männlichkeit“ leitet sich von einem männlichen Körper ab, der zum Dreh- und Angelpunkt der virilen Inkarnation dieses Naturzustandes wird. Vor diesem Hintergrund stellt jede Form der Veränderung, der Aufhübschung und Ausschmückung sogleich ein Risiko für den natürlichen Grundzustand dar. Ebendieses Gedankenkonstrukt tritt aus dem Widerstreit von Attizismus und Asianismus hervor: im Ringen um den Idealzustand wirkt das Verfolgen des Naturzustandes im ersten Moment als sicherer Weg, birgt jedoch auch das Risiko, die rhetorischen Ziele zu verfehlen.

Diese Debatte geht zurück auf Ciceros *Brutus*¹³⁷, der am Beispiel verschiedener Redner mögliche Stilvariationen illustriert; besonders der Fall des Demosthenes erweist sich als aufschlussreicher Wechselfall: ursprünglich ein idealer Redner, durchlebt Demosthenes' Rhetorik einen Wandel, denn der Stil des *vir bonus* wird durch eine Reise nach Kleinasien korrumpiert.¹³⁸ Von diesem Fall ausgehend beschreibt Cicero den Attizismus als gesunden Stil:

¹³⁵ Siehe Jansen, Jeroen (1995): *Brevitas. Beschouwingen over de beknoptheid van vorm en stijl in de renaissance*, 2 Bd., Hilversum, Verloren, Bd. 1, S. 246^{ssq.}

¹³⁶ Connell 2015, S. 95.

¹³⁷ Siehe Narducci, Emanuele (2002): „Brutus: The history of roman eloquence“, in: May, J. (Hg.): *Brill's Companion to Cicero*, Leiden, Brill, 401-425

¹³⁸ Cicero (2014): *Brutus*, lateinisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Bernhard Kytzler, Berlin, De Gruyter.

Denn wenn jemand meint, man rede attisch, wenn man nur nicht unpassend, nicht pedantisch, nicht affektiert spricht, dann ist er natürlich im Recht, wenn er ausschließlich nur den Attiker gelten läßt und sonst niemand. Geschmacklosigkeit nämlich und Ziererei lehnt er damit wie eine Art Verücktheit in der Rede ab, Gesundheit und Unverfälschtheit dagegen läßt er als eine Art wohlverstandener Rücksichtnahme und Zurückhaltung des Redners gelten.¹³⁹

Anhand der physischen Metapher, die eine körperliche Kraft und Gesundheit („sanitatem“) anvisiert, besetzt Cicero den Attizismus als stilistisches Ideal mit einer anthropomorphen Präsenz, von der sich der Asianismus durch kränkliches Übermaß abgrenzt. Erneut erscheint Ciceros Ausführung als klare Positionierung in einem normativen Stilkonstrukt, das anhand physischer Merkmale eine geschlechterbasierte Hierarchie von *virilitas* und Weiblichkeit propagiert. Jedoch nuanciert Cicero in einem späteren Abschnitt des *Brutus* diese Hierarchie und spricht sich für die Möglichkeit eines kontrollierten Zusammenfalls von attischen und asianistischen Stilelementen aus.

¹³⁹ *Ibid.*, S. 223.

Fragen wir aber, warum Hortensius als junger Mann so viel eindrucksvoller redete als im Alter, so werden wir zwei triftige Gründe finden. Einmal war sein Sprachstil der asiatische, der der Jugend eher ansteht als dem Alter. Es gibt aber zwei Arten des asiatischen Stils. Die eine ist reich an geschliffenen Sätzen, die weniger gewichtig und nachdrücklich sind als wohl abgerundet und anmutig. In der Geschichtsschreibung gab sich so Timaios, in der Redekunst aber zu meiner Jugendzeit Hierokles aus Alabanda und mehr noch sein Bruder Menekles. Die Reden beider verdienen - innerhalb ihres asiatischen Stilbereiches - Anerkennung. Die andere Art aber ist weniger gedankenreich als vielmehr im Ausdruck lebendig und leideenschaftlich, wie es jetzt in ganz Kleinasien üblich ist. Sie manifestiert sich nicht nur im Fluß der Rede, auch die Wendungen sind ausgeschmückt und witzig. Diesen Stil repräsentierten Aischylos von Knidos und mein Altersgenosse Aischines von Milet. Ihre Redeweise erregte durch ihren glatten Lauf Bewunderung, der harmonisch ausgewogene Schmuck der Sätze aber fehlte.¹⁴⁰

Am Beispiel des Hortensius führt Cicero aus, dass auch innerhalb des asiatischen Stils eine weitschweifigere und eine stärker umrissene, dafür jedoch ob ihres Sinnes für den *ornatus* bemerkenswerten stilistische Form aufzufinden sei, von denen man zwar erstere zurückweisen könne, sich jedoch vor der zweiten nicht verschließen dürfe, da diese durchaus lobenswerte („laudabiles“) Eigenschaften in sich vereine und somit als Vorbild dienen könne. Wie schon in seinen Überlegungen zur allgemeinen Rhetorik entwickelt Cicero auch in Bezug auf die beiden konkurrierenden Stile eine vermittelnde Zwischenposition, die aufgrund der geschlechtlichen Zuschreibungen erneut als Integrationsprozess weiblich besetzter Attribute in eine rhetorische Virilität verstanden werden kann.

Quintilian wiederum nimmt auch in dieser Frage eine klar umrissene Gegenposition ein und lehnt den Asianismus, sowie Ciceros moderate Ausführung deutlich ab:

¹⁴⁰ *Ibid.*, 95, 325, S. 252sq.

Doch in M. Tullius besitzen wir nicht einen Künstler wie Euphranor, der sich in mehreren Kunstarten hervortat, sondern den Hervorragendsten in allem, was bei jedem einzelnen Redner Lob findet. Und doch haben ihn auch schon Männer seiner eigenen Zeit anzugreifen gewagt als zu schwülstig, als einen asiatischen Griechen, als voll von Überflüssigem und übertrieben in seinen Wiederholungen, als manchmal frostig in seinen Witzen, kraftlos in seinen Wortverbindungen, haltlos und fast, was man kaum aussprechen mag, zu weibisch für einen Mann¹⁴¹

Quintilian liefert eine klimaktische Aufzählung aller Stilfehler, die man Cicero vorwerfen könne und lässt die Auflistung in dem Verweis auf die Effeminierung des Redners („viro molliorem“) gipfeln, die sich als Konsequenz und kausaler Schluss der Akkumulation stilistischer Verfehlungen präsentiert. Diese liefern schließlich die Basis für die Etablierung eines dritten Stils – des Ciceronianismus – der sich in Analogie zum Asianismus zu etablieren scheint, sich jedoch in einem Zwischenraum zwischen den beiden Stilen einschreibt, die er zu vereinen suchte. Es ließe sich an dieser Stelle die Trias (anti)viriler Stilzuschreibungen weiter ausführen, jedoch möchte ich mich auf diesen kurzen Überblick beschränken und stattdessen vielmehr auf die weiterführenden Betrachtungen zu diesem Thema verweisen, da die französische Rezeptionsgeschichte sich auf kurze Verweise beschränkt und vielmehr eine eigene Stilordnung etabliert, die sich in besonderem Maße am Beispiel Ciceros orientiert. Es bietet sich daher an, ohne weitere Umschweife die ideengeschichtliche Übertragung antiker Rhetorikideale als Hinterfragung eines (teils aufgeweichten) virilen Ethos in der französischen Frühen Neuzeit zu betrachten.

Erben einer virilen Rhetorik – Rezeption und Revision einer physiologischen Metaphorik

Die antiken griechischen und lateinischen Konzeptionen von Rhetoriknormen und Sprachidealen bedienen sich eines Referenzrahmens, der auf einem männlichen Idealbild basiert und die Virilität als ethisches, physisches und rhetorisches Moment in einem konzipiert und sich am aristotelischen Prinzip der Sophrosyne orientiert. In seiner *Grand et vrai art de pleine rhétorique* bedient sich auch Pierre Fabri an den Überlegungen des aristotelischen Vorbilds und nimmt eine Unterteilung in zwei Bücher zur *Rhétorique* und zur *Poétique* vor. Der erste, die Redekunst betreffende Band folgt hierbei Schritt für Schritt den fünf Teilen der antiken Rhetorik und zeichnet den Diskurs von der *inventio* bis zur *pronunciatio* nach.

¹⁴¹ Quintilian 2011, 12, 10, 12, S. 758sq.

Le naturel ordre, c'est quant l'en parle des choses contemporanees, et qui en une substance se referent. L'on met premierement les plus dignes, comme l'homme devant la femme, l'honesteté devant l'humilité, le iour devant la nuit, etc.¹⁴²

In der kompositorischen Ordnung setzt Fabri die Unterordnung der Frau gegenüber dem Mann als Referenzmoment für die Anordnung der Argumente ein und legt hierbei die Gleichsetzung des Männlichen mit der rhetorischen *dignitas* an. Fabri führt die Vergleiche noch weiter aus, bleibt aber stets auf einer abstrakten Ebene, lediglich die Geschlechteropposition verleiht dem Gedanken eine konkrete Anschauungsebene – und verweist zusätzlich auf das zugrundeliegende Ordnungssystem, das sich aus der Überordnung des Männlichen über das Weibliche ergibt. Von diesen Überlegungen ausgehend integriert Fabri in das Kapitel über mögliche „vices“ (im zweiten Band) einige Beispiele für weiblich konnotierte Verfehlungen:

Item, il est ung vice de incongrue construction, quant la sentence est confuse, ou imparfaicte, ou trop de foys repliquee, ou les termes sont couchez improprement en rude et inutile langaige et se appelle figure de *cacosintheon*, ou trop feminin et puerile.¹⁴³

Fabri zeichnet mögliche Verfehlungen der *compositio* nach und führt hierbei eine mangelnde *claritas* und Sprachökonomie unter dem Begriff des *kakosyntheton* (*κακοςυνθετον*)¹⁴⁴ zusammen, das er in einer Apposition über seinen griechischen Ursprung hinaus mit anthropologischen Kategorien erweitert. Die fehlerhafte Komposition wird auf diesem Weg zu einem Stil, der in einem Bruch zum virilen Ideal steht und ganz deutlich durch Alters- („puerile“) und Geschlechtergrenzen („feminin“) von diesem abgegrenzt wird. Fabri greift ein etabliertes Ordnungsmuster auf und konzipiert das Weibliche und das Kindliche als dem virilen Ethos unterlegene

¹⁴² Fabri, Pierre (1969): *Le Grand et vrai art de pleine rhétorique*. 3 Bd. Hg. von A. Héron, Genf, Slatkine, hier Bd. I, S. 23.

¹⁴³ *Ibid.*, II, S. 120.

¹⁴⁴ Das „kakosyntheton“ findet in den Rhetoriken der französischen Renaissance außer bei Fabri wenig Beachtung, jedoch lohnt sich an dieser Stelle ein Blick in die italienische Frühe Neuzeit, auf die Regole della lingua fiorentina von Pierfrancesco Giambullari, der in seinen Auführungen das kakosyntheton als Figur des „fuordiluogo“ in Italienische und als „male collocatum“ ins Lateinische überträgt und es in ein doppeltes System einordnet, das auf der Unterscheidung von „figure della costruzione virtuosa“ und „viziosa“ unterscheidet. Das kakosyntheton wird hierbei als „vizioso“ beschrieben und legt eine an anthropologischen Tugendvorstellungen orientiertes Ordnungssystem zugrunde, das die Sprache mit menschlichen Tugendmustern verknüpft; siehe Giambullari, Pierfrancesco (1986): *Regole della lingua fiorentina*. A cura di Ilaria Bonomi, Florenz, Presso l'Accademia und auch Schmauser, Corinna (2018): „I vizzi del favellare“. *Barbarismus und Söilizismus in den italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit*, Erlangen, FAU University Press, S. 134sq.

Randgruppen, die als Vertreter für stilistische Verfehlungen metaphorisch eingesetzt werden. In diesem Ordnungssystem folgt Fabri dem quintilianischen Vorbild und bringt eine männliche Mangelfigur – das Kind – mit dem Weiblichen zusammen und integriert so beide gleichermaßen in ein Feld, in dem sich virile Akteure zu verorten suchen. Eine präzise Positionierung nimmt er hierbei nicht vor, denkt jedoch das weibliche und das kindliche in gleichermaßen unvollständig und somit vom Idealzustand abgestoßen.

Fabri erweitert seine Überlegungen in einen intravirilen Raum, in dem er weitere Verfehlungen nicht nur über das weibliche Geschlecht und das Kindesalter kanalisiert, sondern auch marginale männliche Gruppierungen in seine Überlegungen mit einbezieht:

Il est ung aultre maniere de barbare feminin, quant l'en prend pour mot assez convenient, auquel l'en impose nouveau significat par ignorance, comme: „Monsieur, ou est vostre homicide,“ en lieu „de domicile“; mais c'est ung vice qui est a supporter, et especiallement aux femmes qui ont esté avec les clerz, lesquelles ont grand engin et petit entendement.¹⁴⁵

Die zweite von Fabri als weibliche Verfehlung beschriebene Sprachbesonderheit schreibt sich in seine Überlegungen zu den *Figurae per immutationem* ein und entsteht aus der fehlerhaften Einsetzung eines in dem gewählten Kontext nicht verständlichen Wortes. Diese inkorrekte Bedeutungsverschiebung stellt sich dem Primat der *claritas* entgegen und zieht eine *obscuritas* nach sich, die aus der fehlerhaften Zusammenstellung von Worten resultiert, die in der Kombination keine Sinnerschließung ermöglichen und erst durch die Ersetzung des fehlerhaften Wortes (als deiktische Erschließung durch den Adressaten) aufgelöst werden.

Die Übertragung der Verfehlung wird von Fabri hier umgekehrt: nicht der weibliche Sprachgebrauch korrumpiert den virilen Stil, sondern die Zusammenkunft der Frau mit einer randständigen männlichen Gruppe lässt sie eine verfälschte Sprechart erlernen und diese erst im nächsten Schritt zum weiblichen Merkmal erhoben. Initial geht die Verfehlung jedoch von der Gruppe der „clercz“ aus, was zunächst nicht überraschen mag, denn Fabri greift das sehr verbreitete Sprichwort „Clercs et femmes sont tout un“¹⁴⁶ auf und führt einen nicht normkonformen Männlichkeitstypus und eine Weiblichkeit sprachlich zusammen, die ideengeschichtlich schon miteinander verknüpft sind. Wie Jean-Marie Le Gall hervorhebt, handelt es sich hier um den Vertreter einer speziellen männlichen Untergruppe¹⁴⁷, die, wollte man

¹⁴⁵ Fabri 1969, Bd. II, S. 117

¹⁴⁶ La Véprie, Jean de (1492): *Les Proverbes communs*, Paris, a4v^o.

¹⁴⁷ Siehe Jean-Marie Le Gall's Kapitel zur „Virilité des clercs“ in: Corbin, Alain / Courtine, Jean-Jacques / Vigarello, Georges (2011): *Histoire de la virilité, 3 Bd., Bd. 1, L'invention de la virilité, de l'antiquité aux Lumières*, Paris, Seuil.

Raewyn Connells Klassifikation als Referenzsystem anlegen, sich in einer komplizierten Randposition zur dominierenden Männlichkeitsvorstellung positioniert. So erlebt der junge Kleriker den typischen Heranwachstumsprozess eines jungen Mannes und grenzt sich im Moment des Eintritts in die affirmierte Virilität vom hegemonialen Modell ab¹⁴⁸, die sich hier beispielsweise durch eine Abkehr von heterosexuellen Praktiken zur Festigung der eigenen virilen Dominanzposition gegenüber der Frau aber auch anderen Männern verdeutlicht, und entwickelt ein eigenes Tugendsystem, das sich dem der Frau annähert: „le prêtre, séparé du monde, même s’il vit dans le monde, semble échapper aux critères qui définissent la virilité. La chasteté, l’humilité et la fidélité qu’il doit respecter sont autant de vertus qui peuvent le confondre avec celles qui caractérisent l’honneur féminin.“¹⁴⁹ Die Kleriker stellen somit eine Gruppe dar, die sich zunächst im Gleichklang mit den dominierenden Männlichkeitsidealen entwickeln, dann jedoch ein alternatives Tugendsystem aufnehmen und sich von den virilen Normen entfernen, um sich einem alternativen Ideal zuzuwenden, das klassisch weiblich besetzte Attribute aufruft. In der sprachtheoretischen Reflexion rückt Fabri jedoch die sprachliche Verfehlung auf die Seite des Weiblichen und unterwirft auch die Figur des Klerikers dem schwachen Geschlecht, indem er lediglich die „manière de barbare féminin“ thematisiert. Es deutet sich hier ein normatives Sprachideal an, das sich an dem Konzept der *virilitas* orientiert und keinerlei Alterität akzeptieren kann. Alternative Männlichkeitsformen, wie im Fall des Klerikers, werden aufgrund ihrer Devianz von der Norm ausgeschlossen und unter dem Siegel des Weiblichen abgelegt. In der Verlängerung einer antiken virilen Tradition übernimmt Fabri hierbei ein Referenzsystem, das er um einen stark normierten Kern herum konstruiert ist und Alterität nicht vorsieht.

Auch Pierre de Ronsard richtet sich in seinem *Abrégé de l’art poétique françois* an ein mehrgestaltiges Publikum, das er jedoch über die Figur des jungen, zu unterrichtenden Dichters adressiert und dem er, wie schon Fabri, eine konzentrierte Sprache nahelegt, die sich von jeder Form der *obscuritas* und der *asperitas* loszusagen sucht:

¹⁴⁸ „Mais nul ne peut être prêtre avant d’avoir atteint la virilité, c’est-à-dire pour les hommes de l’âge moderne, l’âge viril. On ne peut être sous-diacre qu’à 22 ans et l’ordination ne peut intervenir avant 25 ans.“; *ibid.*, S. 218.

¹⁴⁹ *Ibid.*, S. 217.

...et ne se faut soucier si les vocables sont Gascons, Poitevins, Normands, Manceaux, Lyonnais, ou d'autres pays, pourvu qu'ils soient bons et que proprement ils signifient ce que tu veux dire, sans affecter par trop le parler de la cour, lequel est quelquefois très mauvais pour être le langage de damoiselles et jeunes gentilshommes qui font plus de profession de bien combattre que de bien parler.¹⁵⁰

Ronsard entwickelt ein klares Hierarchiegefälle, in dem überraschenderweise nicht die französischen Dialekte, sondern die Sprache des Hofes¹⁵¹ hintangestellt ist, da diese sich als Sprache der „damoiselles“ und der „jeunes gentilshommes“ erweist. An die Stelle der Kleriker treten nun die jungen Männer am Hof, die sich in doppelter Hinsicht dem weiblichen Geschlecht annähern: zunächst durch ihr Alter, das vor dem Erreichen der affirmierten Virilität einen noch unsteten Zustand beschreibt und dann durch ihre Anwesenheit in einem von Frauen und alternativen Männern geprägten Raum. Diese Männer des Hofes denkt Ronsard innerhalb eines höfischen Systems, in dem sie sich ritterlichen Tätigkeiten („profession de bien combattre“) hingeben¹⁵² und hierbei die Fertigkeiten der Redekunst vernachlässigen. Es lässt sich an dieser Stelle beobachten, wie Ronsard sein Konzept der Hegemonie konzipiert: die dominierende Position wird von Männern bekleidet, die sich als Herrschaftsfiguren hervortun, indem sie in einer Vielzahl von Tätigkeiten geübt sind und sich nicht allein auf Kampftechniken beschränken – sie weisen also keine rein physische Stärke auf, sondern vereinen in sich auch rhetorische und ethische Tugenden. Es lässt sich hierbei beobachten, wie die dominierende Rolle innerhalb der Rhetorik sich mit gesellschaftlich und politisch übergeordneten Positionen vereint, was, wie Connell betont keineswegs notwendig, aber doch ein typischer Strukturierungsmechanismus ist: Hegemonie entsteht genau dann, „wenn es zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht eine Entsprechung gibt“¹⁵³. Es ergibt sich somit erneut ein System aus hegemonialer Männlichkeit als Referenzpunkt und Formen der Devianz, die sich um diese Hegemonie herum positionieren und sich dem Weiblichen stärker annähern als der dominanten Männlichkeit.

¹⁵⁰ Ronsard, Pierre de (1990): „Abrégé de l'art poétique français“, in : Goyet, Francis (Hg.): *Traité de poésie et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, 465-493, hier S. 471.

¹⁵¹ Diese bildet besonders im Widerstreit zwischen italienischen und französischen frühneuzeitlichen Gelehrten einen besonderen Diskussionsgegenstand, was ich am Ende des dritten Teils dieser Arbeit genauer betrachten werde.

¹⁵² Dieser Vorwurf erinnert an die Verfehlung Yvains, der sich durch das Verrittern vom mittelalterlichen Ideal entfernt. In der Zusammenschau mit dem Verligen Erecs, klingt hier ein Streben nach dem Idealzustand an, der sich bereits zwischen zwei Polen konzipieren lässt und den Ronsard in seinen Überlegungen zu aktualisieren scheint; siehe Chrétien de Troyes (2016): *Le Chevalier au lion*, édition bilingue par Corinne Pierreville, Paris, Honoré Champion und Chrétien de Troyes (1994): *Erec et Énide*, édition bilingue par Michel Rousse Paris, Flammarion.

¹⁵³ Connell 2015, S. 131.

Innerhalb dieses Referenzsystems greift Ronsard immer wieder auf Körpermetaphern zurück, die das virile Moment in eine konkrete physische Bildlichkeit übertragen. Die *virilitas*, die ethische, physische und rhetorisch-poetische Ansprüche miteinander verknüpft, findet so ihren Anklang in der französischen Renaissance. In der *Préface* der *Franziade* führt Ronsard seine poetologischen Überlegungen im Detail aus:

Quant aux comparaisons dont j'ay parlé au commencement assez brièvement, tu les chercheras des artisans de fer & des veneurs, comme Homere, pescheurs, architectes, massons, & brief de tous mestiers dont la nature honore les hommes. Il faut bien les mettre & les bien arranger aux lieux propres de ta Poesie: car ce sont les nerfs & tendons des Muses, quand elles sont placées bien à propos, & servantes à la matière: sinon, elles sont du tout ridicules et dignes du fouet.¹⁵⁴

Ronsard führt in seiner Beschreibung des *ornatus* (hervorgerufen durch die Aufnahme eines speziellen, fachfremden Vokabulars) unter Rückgriff auf das Primat der *varietas* eine Norm ein, die sich an dem männlichen Körper orientiert und nach „nerfs“ und „tendons“ verlangt, den beiden Elementen, die, wie Patricia Parker ausgeführt hat¹⁵⁵ den typischen männlichen Körper ausmachen und auf das männliche Glied verweisen. Zwar beschreibt er diese als den Musen zugehörig, doch kann dies nicht als Moment der Verweiblichung betrachtet werden, da die Musen ein in sich geschlossenes poetisches System beschreiben, das sich dem Primat der Virilität unterstellt.¹⁵⁶ Eine ähnliche Überlegung findet auch im *Abrégé* statt und greift noch deutlicher die Zusammenführung physischer und rhetorischer Idealzustände auf:

¹⁵⁴ Ronsard 1993, S. 1170.

¹⁵⁵ Siehe Parker 1989 und Parker 1996, sowie meine Ausführungen weiter oben in diesem Teil meiner Arbeit.

¹⁵⁶ Auf diesen Punkt werde ich am Ende des zweiten Teils genauer eingehen und den Einfluss der Muse auf den männlichen Poeten genauer betrachten.

Tu pratiqueras bien souvent les artisans de tous les métiers comme de Marine, Vénierie, Fauconnerie, et principalement les artisans de feu, Orfèvres, Fondeurs, Maréchaux, Minéraliers, et de là tireras maintes belles et vives comparaisons, avec les noms propres des métiers, pour enrichir ton œuvre et la rendre plus agréable et parfaite: car tout ainsi qu'on ne peut véritablement dire un corps humain, beau, plaisant et accompli s'il n'est composé de sang, veines, artères et tendons, et surtout d'un plaisante couleur; ainsi la poésie ne peut être plaisante ni parfaite sans belles inventions, descriptions, comparaisons, qui sont les nerfs et la vie du livre qui veut forcer les siècles pour demeurer de toute mémoire victorieux et maître du temps.¹⁵⁷

Die *colores dicendi*, die erst die Perfektion der Rede ausmachen und ihr ihre eigentliche Form geben, werden in Analogie zum menschlichen Körper entwickelt, der auch nur durch die konzentrierte Zusammensetzung verschiedener Elemente seine perfekte Form erlangen kann. Ronsard greift hierbei auf ein semantisches Feld zurück, das sich in der präzisen Verlängerung einer antiken Tradition lesen lässt und die metaphorischen „nerfs“ mit den konkreten „sang, veines, artères et tendons“ zusammenbringt. Die Terminologie lässt keinen Zweifel am rhetorischen Ideal zu: Ronsard entwirft die Rhetorik anhand des Bildes eines Mannes, das sich auf antike Referenzmomente stützt und einer hoch normativen Klassifikation zugrunde liegt.

Es entsteht so die Konzeption einer Rhetorik, die sich an den antiken Vorbildern orientiert und zunächst ein Idealbild übernimmt, das auf physische und ethische Männlichkeitsvorstellungen zurückgeht, um diese in den rhetorischen Raum zu übertragen. Auch die Etablierung des männlichen in Anlehnung an das aristotelische Konzept der Sophrosyne scheint sich hier bereits anzudeuten und ein hegemoniales Männlichkeitskonzept zu entwerfen, das eine dominante Position besetzt und in dieser nach einem idealen Zusammenspiel rhetorischer Elemente ohne Exzesse und Verfehlungen strebt. Es lohnt sich also, in der französischen Frühen Neuzeit der genauen Rezeptionsgeschichte der virilen Rhetorik und ihrer normativen, wie devianten Ausprägungen nachzuspüren.

(Anti)Ciceronianismus und die Kritik ciceronianischer *mollesse*

Ein besonderes Augenmerk muss bei der Rezeption antiker Referenzmodelle in der französischen Renaissance auf die Position Ciceros nicht nur in den sprachtheoretischen Texten, sondern in der Ideenprosa allgemein gelegt werden. Hierfür wird es in einem ersten Schritt vonnöten sein, sich kurz die doch sehr umfangreiche und

¹⁵⁷ Ronsard 1999, S. 470_{sq.}

vor allem ambivalente Cicero-Rezeption der Renaissance in Erinnerung zu rufen und hierbei mehrere Strömungen voneinander zu trennen, um auszumachen, in welchem Rahmen der Begriff der *mollesse* hier aufkommt. Diese Verwendung ist dabei jedoch in sich auch nicht geschlossen und einig, weshalb in einem zweiten und dritten Schritt eine Unterscheidung zwischen Verweichlichung als Prozess und Weichheit als Zustand am Beispiel der Gegenüberstellung von jungem und erwachsenem Cicero aufzuzeigen ist.

Der Ciceronianismus¹⁵⁸ der Renaissance stellt sich schon rein ideengeschichtlich als hochgradig problematisch dar, da er rein semantisch auf kein in sich geschlossenes System rekurriert, sondern zwei gegensätzliche Strömungen umfasst. Das *Historische Wörterbuch der Rhetorik* stellt in einem Eintrag unter „Ciceronianismus“ sowohl „das Bestreben[...], Cicero als sprachliches und kulturelles Vorbild anzunehmen“¹⁵⁹, als auch „eine negative Bedeutung“¹⁶⁰ zusammen, die Kritik an Ciceros schlechtem Stil, sowie an Cicero als Mensch übt. Eine terminologische Abgrenzung finden wir weder in der Primärliteratur der Renaissance noch in Uedings *Historischem Wörterbuch*. Lediglich Morris Croll¹⁶¹ und daran angelehnt Jeroen Jansen¹⁶² verwenden den Begriff des Anticiceronianismus¹⁶³ beide als Synonym für Attizismus und *brevitas*. Wäre im Rückkehrschluss der Ciceronianismus also ein Stil der *copia* und der *obscuritas*, die sich der *brevitas* und *perspicuitas* entgegenstellen? In der Tat bezieht sich ein Großteil des affirmativen Ciceronianismus fast ausschließlich auf das von Cicero in *De Inventione* propagierte Zusammenspiel von *sapientia* und *eloquentia*,¹⁶⁴ ohne hierbei jedoch genauer auf den eigentlichen Stil Ciceros einzugehen.¹⁶⁵ Ein zentrales

¹⁵⁸ Obwohl mittlerweile 150 Jahre alt, stellt die Studie Remigio Sabbadinis doch die bisher einzige in diesem Maße umfassende Referenz zur Geschichte des Ciceronianismus in der Renaissance dar; Sabbadini, Remigio (1884): *Storia del ciceronianismo e di altre questioni letterarie nell'età della Rinascenza*, Turin, Loescher; siehe auch Salmon, John (1980): „Cicero and Tacitus in Sixteenth-Century France“, in: *The American Historical Review* 85.2, 307-331 und Altman, William (Hg.) (2015): *Brill's Companion to the reception of Cicero*, Leiden/Boston, Brill und Dellaneva, John (Hg.) (2007): *Ciceronian Controversies*, Harvard University Press, London.

¹⁵⁹ Schade, R. E. (1992): „Ciceronianismus“, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, XII Tomes, Tome III, Tübingen, Niemeyer, 225-247, hier S. 225.

¹⁶⁰ *Ibid.*, S. 226.

¹⁶¹ Siehe Croll, Morris (1966): „Juste Lipse et le Mouvement Anticiceronien à la fin du XVI^e et au début du XVII^e siècle“, in: Evans, Robert / Patrick, Max (Hgg.): *Style, Rhetoric and Rhythm. Essays by Morris W. Croll*, Princeton, Legacy Library, 7-44 und Croll, Morris (1969): *"Attic" and baroque prose style: the anti-Ciceronian movement; essays by Morris William Croll*. Edited by J. Max Patrick and Robert O. Evans, with John M. Wallace, Princeton, University Press.

¹⁶² Jansen 1995, S. 26.

¹⁶³ In der Folge erlaube ich mir zur genauen Unterscheidung der hier beschriebenen Kategorien vom affirmativen Ciceronianismus einerseits und dem Anticiceronianismus im Sinne Crolls andererseits zu sprechen.

¹⁶⁴ Siehe. Cicero (1994): *De l'Invention*. Texte établi et traduit par Guy Hachard, Paris, Éditions des Belles Lettres.

¹⁶⁵ Am prägnantesten ist hier wohl das Beispiel Gasparino Barzizzas, der in seinem Tractatus de Compositione zwar zur Nachahmung Ciceros aufruft, dessen Stil jedoch selbst nur in seinen rhetorisch-

Beispiel sind hier die *Poetices libri septem* Scaligers, der zwar seine poetologischen Prinzipien eng mit dem Ciceronianismus verband, ihn im Vergleich mit Hermogenes hintenanstellte.¹⁶⁶ Diese Form des affirmativen Ciceronianismus, die sich stets in einer leichten Diskrepanz zwischen vorgeblichem Ideal und konkreter Umsetzung bewegt, hat bereits viel Betrachtung gefunden und wurde dabei immer wieder kurz von verschiedenen kritischen Stimmen abgegrenzt.¹⁶⁷

Es scheint daher obsolet, sich hier erneut mit der chronologischen Evolution eines bereits betrachteten Begriffes zu befassen und bietet sich vielmehr an, mithilfe des eingehend festgelegten Analyseapparats von geschlechtlich konnotierter Idealvorstellung und Formen der Abweichung die Kritikstrategien des Anticiceronianismus genauer zu analysieren.

Als bestimmendes Hauptwerk der Kritik an Cicero lässt sich Erasmus' *Ciceronianus* ausmachen. In diesem in vier Teile gegliederten, 881 Sätze langen fiktiven Dialog debattieren drei Gesprächspartner über ihre Begeisterung oder Ablehnung für die Werke Ciceros. Hierbei vertritt Bulephorus Erasmus' kritische Position¹⁶⁸ und befindet sich in einem Streitgespräch mit Nosoponus, dem Archetypus eines begeisterten Ciceronianers, der seine eigenen Schriften sowohl inhaltlich als auch stilistisch nur aus den Werken Ciceros schöpft. Als Vermittler und Fragensteller wohnt Hypologus dem Gespräch bei, in dem die Kritik eine fiktive Transposition

didaktischen Schriften wieder aufnimmt, zeigt sich in seinen zahlreichen Epistolae jedoch „kaum bereit, dem Satzbau Ciceros zu folgen“ (Zitat, siehe Schade 1992, S. 232) Mit Leonardi Bruni und Giorgio Valagussa bildet Barzizza eine italienische Trias, die zwar die imitatio Ciceronis vertritt, selbst jedoch auf eine sehr zurückhaltende Haltung in Bezug auf diese Imitation aufweisen. (Für die Manuskripte, siehe: <http://www.textmanuscripts.com/medieval/leonardo-bruni-barzizza-valagussa-60431>); siehe Revest, Clémence (2016): „Les discours de Gasparino Barzizza et la diffusion du style cicéronien in la première moitié du XVe siècle. Premiers aperçus“, in: *Mélanges de l'école française de Rome. Moyen Âge*, 128.1, XXX (§23).

¹⁶⁶ Scaliger, Jules César (1994-2011): *Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst*. 6 Bände, Hrsg. von Luc Deitz, Gregor Vogt-Spira, Stuttgart, Frommann-Holzboog, hier IV, 1-2. Zum Platz Scaligers in der Ciceronianus-Debatte, siehe Fiorato, Adelin (2003): „Bandello au secours de Scaliger dans la polémique sur le Ciceronianus d'Erasmus“, in: *Studi Francesi* 139, 124-134.

¹⁶⁷ Siehe zum Beispiel Mouchel, Christian (1990): *Cicéron et Sénèque dans la rhétorique de la Renaissance. Ars Rhetorica 3*, Marburg, Hitzeroth, der in seinem ersten Teil die genaue positive Rezeptionsgeschichte Ciceros vom frühen 16. bis ins auslaufende 17. Jahrhundert nachzeichnet.

¹⁶⁸ Für Erasmus stellt die Kritik an Cicero überbordendem Stil ein persönliches Anliegen dar, da vor allem in der Korrespondenz mit anderen europäischen Humanisten immer wieder der Vorwurf anklingt, auch Erasmus schreibe maßlos. Diesem Vorwurf stellt er sich unter Rückbezug auf Cicero in einem Brief an Francisco de Vergara: „Pour moi, j'ai toujours été si loin de copier l'aspect du style cicéronien que même si je pouvais y arriver, je préférerais un autre genre d'éloquence plus dense, plus serrée, plus nerveuse, moins léchée et plus mâle [magisque masculum] et d'ailleurs je me suis peu soucié d'orner mon style, même si je ne dédaigne pas l'élégance, quand je la trouve sans effort.“ (Erasmus (1978): *Correspondance*. 12 Bd. Herausgegeben von Alois Gerlo und Paul Forriers, Brüssel, University Press, hier Bd. 7, lettre 1885; 13 octobre 1527).

des realen Disputs zwischen Erasmus und dem begeisterten Cicero-Anhänger Christophe de Longueil gesehen hat.¹⁶⁹

Im dritten Teil dieses fiktiven Dialogs, der der Widerlegung des ciceronischen Stils gewidmet ist, zeichnet Bulephorus den Stil des lateinischen Philosophen nach:

[394] Bulephorus : Personne ne nie que Cicéron aimait beaucoup la plaisanterie, trop même, selon certains, qui l'accusent de l'utiliser à tort et à travers, au risque de friser la bouffonnerie.

[395] C'est vrai, de l'avis de presque tous les connaisseurs: dans ce domaine il lui a manqué la mesure comme à Démotène il a manqué le talent.¹⁷⁰

Bulephorus setzt seine Kritik an Ciceros Stil hier aus mehreren nebeneinandergeordneten Elementen zusammen, die ihre jeweils eigene Kritik zum Ausdruck bringen und im Zusammenspiel eine umfassende Ablehnung ausdrücken. Zunächst verweist er in den Sätzen 394 und 395, in denen er sich erstmals in dem Dialog dezidiert mit dem Stil befasst, auf Ciceros Neigung zum Scherzen („iocando“), welche sich nicht in die Ordnung der aristotelischen Rhetorik eingliedern lässt. Wollte man den Scherz einer aristotelischen Gattung zuordnen, ließe er sich wohl am ehesten in der niedersten der drei Gattungen, dem *genus demonstrativum* verorten.¹⁷¹ Schon hier scheint Cicero den rhetorischen Diskurs zu subvertieren, sich also absichtlich abseits etablierter Redegegenstände zu verorten.

Diese Kritik erfährt eine Erweiterung durch die maßlose Verwendung, die das Scherzen bei Cicero angeblich findet: die Amplifikation dieses Fehlverhaltens unterstrichen durch die Missachtung situativer Angemessenheit („intempestivum“), sowie dessen übertriebenen („in iocando fuisse multum“), ungezügeltten Gebrauch weisen hier deutlich auf die Missachtung etablierter Rhetorikideale hin. Besonders die evozierte Maßlosigkeit, die Erasmus auch schon in *De Utraque Verborum ac Rerum Copia* ohne präzise Autorenreferenz kritisiert hatte, stellt hier den zentralen Gegenstand der Ausführungen Erasmus' dar und zieht sich, wie Margaret Phillips aufzeigt, von Erasmus durch die Reflexion der frühen Neuzeit und findet einen Höhepunkt bei Montaigne.¹⁷²

¹⁶⁹ Siehe Telle, E.V. (1972): „Dolet et Érasme“, in: Margolin, J.-C. (Hg.): *Colloquia Erasmi Turonesis*, T I, Paris, Vrin, 407-441, S. 423sq.

¹⁷⁰ Erasmus (1995): *Dialogus cui titulus Ciceronianus sive De optimo dicendi genere*. Hg. Von Theresia Payr, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

¹⁷¹ Aristoteles 1999, I, 3.

¹⁷² Phillips, Margaret Mann (1971): „From the Ciceronianus to Montaigne“, in: Bolgar, Robert (Hg.): *Classical influences on European culture*, London, Cambridge University Press, 191-197. Siehe Cave, Terence (1979): *The cornucopian text: problems of writing in the French Renaissance*, Oxford, Clarendon Press.

Schon bei Erasmus siedelt sich diese „*copia*“¹⁷³ jedoch nicht in einem referenzfreien Raum an, sondern ist eng mit der eingangs beschriebenen doppelpoligen Geschlechterordnung als Referenzgröße verknüpft. So führt Erasmus Ciceros ausschweifenden Stil auf dessen Unmännlichkeit zurück:

[389] Les uns le traitaient de sec, de maigre, l'accusaient de
manquer de suc et de sang;
[390] d'être sans échine et sans tenue; d'être mou et peu
viril! Les autres au contraire trouvent son style enflé, asia-
tique et regorgeant de superfluités.¹⁷⁴

Bemerkenswert erscheint diese Kritik des römischen Redners, da sie selbst einer gewissen *claritas* entbehrt: Erasmus legt sich an dieser Stelle nicht fest, beschreibt Cicero gleichermaßen als in einem Mangel begriffen und von übertriebener Fülle gekennzeichnet. An diesen beiden Polen der antivirilen Konfigurationsmechanismen setzt die Kritik Ciceros an, ohne sich für eine Seite festlegen zu können. Deutlich wird nur, dass es dem Orator wohl an Sophrosyne zu mangeln scheint, denn in beiden Darstellungen wird deutlich, dass er sich nur an den Rändern des rhetorischen Feldes positionieren kann. Um gedanklich vermehrt an die Rhetoriktheorie der Antike anzuknüpfen, bindet Erasmus seine Ausführungen zusätzlich an das Begriffspaar Asianismu-Attizismus an, wodurch die zunächst nur angedeutete weibliche Konnotation eine konkrete Zuschreibung gewinnt, die sich auf die weiter oben ausgeführte, hierarchische Gegenüberstellung von Attizismus und Asianismus als genuin weiblichen Stil bezieht. Die beschriebene stilistische Fülle, die sich durch ihren Mangel an Besonnenheit und Maß von sprachlicher Virilität abzugrenzen scheint, wird explizit mit dem Asianismus in Verbindung gebracht und lässt implizit auf eine über die *varietas* hinausreichende Form der *copia* schließen. Diese wird durch ein Begriffspaar ergänzt („*mollem et ac parum uirum*“), das die direkte Verknüpfung des überbordenden Stils mit dem weiblichen Geschlecht und so mit der devianten Aufweichung des männlichen Ideals gleichsetzt.

Zusätzlich verlässt Erasmus in seiner Kritik hier die textimmanente Ebene, die sich auf stilistische Merkmale beschränkte und verknüpft sprachlich-rhetorische Verfehlung und personale Unmännlichkeit. Dies zeigt sich zunächst in einer physischen Beschreibung, die Cicero als kraftlos („*aridum*“) und anämisch („*exsanguem*“), abgemagert und ohne Muskelmasse („*ieinum*“) beschreibt. Erasmus schließt hieraus, dem antiken Philosophen scheine es an Rückgrat und einem stabilen Knochengestüt zu fehlen („*elumbem ac dissolutum*“), was seine nicht aufrechte Haltung erkläre, wodurch Cicero insgesamt „*mollem ac parum uirum*“ erscheine. Es lässt sich in dieser physischen Beschreibung ein Vokabular

¹⁷³ Siehe hierzu meine Ausführungen in Kapitel 1.3.

¹⁷⁴ Erasmus 1995.

identifizieren, das sich in einem doppelten Sinne sowohl auf den Körper, als auch auf den Stil beziehen ließe und die sich keineswegs in einem luftleeren Raum ansiedelt, sondern an den bereits von Quintilian und Tacitus formulierten Vorwurf der stilistischen Weiblichkeit anknüpft.¹⁷⁵

Besonders die Gegenüberstellung von einem weichen Mann und einem asiatischen und daher verweiblichten Stil entwirft hier ein binäres Grundmodell, das textimmanente und textexterne Ebenen auf der Basis geschlechtlicher Abgrenzungen verknüpft und das sich im Diskurs des Anticiceronianismus durch das gesamte 16. Jahrhundert hindurch tradiert.

So greift beispielsweise Antoine Fouquelin 1555 in seiner *Rhétorique française* ebendiese Metaphorik der Maßlosigkeit und Unmännlichkeit wieder auf. Mitglied der *Pléiade* und in enger Verbindung mit Pierre de la Ramée (Ramus) und Omer Talon, die sich beide in den affirmativen Ciceronianismus einschreiben, entscheidet sich Fouquelin, in seiner *Rhétorique* von diesem Modell abzugrenzen.¹⁷⁶ Besonders der zweite Teil seines Traktats, der sich dezidiert nur der *actio* und *pronunciatio* widmet, also der physischen Vergegenwärtigung eines rein sprachlichen (poetischen und/oder rhetorischen) Textes, bleibt in dieser Art einzigartig in den sprachtheoretischen Abhandlungen der Renaissance. In diesem Abschnitt, der sowohl formal als auch inhaltlich deutlich von Vorreitern der *Pléiade* abweicht, widmet sich Fouquelin der adäquaten mündlichen und durch Gesten unterstützten Vortragsweise und bringt anhand des als illustrierendem Beispiel dienenden Cicero seine Zurückhaltung gegenüber diesem dominierenden Modell zum Ausdruck.

Cicéron a eu semblables vices et empêchements de nature : il était fort grêle et faible de corps, ayant le cou long et menu : laquelle constitution et figure de corps, semble dangereuse à gens qui travaillent et labeurent et parlent avec grand travail des côtés : dont, ceux qui aimaient Cicéron, étaient d'autant plus émus, qu'en parlant, il efforçait sa voix, travaillait son corps sans cesse et sans aucune variété : car il avait une bonne voix et haute, mais rude et âpre : en sorte que quand il voulait traiter quelque chose de grande affection, et pousser sa voix jusques aux derniers tons, il semblait tonner et foudroyer.¹⁷⁷

Wie schon Erasmus hebt Fouquelin die schwächliche Gestalt Ciceros hervor, den er mit überlangem Hals, als „grêle“ und „faible de corps“ beschreibt. Die dreifache

¹⁷⁵ Quintilien 2012 (XII, X,) und Tacitus (1960): *Dialogue des orateurs*, XVIII, édition critique pas Goelzer et traduction par H. Bornecque, Paris, Les Belles Lettres, S. 44.

¹⁷⁶ Roy Leake unterstreicht Fouquelins „critical mind“, der sich den antiken Vorbildern, sowie den Arbeiten seiner Zeitgenossen entgegenstellt; siehe Leake, Roy (1970): „Antoine Fouquelin and the Pléiade“, in: *Bibliothèque d'Humanisme et de Renaissance* 32.2, 379-394, hier S. 383.

¹⁷⁷ Fouquelin 1990, S. 447sq.

Repetition des Verweises auf den „corps“, die außertextliche Physis unterstreicht die Bedeutung des Körpers als Vermittlungselement und konstitutive Größe einer gelungenen Rhetorik. Wieder wird jedoch das Bild einer fehlenden Kraft und Kompaktheit entworfen, derer sich der Redner selbst bewusst zu sein scheint, denn Fouquelin entwirft hier das Szenario eines Ringens um den gelingenden Vortrag. Dieses Ringen wird durch die den immer wiederkehrenden Bezug auf „travail“ und „labeur“ als dauerhafte, geradezu handwerkliche Tätigkeit stilisiert, die jedoch im Falle Ciceros ertraglos bleibt, denn statt einer erfolgreichen Rede, wird sein Sprechen in Fouquelins Beschreibung entmenschlicht.

Zunächst schränkt ein weiteres physisches Merkmal Ciceros Redegewandtheit ein: seine Stimme ist zwar „une bonne voix haut, mais rude et âpre“. Die Schroffheit der rednerischen Stimme, die Fouquelin durch die Verortung der ciceronianischen Stimme auf Seiten der *asperitas* beschreibt, erweist sich hier als Risiko der angezielten *lenitas*. Wie Verena Schulz aufzeigt, stellt in der Rhetorik seit der Antike die *asperitas vocis* einen Teil der *asperitas principiorum* dar, die dem Menschen innewohnt – und somit in gewisser Weise angeboren ist – und sich im Moment der Rede ihren Weg ins Freie bahnt.¹⁷⁸ In der fouquelinschen Beschreibung verbindet sich diese dem Körper eigene, schroffe Stimme mit einem formlosen Körper; gemeinsam stellen sie somit eine vorgegebene Einheit dar, die der Redner zum Gelingen seines Vortrags überwinden muss. Interessanterweise wird diese körperlich vorgegebene Einschränkung von Cicero selbst hier nicht als Hindernis gesehen, das ihn von seinem Vorhaben, sich der Rhetorik zu widmen, abhalten könnte. Stattdessen stellt er sich dieser wie einer Herausforderung, der er mit Eifer beikommen könne.

Dieses eifrige Streben wird in der Beschreibung von Fouquelin in einer klimatischen Aufzählung („il travaillait“, dann „il éfforçait“, schließlich „il semblaît tonner et foudroyer“) der physischen Tätigkeiten Ciceros angelegt, die ihren Höhepunkt in einem unmenschlichen Lärm findet, der, einer Naturerscheinung gleich, nicht mehr mit der *ars rhetorica* in Einklang gebracht werden kann und von der Maßlosigkeit des Redners herzurühren scheint. Dieser missachtet durch seine fehlende Besonnenheit den rhetorischen Vorsatz der *dissimulatio artis*, indem er die Arbeit an seinem Vortrag zu deutlich und offensichtlich zur Schau stellt und schließlich über seine Rede als dehumanisiert erscheint. Fouquelin scheint hier sehr subtil die doppelte Kritik hervorzuheben, die sich bei Erasmus abzeichnete und sie zu einem Syllogismus zu erheben: Cicero weist einen mangelhaften Körper auf, also kippt seine Redeweise ins Übermaß. Von einem Rand des virilen Feldes zum nächsten bewegt sich Cicero in dieser Darstellung in Extremen und verfehlt gerade durch seine bemühte Performanz die moderate Mitte.

Das Risiko, das diese Maßlosigkeit und die daran anknüpfenden Entmenschlichung bergen, wird von Cicero selbst nicht erkannt, sondern lediglich von außen an ihn herangetragen: „Parquoi étant averti par ces amis et les médecins, de désister de

¹⁷⁸ Schulz, Verena (2014): *Die Stimme in der antiken Rhetorik*, Göttingen, Vandenhoeck&Ruprecht, S. 38.

plaider, il aimait mieux se mettre en danger, que de refroidir l'espérance de bien dire, qu'il avait eue de son jeune âge.¹⁷⁹ Die mahnende Stimme, die Cicero zurückzuhalten sucht, ist eine doppelte, denn sie wird hier durch seine „amis“, aber auch durch „médecins“ personalisiert, die auf den „danger“ hinweisen, der einer fehlerhaften Rhetorik anhaftet und der zwei Dimensionen, eine soziale und eine medizinisch-physische umfasst. Trotz dieses Risikos, seine körperliche Konstitution und in einem zweiten Schritt auch seine soziale Stellung zu gefährden, entscheidet sich Cicero, nicht auf seine Ambitionen zu verzichten, sondern einen neuen Mittelweg anzustreben:

mais estimant qu'en abaissant et modérant quelque peu sa voix et changeant sa manière de dire, il pourrait éviter le danger auquel il était : pour ce faire, il alla en Asie : et après s'être studieusement exercé premièrement à Athènes, en la maison de Démètre Syre ancien et célèbre maître d'éloquence, et puis en Asie avec Ménippe Stratonicense pour lors très éloquent, et ordinairement avec Denis Magnète et Schyle le Gnydien et Xénocle Adramitène, à la fin aussi avec Molon le Rhodien, en toute manière de dire : deux ans après, il s'en revint, non seulement plus prompt et exercité, mais aussi presque tout changé : car cette grande véhémence de voix était tombée, et son oraison avait quasi jeté son feu : et davantage, il avait acquis quelque force de côté et médiocre habitude de tout le corps.¹⁸⁰

Fouquelin beschreibt die von Cicero angestrebte Veränderung anhand der Juxtaposition der Verben „abaisser“ und „modérer“, die deutlich auf das Konzept der *moderatio* rekurrieren, die sich der zunächst beschriebenen Maßlosigkeit entgegenstellen sollen. Um diese aristotelische Beherrschung zu erlernen, reist Cicero gen Osten, um bei anderen Rhetorikern zu lernen. Die Aufzählung der besuchten Orte und frequentierten Gelehrten weist hierbei vor allem auf griechische Gegenden hin, in denen man den attischen, männlichen Stil vermutete. Der Aufzählung vorangestellt, findet sich jedoch, durch ein Semikolon von der eigentlichen Reiseroute losgelöst, die parataktische Einleitung „il alla en Asie“. Lässt sich in diesem kurzen Nebensatz weniger die geographische, als vielmehr eine metaphorische Reiseroute lesen? Deutet Fouquelin hier neben den angestrebten Lehrorten gleichzeitig ein thematisches Programm an? In der Tat scheint Ciceros durch maßlose Härte und Schroffheit charakterisierte Rede sich dem asianischen, also weicheren Stil annähern zu müssen, um sich in einem Mittelfeld positionieren zu können, in dem die Rhetorik sich frei von Exzessen zeigt.

¹⁷⁹ Fouquelin 1990, S. 447.

¹⁸⁰ *Ibid.*, S. 448.

Eine Veränderung durch ein eingehendes Studium der Rhetorik erweist sich hier jedoch nur als partiell ertragreich, denn obwohl Cicero sich als „exercité“ und „plus prompt“ erweist, ist er doch nur „presque tout changé“. Besonders die Transformation der Stimme – die sich auch nur „quasi“ vollzieht – verweist hier auf den feminisierenden Prozess, den Cicero durchlaufen hat, denn dessen Stimme habe an „véhémence“ und an „feu“ verloren, zwei Attributen, die deutlich auf das Universum des Männlichen verweisen¹⁸¹ und deren Verringerung einer Annäherung an das Weibliche andeutet. Durch ebendiese teilweise Verweichlichung erreicht Cicero laut Fouquelin einen Zustand der „médiocre habitude de corps“, einer Form der *mediocritas*, die auf einen maßvollen Umgang mit den gegenpoligen rhetorischen Attributen verweist, aus der heraus Cicero „quelque force“ erlangen kann.

Fouquelin entwirft in seiner *Rhétorique française* das konkrete Porträt Ciceros als Rhetoriker und löst sich damit von dem entpersonalisierten Verweis auf dessen Werke, wie er sie bei Ramus und Talon gefunden haben muss. Stattdessen scheint er in der Beschreibung eines andauernden Prozesses der Auslotung geschlechtlich konnotierter Sprechweisen die Schwierigkeiten aufzuzeigen, mit denen die ideale Rhetorik dauerhaft befasst ist und denen auch der als Vorbild dienende Cicero nicht zu entgehen scheint. Dessen Vorreiterrolle wird von Fouquelin hier stark problematisiert und unter Verweis auf ciceronianische Unmännlichkeit infrage gestellt.

Ähnlich problematisch lässt sich die Cicero-Rezeption in der auslaufenden Renaissance anhand der *Essais* Montaignes verorten. Die Verweise auf den antiken Philosophen und Rhetoriker durchziehen die *Essais* in ihrer gesamten Länge und gestalten sich dabei keineswegs linear. Besonders die kategorische Dissoziation verschiedener Werke Ciceros bestimmt dessen multiperspektivische Rezeption bei Montaigne, der sich dem Redner Cicero und seinem Stil kritisch nähert, obwohl er immer wieder auf seine Werke zurückverweist. Besonders philosophische Zitate und Gedankengänge aus Ciceros *Tusculanes* haben Einzug in Montaignes Werk gefunden¹⁸² und zeigen von diesem ambivalenten Verhältnis.

Die Omnipräsenz ciceronischer Konzepte kann also nicht über Montaignes kritische Haltung¹⁸³ gegenüber dem rhetorischen Verhalten des antiken Vorbilds hinwegtäuschen, wie Nancy Struever unterstreicht, wenn sie betont, alle Zitate seien „embedded in a programm of Ciceronian critique“.¹⁸⁴ Montaigne zeige sich

¹⁸¹ Siehe hierzu die Ausführungen zu den „théories des humeurs“ bei Jouanna, Jacques (2005): „La théorie des quatre humeurs et des quatre tempéraments in la tradition latine (Vindicien, Pseudo-Soranos) et une source grecque retrouvée“, in: *Revue des Études Grecques* 118.1, 138-167.

¹⁸² Siehe Legros, Alain (2014): „Buchanan et Cicéron chez Montaigne: deux sentences inédites de sa ‘bibliothèque’“, in: *Montaigne Studies* XXVI. 1-2, 171-177, hier S. 174. Besonders der Essai I, 20 zeugt von Montaignes Begeisterung für Ciceros philosophisches Wirken.

¹⁸³ Eden, Kathy (2015): „Cicero’s Portion of Montaignes Acclaim“, in: Altman, William (Hg.): *Brill’s Companion to the reception of Cicero*, Leiden/Boston, Brill, 39-55.

¹⁸⁴ Struever, Nancy (2002): „Montaignes Ciceronian pessimism. Rhetoric, politics, ethics“, in: *Montaigne Studies* XIV, 49-64, hier S. 49.

durchaus beeindruckt von Ciceros kritischer Haltung in historisch-politischen Fragen,¹⁸⁵ verhalte sich, wie Giovanni Dotoli herausstellt, jedoch deutlich zurückhaltend und ziehe vor, einen eigenen Stil zu erarbeiten, denn jeder Sprecher und Schriftsteller „doit suivre le rythme de sa voix, qui correspond à tout instant de son comportement et de son rapport avec le monde“¹⁸⁶. In diesem Bestreben um Abgrenzung erweist sich besonders der 40. Essai des ersten Buches *Considération sur Cicéron* als interessant, da Montaigne in diesem Kapitel nicht nur um die Definition eines eigenen Stils ringt,¹⁸⁷ sondern sich auch in einem steten Abgrenzungsmechanismus zum antiken Vorbild befindet.¹⁸⁸ Vor diesem Hintergrund der Entsagung gegenüber einem Modell und der Zurückweisung eines rückhaltlosen, als Vorbild tradierten Ciceronianismus, scheint es unabdingbar, sich noch einmal den Kritikpunkten zuzuwenden, die Montaigne gegen Cicero vorbringt.

Die Hauptkritik, die in mehreren Variationen den 40. Essai durchziehen wird, deutet sich schon im letzten Satz des vorangegangenen Kapitels *De la solitude* an, das Montaigne in einer Gegenüberstellung der von ihm beschriebenen Philosophie Catons und der nun folgenden Betrachtungen Ciceros münden lässt. „Voilà le conseil de la vraie et naïve philosophie, non d’une philosophie ostentatrice et parliere, comme est celle des deux premiers [de Pline et de Cicéron].“¹⁸⁹ In der Abgrenzung einer Philosophie, die als „vraie et naïve“ beschrieben wird, von Ciceros Praktiken, die sich als „ostentatrice et parliere“ erweisen, deutet sich bereits dieselbe Unfähigkeit zur *dissimulatio artis* an, die schon Fouquelin kritisiert hatte, wobei das Primat der Wahrhaftigkeit und der (wenn auch gearbeiteten) Naivität im Sinne einer Natürlichkeit eine Idealstellung einnimmt, die die laut Montaigne zu offensichtliche Art Ciceros nicht erreichen kann.

Den Term „parliere“ greift Montaigne erst im nächsten Kapitel wieder auf und erschließt hier die existenzielle Komponente, die dieser Form der ausschweifenden Redeweise innewohnt: „Revenant à la vertu parliere, je ne trouve pas grand choix entre ne sçavoir dire que mal, ou ne sçavoir rien que bien dire. Non est ornamentum virile concinnitas.“¹⁹⁰ Montaigne stellt sich hier nicht allein die Frage des richtigen Stils, sondern er bindet sie in komplexer Weise in einen größeren, geschlechtermetaphorischen rhetorischen Kontext ein. In einem ersten Schritt stellt sich hier die Frage des *aptum*, der richtigen Anpasstheit von *res* und *verba*, die in einem

¹⁸⁵ Siehe *ibid.*, S. 51.

¹⁸⁶ Dotoli, Giovanni (2007): *La voix de Montaigne. Langue, corps et parole dans les Essais*, Paris, Lanore, S. 22.

¹⁸⁷ Siehe hierzu erneut Dotoli 2007, S. 20sq.

¹⁸⁸ Pouilloux, Jean-Yves (1993): „Chapitre XL, ‘Considération sur Cicéron’. D’un topos à l’incarnation de la pensée“, in: Charpentier, Françoise (Hg.): *Le Livre I des ‘Essais’ de Montaigne*. Actes de la Journée d’Étude « Montaigne » du 6 novembre 1992, Paris, Université Paris 7, Édition « Cahiers Textuels », 95-112.

¹⁸⁹ Montaigne 1999, I, 39, S. 248.

¹⁹⁰ *Ibid.*, I, 40, S. 251.

ausgeglichenen Verhältnis zueinanderstehen sollten – und aus diesem Grund nach männlicher Moderation verlangen, die den angemessenen Umfang der Sprache anhand der Thematik zu bestimmen und zu beschneiden weiß. Dieser Mangel an *ap-tum* definiert sich in doppelter Richtung: die Wahl eines unpassenden *res* („ne sçavoir dire que mal“) ist der Rhetorik in gleichem Maße abträglich wie die reine Rede („ne sçavoir rien que bien dire“) ohne thematische Anknüpfung. Die zweite Form der Verfehlung stellt sich hier jedoch deutlich kritischer dar, wird sie doch mit einer Frage der Männlichkeit in Verbindung gebracht. Unter Rückgriff auf ein Zitat Senecas *Epistolae morales ad Lucilium*¹⁹¹ schreibt Montaigne sich hier in die Tradition der stoischen Rhetorik ein, die sich auf stilistische Besonnenheit beruft und anhand derer Montaigne die Frage des Stils zu einer Frage der Männlichkeit erhebt.¹⁹² Diese wird durch ein als unmännlich betrachtetes Übermaß an Worten, eine Art der „Geschwätzigkeit“¹⁹³ infrage gestellt. Als einen solchen Schwätzer stilisiert Montaigne Cicero in seinem Essai:

Et, outre cette difference [des philosophies naïves et parlées], encore ne sont ce pas lettres vuides et descharnées [chez les bons orateurs], qui ne se soutiennent que par un delicat choix de mots, entassez et rangez à une juste cadence, ains farcies et pleines de beaux discours de sapience, par lesquelles on se rend non plus eloquent, mais plus sage, et qui nous apprennent non à bien dire, mais à bien faire. Fy de l'eloquence qui nous laisse envie de soy, non des choses, si ce n'est qu'on die que celle de Cicero, estant en si extreme perfection, se donne corps elle mesme¹⁹⁴

Die Gegenüberstellung einer idealen und einer fehlerhaften Rhetorik schreibt sich auch bei Montaigne in eine körperliche Metaphorik ein. Das Ideal stellt sich als Gegenteil einer Anhäufung von „lettres vuides et descharnées“ dar. Wie schon bei Erasmus stellt sich die Frage nach der physisch konnotierten unmännlichen Magerkeit, der nur mit einer „juste cadence“ von Wörtern in einem Zusammenspiel mit „beaux discours de sapience“, also einer Kombination aus *res* und *verba* beigegeben werden kann. Hiervon grenzt Montaigne eine Rhetorik ab, die sich als Selbstzweck definiert und somit eine Rede um der Rede willen produziert. Im Falle Ciceros sieht sich diese auf den Höhepunkt getrieben – Montaigne bemerkt ironisch dessen „si extreme perfection“ –, da sie nicht nur zum reinen Zweck der (inhaltlosen) Rede geführt wird, sondern sich innerhalb ihrer zusätzlich auf sich bezieht. Die

¹⁹¹ Seneca (2001): *Epistolae morales*. Exempla 12, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 115, 2.

¹⁹² Siehe hierzu auch schon die Ausführungen Bruno Méniels zur Entwicklung eines mehrschichtigen Männlichkeitskonzeptes bei Montaigne; Méniel, Bruno (2008): „La façon virile de Montaigne“, in: *Itinéraires* 2008/1, 63-76, hier §10.

¹⁹³ Siehe auch Hammond, Nicholas (2008): „Bavardages et masculinités au XVII^e siècle“, in: *Itinéraires* 2008/1, 91-105.

¹⁹⁴ Montaigne 1999, I, 40, S. 252.

Rhetorik des Cicero beschreibt hier gleichzeitig das *res* wie das *verbum*, da sie sich selbst als Redeanlass dient und auf sich selbst referiert („se donne corps elle mesme“), wodurch der von Montaigne als Zweck der Rhetorik geforderte Wissenszuwachs nicht mehr gegeben ist.

Eine solche Form der sprachlichen Ausschreitung erweist sich laut Montaigne als Produkt einer moralischen Verfehlung, derer nicht nur Cicero, sondern auch Plinius schuldig werden. „Il se tire des escrits de Cicero et de ce Pline [...] infinis tesmoignages de nature outre mesure ambitieuse. [...] Mais cecy surpasse toute bassesse de cœur, en personnes de tel rang, d’avoit voulu tirer quelque principale gloire du caquet et de la parlerie.“¹⁹⁵ Das von Montaigne entworfene Psychogramm Ciceros ist ein deutlich moralisierende: der Humanist identifiziert die Quelle der übertriebenen Rede in dessen „nature outre mesure ambitieuse“, in einem übertriebenen Verlangen nach Anerkennung. Hierbei wird von Montaigne jedoch nicht das Streben nach Ruhm per se kritisiert, sondern die Maßlosigkeit, in der Cicero und Plinius sich ihm widmen – Montaigne weist nicht nur auf ein Fehlen von „mesure“ hin, sondern steigert diese noch durch eine hyperbolische Übertreibung, die auf die „infinis tesmoignages“ dieser Maßlosigkeit in den Texten Ciceros widerspiegelt. Auch in einer nachgestellten Erklärung widerruft Montaigne seine moralische Einschätzung nicht, sondern präzisiert die hier zu kritisierende Haltung, die sich nicht auf den teleologischen Endpunkt, sondern auf das gewählte Mittel auf dem Weg zu diesem Ziel bezieht. Dieser äußere sich in „caquet“ und „parlerie“, die beide als durch und durch unmännliches Geschwätz stilisiert sind.

Wie schon mehrfach von der Kritik unterstrichen, zeigt sich Montaigne hier ganz als Schüler einer erasmischen Tradition¹⁹⁶ und greift dessen Kritik an einem inhaltlosen Geschwätz als Merkmal für fehlerhafte rhetorische Virilität wieder auf.¹⁹⁷ Schon Bruno Méniel hat herausgearbeitet wie Montaigne anhand dieser Charakterisierung einer ciceronianischen Rhetorik schließlich seine eigene Rhetorik als Bestandteil seiner eigenen Identität neu zu definieren sucht und dabei eine dezidiert virile Haltung anzunehmen: „Pour Montaigne, l’art cicéronien est un masque qui trahit un esprit pusillanime. Il produit l’affectation et la froideur.“¹⁹⁸ En prenant le parti inverse, Montaigne adopte l’attitude virile et aristocratique de celui qui se laisse guider par sa nature.“¹⁹⁹

¹⁹⁵ *Ibid.*, I, 40, S. 249.

¹⁹⁶ Siehe Trinquet, Roger (1972): *La jeunesse de Montaigne: ses origines familiales, son enfance et ses études*, Paris, Nizet, Chapitre VIII, S. 251-304; Méniel 2008 §10 und Magnien, Michel (1985): „Un écho de la querelle cicéro-nienne à la fin du XVI^e siècle: éloquence et imitation dans les Essais“, in: Lestringant, Frank (Hg.): *Rhétorique de Montaigne*, Paris, Champion, 85-99.

¹⁹⁷ Siehe zusätzlich zu den Argumenten des Ciceronianus auch Erasmus (2002): *La Langue*. Introduction, traduction et annotations de Jean-Paul Gillet, Genève, Labor et Fides.

¹⁹⁸ Siehe hierzu Montaigne 1999, III, 5, S. 873-874.

¹⁹⁹ Méniel 2008, §12.

Die Kritik- und Abgrenzungsprozesse, die sich hier in eine perpetuelle Selbstdefinition einschreiben, werden bei Montaigne stark durch Distinktion einer idealen und einer verfehlten Männlichkeit dominiert, anhand derer er sich selbst als Gegenmodell Ciceros stilisiert, oder wie Jean Starobinski seine Position definiert: „Il prend un dernier rôle, celui du sage désabusé.“²⁰⁰ Aus dieser Haltung heraus kritisiert Montaigne die kristalline „bassesse de cœur“²⁰¹ Ciceros, die sich anhand eines wenig dezidierten, ausschweifenden und somit verweichlichten Sprachgebrauchs äußert und in ihrer unumkehrbaren Form in besonderem Maße verfehlend ist. Wie schon Fouquelin verknüpft Montaigne hier eine unmännliche maßlose Moral mit einer entarteten Rede (und Redeweise), um sich von Cicero als dominantes Rhetorikmodell zu distanzieren.

Im *Ciceronianus*, seinem in der Folge hart kritisierten Abgesang auf die ciceronische Rhetorik als Vorbild für die französische Literatur, mobilisiert Erasmus einen in Teilen der Antike entnommenen Apparat an (Un)Männlichkeitsmetaphern, um seine Kritik am ausschweifenden ciceronianischen Stil zu verorten. Diese Metaphorik wird ein halbes Jahrhundert später Fouquelin wieder aufgreifen, um – trotz seines Festhaltens an ciceronianischen Konzepten im ersten Teil seiner *Rhétorique* – den antiken Redner in seiner Imperfektion zu beschreiben. Fouquelin schreibt diese allerdings in einen stetigen Prozess der Auslotung von Ideal zwischen zu großer Härte und übertriebener Kunstfertigkeit aus, für die Cicero in seiner Beschreibung zunächst noch nicht die richtige *moderatio* gefunden habe, sich diese jedoch in einem Balanceakt gleichen Lernprozess immer mehr aneigne. Weniger entschieden als Erasmus zeigt sich hier Fouquelin und scheint somit seine Arbeit in einem Zwischenraum zwischen Ciceronianismus und dessen Gegenbewegung zu verorten, indem er das antike Vorbild als unfertigen Mann in einem Definitionsprozess statt in einem idealisierten Modellzustand aufzuzeigen. Montaigne äußert sich im auslaufenden 16. Jahrhundert deutlich kritischer, indem er nicht mehr Cicero als jungen Redner beschreibt, sondern sich an einer Bilanz seines rhetorischen Wirkens versucht, das er durch die maßlose Selbstüberschätzung und fehlende, männlich konnotierte Zurückhaltung infrage gestellt sieht. Wie schon in den vorangegangenen Texten, zeugt der Essai I, 40 von einer Metaphorik, die sich aus geschlechtlich definierten Idealen und deren Verfehlungen speist, um Ciceros Einfluss als universellen Vorreiter einer immer stärker nationalisierten Rhetorik zu reflektieren und zu rationalisieren.

²⁰⁰ Starobinski, Jean (1993): *Montaigne en mouvement*, Paris, Gallimard, S. 21. In dem hier zitierten Kapitel widmet sich Jean Starobinski der überbordenden Rhetorik der Renaissance, die sich in hohem Maße dem „paraître“ verschreibe, von der sich Montaigne nicht nur durch seine Cicero-Kritik distanzieren.

²⁰¹ Montaigne 1999, I, 40, S. 249.

1.2 Gender-Metaphorik in der französischen Rhetorik – oder: Ist *mollesse* zu umgehen?

Das Aufkommen einer geschlechterbasierten Metaphorik – *l'e féminin* und sein Einfluss auf das semantische Feld

Versucht man also sich von den allgemeinen Betrachtungen des virilen Stils und dem Primat der Männlichkeit in den metasprachlichen Reflexionen der Renaissance hin zu einer konkreten Entwicklung eines geschlechterbasierten metaphorischen Referenzrahmens zu orientieren, bietet es sich an, sich in einem ersten Schritt, dem *e muet*, dem weiblichen Element der französischen Sprache *par excellence* zuzuwenden. Während üblicherweise die Gegenüberstellung zwischen dem weiblichen und dem männlichen E in der französischen Sprache als Produkt der Unterscheidung zwischen weiblichen und männlichen Reimen betrachtet wird,²⁰² ist es aus semantischer Sicht jedoch ratsamer, sich zunächst auf die Unterscheidung zweier Phoneme zu beziehen. Wie Christine Planté hervorhebt, erweist sich diese Unterscheidung als komplexe Nebeneinanderstellung geschlechtlich voneinander abgegrenzter Bezugsräume. Das *e féminin* wird in diesem Zusammenhang mit verschiedensten Attributen beschrieben – *e caduc, muet, instable* – die alle gemeinsam jedoch stets auf phonetischer (und, wie Christine Planté unterstreicht, auf metrischer²⁰³) Ebene „toute une vision de la féminité (douceur charmeuse et faiblesse, instabilité qui font qu'on ne peut pas compter sur la femme, et qu'il ne faut donc non plus compter avec elle)“²⁰⁴ aufrufen.

In der Mehrzahl der französischen Poetiktraktate beherrscht das Phonem <e> in seiner stummen Ausprägung somit die Kapitel zur metrischen Verszählung, im Rahmen derer sich vor allem die Frage stellt, inwiefern diese Schwäche das Versmaß beeinflussen kann. Der *Traicté de rhétorique* (1488-1492), eines der ersten Traktate, das in diesem Bereich die klare Unterscheidung zwischen Rhetorik und Poetik vornimmt, und das in einer direkten Traditionsreihe mit Jean Molinets *Art de rhétorique* steht, widmet dem *e féminin* nur einige kurze Zeilen: „auculns piéts sont

²⁰² Siehe hierzu beispielsweise Planté, Christine (2000): „Voilà ce qui fait que votre e est muette“, in: *Clio. Femmes, Genre, Histoire*, no. 11, DOI: 10.4000/clio.215, §2.

²⁰³ Zum semantischen Feld geschlechtlicher Metaphorik in der französischen Metrik komme ich im nächsten Kapitel.

²⁰⁴ Planté 2000, §4.

masculinins²⁰⁵ und „quant e est au derrain du mot / Feminine est le plus souvent / La voieule, qui son lui tolt.“²⁰⁶ Bis auf die Gegenüberstellung einer weiblich und einer männlich benannten phonetischen Konkretisierung desselben Morphems <e> liefert das Traktat keine weiteren Überlegungen.

Jean Molinet, der diese Grunddefinition übernehmen wird, ergänzt lediglich eine kurze Zuschreibung: bei dem *e masculin* handele es sich um „pafaittes dictions“, wohingegen sein Gegenpart „femenin [...] ou imparfaite“²⁰⁷ sei. Molinet koppelt hierbei die Abgrenzung zweier Geschlechtergruppen an eine Zuschreibung von Perfektion und Imperfektion, von Idealvorstellung und Verfehlung, die er nicht weiter ausführt, in denen jedoch die Grundvorstellung zweier Bezugsrahmen mitschwingt, die dem Weiblichen eine hierarchische Unterordnung unter der Männliche aufgrund eines grundlegenden, nicht definitionsbedürftigen Mangels zuschreibt. Es klingt nicht nur eine begriffliche Abgrenzung, sondern hierarchisches System an, das die Stellung zweier Phoneme zueinander definiert, in dem, wie wir von Raewyn Connell wissen, das Männliche wortwörtlich immer den Archetypus der Perfektion verkörpert.

Weiterführende Erklärungen finden sich bei Molinet nicht und scheinen in den frühen Jahren des 16. Jahrhunderts auch nicht vorgenommen zu werden, denn die anonyme *Art et science de rhétorique* nehme, so Ernest Langlois, nur die Definition Molinets wieder auf und ergänze lediglich einige Beispiele.²⁰⁸ In der Tat lässt sich zunächst die Gegenüberstellung von Perfektion und fehlender Perfektion hervorheben, die um Aufzählung illustrierender Beispiele ergänzt wurde:

[Il y a] aucunes dictions ou sillabes imparfaites, c'est a dire qui n'ont parfaite resonance, et sont nommées feminines dictions, et les parfaites, masculines ou parfaites dictions ; comme ces termes cy : *donner, chanter, aymer, troter*, etc. sont parfaites et masculines dictions, et *il donne chante, ayme, trote* sont feminines ou imparfaites dictions.²⁰⁹

Die Imperfektion des *e féminin* erlangt sukzessive einen festen Status innerhalb der phonetischen Reflexionen der Renaissance. Obschon sich die Selbstverständlichkeit, mit der dieser Topos von dem unbekanntem Autor angeführt wird, sich derer Molinets deutlich annähert, müssen wir doch eine kleine, aber entscheidende Erweiterung gegenüber dem Referenztext hervorheben: die *Art et science* hebt die

²⁰⁵ „Traicté de rhétorique“ (2015), in: Berthon, Guillaume et. al. (Hgg.): *La Muse et le Compas: poétiques à l'aube de l'âge moderne*, Paris, Classiques Garnier, 297-330, hier v. 9.

²⁰⁶ *Ibid.*, v. 17-19.

²⁰⁷ Molinet 2015, S. 219.

²⁰⁸ Langlois, Ernest (Hg.) (1974): *Recueil d'arts de seconde rhétorique*, Genève, Slatkine, introduction.

²⁰⁹ „L'Art et science de rhétorique“ (1974), in: Langlois, Ernest (Hg.): *Recueil d'arts de seconde rhétorique*, Genève, Slatkine, S. 265.

phonetisch unterschiedliche Konkretisierung zweier Morpheme hervor und betont hierbei besonders, es handle sich um zwei Phoneme „nommées féminines“ und „masculines“. Mit diesem kurzen, aber prägnanten Zusatz verweist der Autor auf die rein benennende Funktion der gewählten Terminologie.

Der von Christine Planté angeführte Verweis auf eine umfassende Vision des Weiblichen, die in der Bezeichnung *e féminin* anzuklingen scheint, lässt sich in diesen frühen Traktaten nicht nachweisen. Statt einer anthropologischen Metaphorik, die einen gegenseitigen Diskurswechsel zwischen menschlichen Attributionen und sprachlichen Definitionen etabliert, handelt es sich zunächst nur um die lexikalische Notwendigkeit, eine Terminologie zu etablieren, die sich aus der Gegenüberstellung eines stark betonten und eines zweiten kaum, bis nicht betonten Phonems ergibt.

Diese bipolare Klassifikation wird sich in den Rhetorik- und Poetiktraktaten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nahezu unverändert weiter tradieren. In seiner *Art et science de rhétorique métrifiée*, weitet Gratien Du Pont die Betrachtungen zum Morphem <e> auf mehrere Zeilen aus und illustriert sie anhand grammatikalischer Überlegungen. Er nutzt beispielsweise die Konjugationen desselben Verbes in der zweiten Person, Plural, Präsens, um dieses mit dem Partizip (zwei) und der Konjugation in der ersten (beziehungsweise dritten) Person, Singular, Präsens, um konkrete Entsprechungen für die geschlechterbasierte Terminologie zu etablieren.

Exemple quant, E, est masculin.
 Quant « E » est masculin, fault que le terme escript par « E »
 en sa fin, ne perde poinct sa naturalité, et resonance de « E »,
 et premierement du singulier.
 Exemple.
 Donné
 Habandonné
 Humilité
 Dignité
 Félicité
 Privé
 Approuvé. Et ainsi des semblables.
 Exemples des pluriers Masculins, lezquels se doibvent es-
 cripre par « z ».
 Donnez.
 Habandonnez.
 Humilitez
 Dignitez.
 Felicitez.
 Privez.
 Approuvez. Et ainsi des semblables.²¹⁰

Du Pont führt seine Überlegungen weiter aus und ergänzt eine grammatische Notiz, ohne hierbei jedoch das Referenzsystem zu erneuern oder zu erweitern.

²¹⁰ Du Pont, Gratien (2012): *Art et science de rhétorique metriffiée*. Édition critique par Véronique Montagne, Paris, Classiques Garnier, S. 119sq.

Et notez qu'il y a des termes qui se escriivent par mesmes lettres. Et les ungs sont masculins, les aultres femenins. Les macsulins sont preteritz, Les femenins du temps present.

Exemple de preterit.

Donné.

Habandonné. Et ainsi des semblables.

Exemple du présent.

Donne.

Habandonne. Et ainsi des semblables.

La différence n'est aultre que la dessusdicte, pource que les termes du premier exemple terminent en « E » naturel. Et ceulx du second exemple en « E » femenisé resonant en « O », « donné » et « abandonné » les premiers sont du temps preterit. Et « donne » et « abandonne », sont du temps present. Les pluriers du temps preterit doivent estre escriptz par « z » en fin de mot. Et les pluriers du present en « s » et c'est la difference d'iceulx comme avez dessus exemple.²¹¹

Du Pont problematisiert die Verwendung dieser geschlechterbasierten Lexik nicht weiter, obwohl er sie im Rahmen eines weiter gefassten, grammatikalischen Kontextes verwendet als seine Vorredner. Er etabliert zwar erneut eine doppelte Bipolarität – Männlichkeit und Perfektion einerseits, Weiblichkeit und mangelnde Perfektion andererseits – doch nutzt er die anthropomorphe Lexikologie wie eine technisch, bereits etablierte Terminologie, ohne hierbei die unterschwellige anthropologische Dimension der Begriffe zu hinterfragen oder über sie weitere menschliche Attribute, wie das Alter oder die Festsetzung sozialer Zugehörigkeit, aufzurufen und zu hinterfragen.

Erst Étienne Dolet wird 1540 in *La manière de bien traduire d'une langue en aultre*: d'avantage de la punctuation de la langue françoise, plus des accents d'ycelle die Reichheit der begrifflichen Zuschreibung erkennen und für seine sprachtheoretischen Überlegungen nutzen. Er greift zunächst die bereits bekannte Unterscheidung auf und stellt fest, dass „la letre appellée, e, a double son, & prolation en François. La premiere est dicte masculine: & l'aultre feminine. La masculine est nommée ainsi, pource que, é, masculin a le son plus virile, plus robuste, & plus fort sonnant.“²¹² Dolet erweist sich somit als erster Sprachtheoretiker, der die Komplexität der gewählten semantischen Mittel zu nutzen weiß und neben der Geschlechterdifferenz auch physische Attribute zur Illustration des abstrakten Diskurses nutzt. So schreibt er dem männlich genannten Phonem <e> aufgrund seiner

²¹¹ *Ibid.*

²¹² Dolet, Étienne (1972): *La manière de bien traduire d'une langue en aultre. Inclus in le recueil: Quatre traités de grammaire*, Genève, Slatkine, S. 34.

phonetischen Präsenz innerhalb des Wortes eine geradezu körperliche Kraft und Robustheit zu, die erklärt, aus welchem Grund es als „fort sonnant“ auftritt. Diesem gegenüber erscheint das *e féminin* somit als körperlich insuffizient, „de peu de son, & sans vehemence“²¹³. Wenn die verwendete Terminologie bei Dolet auch unverändert die Gegenüberstellung zweier Geschlechter zugrundelegt, weist der anthropologische Beziehungsrahmen, den der Autor durch seine ausführenden Erklärungen immer wieder aktualisiert doch auf eine Erweiterung des bereits verfestigten sprachlichen Bezugsfeldes hin. Die Grundbedingung der geschlechtlichen Identität – die idealtypische Physis – wird mit den sprachtheoretischen Überlegungen zusammengeführt und macht deutlich, dass Dolet beim Verfassen seines Traktats nicht mehr eine reine terminologische Übertragung vorgenommen, sondern ein großer angelegtes Referenzsystem vor Augen hatte, denn vom *e masculin* auf den „son plus virile“ überzuleiten, ist nur möglich, wenn man neben dem grammatischen Phänomen auch den Mann als konkretes Bild vor Augen hat.

Gleichzeitig führt Dolet seine Überlegungen nicht weiter aus und begnügt sich damit, festzustellen, das *e féminin* sei „de si peu de force, que tousiours elle est mangée, s’il s’ensuict apres elle ung mot commençant par voyelle“²¹⁴. Dolet erweitert den Referenzrahmen nicht über die Zusammenschau von geschlechtlicher Zuschreibung und körperlicher Kraft hinaus. In diesem Sinne überrascht es wenig, auch in Thomas Sébillet's *Art poétique françoys* die phonetische Konkretisierung des Morphems <e> in einem Geschlechterbinarismus anzutreffen, der auf Vollständigkeit und Kraft abzielt: „l'e masculin est celui qui a le plein son de l'é, et emplit la bouche en prononçant, de même sorte que les autres quatre voyelles a, i, o, u...“²¹⁵. Neben der bereits etablierten Verbindung von Männlichkeit und Perfektion, die sich in einer Form der Vollständigkeit („qui a le plein son“) konkretisiert, schreibt Sébillet dem *e masculin* eine geradezu physische Präsenz zu. Durch seine phonetische Konkretisierung nimmt es im Mund des Sprechers Raum ein („emplit la bouche“), wodurch es eine körperliche Dimension erhält. Nachdem sich die geschlechterbasierte Opposition zweier Elemente zunächst als rein denominatorische Zuschreibung etablierte, erweitert Sébillet den durch die anthropomorphe Lexik aufgerufenen Referenzrahmen hin zu einer Form der Physis, die den Sprecher geradezu organisch beeinflusst²¹⁶ und diesen ausfüllt.

²¹³ *Ibid.*, S. 36.

²¹⁴ *Ibid.*, S. 37.

²¹⁵ Sébillet, Thomas (1990): „Art poétique françoys“, in: Goyet, Francis (Hg.): *Traité de poétique et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, 37-183, hier S. 67.

²¹⁶ Als illustrierendes Beispiel bezieht sich Sébillet hier auf Clément Marot (der Verweis auf Marot erweist sich als fester Bestandteil französischer Poetiktheorien und findet sich so beispielsweise auch bei Antoine Fouquelin und Pierre de Ronsard) und zitiert die einleitenden Verse des Cimetière: „Ci est le corps Jeann Bonté, bouté: / L'esprit au ciel est par bonté monté“ [Sébillet 1990: *Art poétique françoys*, S. 67; Clément Marot: Cimetière, Première Pièce]. Wie Francis Goyet unterstreicht, wählt Sébillet hier nicht nur eine passende Illustration zum *e masculin*, sondern stellt diesem auch noch eine

En ces mots derniers, bonté, bouté: bonté, monté: l'é faisant la fin du mot et de la syllabe, a le son plein et fort comme l'e Latin quand tu dis Domine, ne: ou le diphtongue Grec, ai: et de fait le Picard le prononçant, lui donne le son de cette diphtongue, combien qu'il doive être prononcé un peu plus mollement. Et pourtant est-il appelé masculin, à cause de sa force, et ne sais quelle virilité qu'il a de plus que le féminin.²¹⁷

Die von Sébillet als Vergleichsgröße angeführte Gegenüberstellung des Französischen mit den alten Sprachen Latein und (Alt)Griechisch erweist sich als wenig überraschend²¹⁸ und ruft die herkömmliche Referenzsetzung dieser beiden Sprachen als Leitfiguren idealer Sprachverwendung und damit sprachlicher Virilität auf. Das Französische wird von Sébillet in der Imitation dieser *virilitas* auch vor dem Hintergrund seiner Dialekte²¹⁹ befragt, wobei das bipolare Referenzsystem mithilfe des Begriffes der *mollesse* hinterfragt wird und durchschritten. So etabliert Sébillet eine Form absoluter phonetischer Männlichkeit, die sich in der Aussprache der antiken Sprachen konkretisiert sieht, während die Phonetik des französischen Dialektes der Pikardie eine abgewandelte Aussprache des Phonems <e> aufweist, die sich dem *e féminin* anzunähern scheint. Diese Annäherung beschreibt Sébillet als einen Prozess der Verweichlichung – das Pikardische spricht „plus mollement“ – der das Männliche dem Weiblichen annähert. Die immer wiederkehrenden Formulierungen im Komparativ legen hierbei den mehrdimensionalen Charakter der geschlechterbasierten Ordnung nahe: Das *e masculin* grenzt sich durch ein höheres Maß an „force“ und dadurch an Virilität vom *e féminin* ab, was im Umkehrschluss bedeutet, dass es Zwischenstufen zu geben scheint, die aus einer Abweichung der phonetischen Kraft resultieren und für deren Erschließung sich das Konzept des *amollissement* als fruchtbar erweist. Zwischen *virilitas* und Weiblichkeit markieren unterschiedlich ausgeprägte Zustände der *mollesse* die phonetischen Differenzen, wobei sich an der Zuordnung des *e masculin* zur Kategorie des Männlichen nichts ändert, sondern lediglich eine aufgeweichte Form des Männlichen entsteht. Es ergibt sich somit ein Feld im Connell'schen Sinn, innerhalb dessen sich Männlichkeit konstituiert und ob seiner jeweiligen Ausprägung unterschiedliche Positionen besetzt.

„rime couronnée“ zur Seite, um dessen besonderen Charakter zusätzlich zu unterstreichen; siehe Goyet, Francis (Hg.) (1999): *Traité de poétique et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, S. 161.

²¹⁷ Sébillet 1990, S. 67sq.

²¹⁸ Siehe Huchon, Mireille (1998): *Le français de la Renaissance*, Paris, Presses universitaires de France und Huchon, Mireille (2002): *Histoire de la langue française*, Paris, Librairie Générale Française, S. 131ssq.

²¹⁹ Zur Rolle des Pikardischen innerhalb der französischen Sprachfamilie, siehe Holtus, Günther et al. (Hg.) (1995): *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Bd. II, 2, Tübingen, Narr Verlag, S. 304ssq.

Sébillet führt diese Erweiterung des Männlichen um unterschiedliche Zwischenstufen jedoch nicht weiter aus, sondern kehrt zurück zu einer etablierten Form affirmierter Virilität als phonetisches Definitionsmoment und formuliert diese auf anthropomorph-metaphorischer Ebene weiter aus: „Or est-il [l'e masculin] assez bon homme, et tant peu fâcheux qu'il n'est point besoin d'en faire plus long procès: car son usage est tout tel que celui des autres voyelles.“²²⁰ Die Apposition „assez bon homme“ ruft den Referenzrahmen auf, den Sébillet setzt, um seine nur knapp gehaltenen Ausführungen zum *e masculin* zu rechtfertigen: in Analogie zum Mann weist das Phonem eine eigenständige phonetische Existenz auf, die sich, gleich aller anderen Vokale, unabhängig von anderen Buchstaben konkretisieren lässt.

Die soziale Dimension, die dieser Zuschreibung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit innewohnt, erschließt sich jedoch erst in all ihrer Deutlichkeit, wenn man seine Definition der zweiten phonetischen Konkretisierung verfolgt, „car cet é vulgairement appelé féminin, est aussi fâcheux à gouverner qu'une femme, de laquelle il retient le nom.“²²¹ Die von Sébillet etablierte Nebeneinanderstellung der beiden Phoneme speist sich aus einem gesellschaftlichen Vergleich, der es ermöglicht, die Missachtung des *e féminin* in Fragen der Metrik zu verdeutlichen. Während das *e masculin* als Phonem eigenständig existiert und dadurch einen klaren Verwendungsrahmen aufweist, lässt sich sein weiblicher Gegenpart nur schwer definieren und festmachen („fâcheux à gouverner“) und ist schließlich „pour rien comptée, non plus que les femmes en guerres et autres importantes affaires, pour la mollesse de cet é féminin“²²². Dieser Vergleich mit der Position einer Frau in der französischen Gesellschaft der Renaissance, die sie auf familiäre und Haushaltstätigkeiten außerhalb des politischen Geschehens beschränkt, erlaubt es Sébillet in einer kurzen Form das phonetische Prinzip eines Morphems darzulegen, das meist abwesend, in einigen wenigen Ausnahmen aber jedoch von metrischer Bedeutung sein kann – und seinem Text auf diesem Weg um eine ironische, sozio-reflektive Note zu erweitern.

Dieses Bonmot scheint in der Tat Eindruck auf die Leser des Traktates zu machen, denn es findet sich in nahezu unveränderter Form in Laudun d'Aigaliers *Art poétique françoys* wieder, der erklärt: „les féminines ne sont jamais en rien comptées, non plus que les femmes en guerre“²²³. Weder Sébillet noch Laudun d'Aigaliers werden diese sozio-reflektive Dimension auszuweiten und führen ihre Erklärungen zurück auf eine sprachtheoretische Ebene:

²²⁰ Sébillet 1990, S. 68.

²²¹ *Ibid.*, S. 67.

²²² *Ibid.*, S. 69.

²²³ Laudun d'Aigaliers, Pierre (2000): *L'art poétique françois*. Édition critique sous la direction de Jean-Charles Monferran, Paris, Sociétés des Textes Français Modernes, S. 23.

L' é féminin se connaîtra plus aisément conféré avec son mâle : car il n'a que demi-son, et est autrement tant mol et imbécile, que se trouvant en fin de mot et de syllabe, tombe tout plat, et ne touche que peu l'oreille [...]. Syllabe féminine abondante en fin de vers. É demeurant féminin joint avec s et nt. – Prononçant, aimée, désestimée, tu sens bien le plein son du premier é masculin en la syllabe, mé : et le mol et flac son du second é féminin en la syllabe dernière [...]. Ce que n'advient pas seulement quand il se trouve seul, mais aussi quand il tombe en fin de vers avec s : comme ès pluriels têtes, bêtes : ou avec nt, comme ès pluriels battent, crient. Car encore que cet é féminin soit accompagné, il est néanmoins tant efféminée, qu'il ne peut oublier sa mollesse [...]. Mais quand la diphtongue oi se rencontrant devant ent se divise d'avec eux pour leur laisser faire syllabe, lors l'é féminin retient encore sa féminine nature, comme ès présents voient, croient, envoient.²²⁴

Die von Sébillet verwendete Terminologie ruft wieder die schon seit 1460 etablierte Zuschreibung auf: das als weiblich betitelte Phonem wird mit einer Form der Insuffizienz und der Schwäche in Verbindung gebracht, die sich lediglich in Zusammenhang mit anderen Buchstaben – hier besonders dem *e masculin* – teilweise auflösen lassen. Diese können somit zwar das *e féminin* aus seiner Absenz herauslösen und ihm phonetische Präsenz verleihen, jedoch kann hierbei keinesfalls die Rede von einer Virilisierung des weiblichen Partikels gesprochen werden, wie es die zuvor betrachtete Variante des *e féminisez* andeutete. Der Grund für die Unmöglichkeit einer Annäherung des Weiblichen an das Männliche lässt sich erst durch die Verortung in Bezug auf die bereits zuvor aufgeworfene *mollesse* erschließen: diese wohnt dem weiblichen Phonem in einem solchen Maße inne, dass dieses auch in Kombination keineswegs eine eigenständige Position erreichen kann. Sébillet führt hiervon eine Ausnahme ein: bei der Konjugation eines Verbes im Indikatif Imperfekt entsteht eine Zwischensilbe, die dem *e féminin* plötzlich Gehör verschafft, wie bei „disoient, avoient [...] et lors l'é féminin par la vertu de la diphtongue précédent é perd sa nature féminine et est toute la syllabe estimée masculine, en sorte qu'elle n'est point sujette à la coupe féminine“²²⁵. In diesem grammatikalischen Zusammenhang stellt Sébillet die Möglichkeit heraus, die besonders schwache Prädisposition des unausgesprochenen Phonems zu überlagern und ihm auf diesem Weg eine phonetische Präsenz zuzugestehen, die eigentlich nur der als männlich bezeichneten Entsprechung des Morphems <e> zukommt.

²²⁴ Sébillet 1990, S. 69.

²²⁵ *Ibid.*, S. 68sq.

Zugleich wird die hier angeführte Veränderung des weiblichen Phonems nicht als Virilisierung verstanden, denn es lässt zwar seinen weiblichen Ursprung hinter sich, diese Entwicklung wird jedoch als Form des Vergessens, der Abkehr von der eigenen Weiblichkeit ohne Hinwendung zu einer neuen Männlichkeit stilisiert. Auf diesem Weg fällt dem *e féminin* schließlich kurzzeitig ein maskuliner Charakter zu, der jedoch keine generelle Neupositionierung nach sich zieht, so als werde die weibliche Grundsubstanz des Phonems nur mit der Verwendungsform seines männlichen Gegenparts überlagert. Das *e masculin* nimmt das weibliche zwar auf, wodurch ihm eine maskulin anmutende Rolle zukommt, es bleibt jedoch in sich unvollständig und amorph, da es sich in seiner neuen Rolle lediglich um die Imitation seines Gegenparts und keineswegs um eine Emanzipierung und Virilisierung handelt. Diese klare Abgrenzung überrascht nicht, wenn man sich die hohen Grundanforderungen der intravirilen Teilhabe in Erinnerung ruft: Physis, Determination, Heterosexualität.

Das von Sébillet etablierte System besteht somit weiterhin aus zwei konträren Antagonisten, das weibliche und das männliche *e*, die sich durch ein gewisses Maß an *mollesse* – oder eben der Absenz von *mollesse* – voneinander unterscheiden. Wie durch die geschlechterbasierte Terminologie nahegelegt, bedient sich dieses System einer binären Ordnung, die das Ideal, die Perfektion und Vollkommenheit auf der Seite des Männlichen verortet, wobei es einen Zwischenraum zwischen den Geschlechtern zu geben scheint, der sich durch ein schrittweises *amollissement* ergibt und in dem sich alle grammatikalischen und phonetischen Zweifelsfälle verorten, für die Sébillet innerhalb des zweigliedrigen Referenzrahmens keine Zuschreibung festlegen kann.

Louis Meigret, der 1542 in seinem *Traité touchant le commun usage de l'écriture françoise* in einem ähnlichen Maße an die Grenzen einer anthropomorph-metaphorischen metasprachlichen Terminologie gerät, hinterfragt die binäre Kategorisierung und trägt hierbei eine klare Veränderung an das etablierte System heran, die den Bezugsrahmen von menschlichen Attributen als sprachtheoretische Lexikologie enthumanisiert und wieder stärker in einem grammatikalischen Kontext einbindet. Statt sich zunächst an der Opposition männlich-weiblich zu orientieren, stellt Meigret die Kategorien „clos et ouvert“, „sonnant et muet“ gegenüber und verknüpft diese erst in einem zweiten Schritt mit den geschlechtlichen Kategorien: „e femenin clos, é masculin clos, é ouvert masculin, e ouvert femenin“²²⁶. Die Aufzählung der verschiedenen phonetischen Darstellungsformen des Morphems <e> speist sich aus einer Kombination zweier gegensätzlicher Attributspaare: der geschlechtlichen Gegenüberstellung männlich-weiblich und der theoretischen Kategorien offen-geschlossen. Die Stellung der Adjektive zueinander verdeutlicht die Hierarchie: die geschlechtlichen Zuschreibungen etablieren sich als übergeordnete Referenzmodelle, die jeweils durch den Zusatz „clos“ oder „ouvert“

²²⁶ Meigret, Louis (1979): *Traité touchant le commun usage de l'écriture françoise*. Édition critique par Keith Cameron, Exeter, University Printing Unit, S. 35.

unterspezifiziert werden können. Gleichzeitig wird deutlich, dass alle vier Begriffe teil einer sprachtheoretischen Terminologie sind, die zur Identifikation phonetischer Phänomene, ohne die sozio-reflektive Dimension, die Sébillet und Laudun d'Aigaliers ihnen beimaßen, dienen. Auch die ausführenden Erklärungen, die Meigret an diese Kategorisierung anschließt, verorten die gewählte Terminologie zunächst in einem rein sprachtheoretischen Feld:

nous avons cest e commun que nous divisons en masculin,
& femenin comme en bonne, & bonté : & que nous devons
appeller e clos : qu'en semblable außi avons-nous ung e ou-
vert masculin, & femein, duquel la prononciation est entre
a, & e que i'appelle e ouvert, comme qui requiert une prola-
tion plus ouverte que l'e commun, ainsi que nous voyons en
mes, tes, ses, semblablement : esquelz certainement l'e
sonne plus qu'en bonne, bonté²²⁷

Die illustrierenden Beispiele überraschen wenig, wobei Meigret ihnen eine neu etablierte Ordnung verleiht, die zwischen dem Phonem <e>, wie es in den Possessivbegleitern „mes, tes, ses“ vorkommt als offenes männliches und demjenigen in „bonté“ als geschlossenes männliches unterscheidet. Die geschlechtliche Terminologie zieht an dieser Stelle keine metaphorologische Anbindung nach sich, sondern beschränkt sich auf ein rein lexikologisches Phänomen, das sich auf eine Definition der männlichen Phoneme beschränkt. Dem *e féminin* widmet Meigret hingegen keine eigenständige Definition, sondern beschränkt sich darauf, dem Leser diese als sich selbstverständlich aus dem Parallelismus zu seinem männlichen Gegenpart ergebend zu präsentieren. In einer überarbeiteten Fassung des Traktats, dem *Traité de la Grammaire française (1550)* wird Meigret schließlich sogar vollständig auf die Verknüpfung der geschlechterbasierten Attribute mit weiteren Adjektiven verzichten und nur eine zweipolige Unterscheidung von « e clos, e ouvert »²²⁸ vornehmen. Es ließe sich hier leicht der Eindruck gewinnen, Meigret verfolge das Ziel einer Renaturalisierung der metasprachlichen Reflexion, jedoch etabliert er eine andere Form der Anbindung an das bereits bekannte metaphorische Feld, indem er die perfekte Aussprache des Französischen als einen Affirmationsraum idealer Virilität vorstellt:

²²⁷ *Ibid.*, S. 35sq.

²²⁸ Meigret, Louis (1980): *Le Traité de la Grammaire française (1550)*, Édition critique établie selon l'orthographe moderne par Franz Josef Hausmann, Tübingen, Narr Verlag, S. 7.

Combien aussi que cest ϵ ouvert ait grande affinité avec l'e clos, tel que vous le prononcez en merite, benitre [benir], perir, mere, père : il ne se trouvera toutefois vocable en toute la langue française, auquel le courtisan souffre la prononciation de l'un pour l'autre : et même l'e ouvert pour l'e clos. Je vous laisse à penser quelle grâce aura l'e clos en ces vocables mēs, tēs, sēs, nous l'y prononçons comme nous faisons en père, mere : et comme font je ne sais quels efféminés mignons avec un presque clos resserrement de bouche : craignant à mon avis que la voix virile de l'homme ne soit point tant harmonieuse ni agréable aux dames qu'une lâche, faible, féminine. Or, quant à moi, je ne poursuis pas ici cette douillette et efféminée façon de parler : car je la laisse aux amoureux, poursuivant tant seulement cette générale et commune façon qui sent son homme et qui a reçue entre les mieux appris.²²⁹

Meigrets Ausführungen stellen zunächst eine Kritik eines grundlegenden Problems dar, das mit der gewollten Betonung eines *e muet* einhergeht (es hieße also /mɛʁə/ statt /mɛʁ/). Wie Henriette Walter feststellt, analysiert Meigret hier einen durchaus präsenten Lautwandelprozess in der Mitte des 16. Jahrhunderts²³⁰, den der Autor jedoch sehr restriktiv betrachtet und auf eine einzige soziale Gruppe bezieht. Laut Meigret handelt es sich bei dieser Überbetonung eines absenten Lautes um eine Eigenheit der „courtisans“; ein weit verbreiteter Topos, der einen Großteil der französischen sprachtheoretischen Texte durchzieht und den Kurtisänen und Favoriten des Königs einen besonders entarteten, fehlerhaften Sprachgebrauch zuschreibt. Diese neigten zu einem besonders ungezügelterten, wenig determinierten Sprachgebrauch, was in vielerlei Traktaten in Rückschlüssen auf den Zustand ihrer männlichen Identität weiter ausgeführt wird.²³¹ Meigret nimmt eine ähnliche Zuschreibung vor und erklärt sich die fehlerhafte Aussprache des einen Phonems, der durch den anderen ersetzt wird anhand der Tatsache, dass es auf diesem Weg möglich sei, den Mund weniger weit zu öffnen und hierbei die Sprache abgeschwächt und höher klingen zu lassen. In diesem Vorgehen schwingt also die Absicht mit, die männliche Stimme weniger maskulin erscheinen zu lassen und sich hierbei in gewissem Maße

²²⁹ *Ibid.*

²³⁰ Walter, Henriette (1976): *La dynamique des phonèmes dans le lexique français contemporain*, Paris, France Expansion, S. 140.

²³¹ Siehe Balsamo, Jean (2004): „Les lieux communs de l'italophobie en France à la fin du XVIe siècle“, in: Bertaud, Madelaine (Hg.): *Travaux de Littérature. Les Grandes Peurs 2. L'Autre*, Actes du colloque de Nancy 30/09-03/10/2003, Genève, Droz, 273-286 et Maira, Daniele (2022): „Adoucir la rudesse des ancêtres: féminisation, efféminement et virilité in les *Deux dialogues* d'Henri Estienne“, in: *Narrations fabuleuses. Mélanges en l'honneur de Mireille Huchon*, Paris, Classiques Garnier, 495-508.

zu devirilisieren, um sich dem weiblichen Geschlecht anzunähern und von diesem mit umso mehr Zugewandtheit angenommen zu werden. In Meigrets Erklärung wird hierbei eine Einheit zwischen dem Kurtisanen und dem Liebenden geschlossen, da beide mithilfe der Aussprache ihre eigene Entmännlichung inszenieren. Der Begriff der *mollesse* klingt zwar nur unterschwellig an, doch der Prozess der gewollten Devirilisierung ist deutlich mit einer Verweichlichung verknüpft, indem die Stimme nicht nur als „efféminée“, sondern auch als „harmonieuse“ und „douillette“ verstellt wird. Auch wenn Meigret auf die geschlechterbasierte Zuschreibung der Terminologie zunächst verzichtet, verknüpft er den idealen Sprachgebrauch mit der Etablierung einer gegenderten Identität, die anhand einer bestimmten phonetischen Konkretisierung des Morphems bestätigt oder dekonstruiert werden kann. Dem *e féminin/masculin* kommt somit eine zentrale Rolle in der Performanz affirmierter Männlichkeit zu.²³² Das diesen Ausführungen zugrundeliegende Referenzsystem speist sich jedoch weiterhin aus einer bipolaren Gegenüberstellung von Ideal und Verfehlung, die dem männlichen, beziehungsweise weiblichen Geschlecht zugeordnet sind. Das Männliche ist hierbei mit dem ständigen Risiko der Feminisierung durch eine fehlerhafte Aussprache konfrontiert, die seine männliche Identität infrage stellen. Meigret beobachtet hingegen, wie diese Form der männlichen Verfehlung aktiv als Mittel der Performanz genutzt wird, um die eigene Männlichkeit teilweise zu dekonstruieren und sich aktiv dem weiblichen Geschlecht anzunähern. Wie schon bei Sébillet findet eine Gleichsetzung sprachlicher Normen mit identitärer Performanz statt, die den Rahmen rein sprachtheoretischer Überlegungen hinter sich lässt.

Die Dimension, die das metaphorische Feld der Geschlechterbezüge bei Meigret angenommen hatte, wird in der Rezeption des *Traité* jedoch in den Hintergrund treten: Jacques Peletier du Mans verweist in seinem *Dialogue de l'ortographe e Prononciacion Française* (1555) auf Meigret und kritisiert seine zweigliedrige Unterteilung in *clos/ouvert* und zeigt stattdessen eine dreifache Teilung der phonetischen Form, die das Morphem annehmen kann, auf, denn er sehe „an François trois sortes d'e, comme desja a été observe par autres : E tous trois se connoësset an ce mot Fermete. E di qu'il et necessere de les fere valøer tous trois an Ecriture, ni plus ni moins qu'an Prononciacion.“²³³ In der von Peletier du Mans vorgesehenen Einteilung klingt zunächst die Orthographiereform an, die die erstarkende französische Sprache beherrscht²³⁴ und die eine sowohl schriftliche als auch phonetische

²³² Natürlich verweisen ich in diesem Fall auf den performativen Sprachakt im Sinne Judith Butlers; siehe Butler, Judith (172014): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M., Suhrkamp und besonders Butler, Judith (1988): „Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory“, in: *Theatre Journal* 40.4, 519-531.

²³³ Peletier du Mans, Jacques (1966): *Dialogue de l'ortographe e Prononciacion Française* (1555), *suivi de La Réponse de Louis Meigret*, édition critique par Lambert C. Porter, Genf, Droz, S. 108.

²³⁴ Hierzu möchte ich gleich auf drei Studien von Nina Catach verweisen, die gemeinsam die Frage der Orthographie im Frankreich der Frühen Neuzeit umfassend beleuchten: Catach, Nina (1997):

Trias des Buchstaben e nach sich zieht. Die drei von Peletier du Mans identifizierten Phoneme gliedern sich in „e Macsulin“²³⁵, „e Feminin“²³⁶, sowie ein drittes „qui sonne clèrement“²³⁷. In der Nutzung des metaphorischen Referenzrahmens erweist sich der Reformfreund hierbei als wenig innovativ und definiert die dritte phonetische Konkretisierung anhand einer in Form eines Relativsatzes nachgeschobenen Verb-Adverb-Konstruktion, die lediglich seinen Klang beschreibt, jedoch keine unabhängige sprachtheoretische Kategorie entwirft.²³⁸

In den unterschiedlichen Darstellungen von Sébillet, Meigret und Peletier du Mans klingt ein Problem an, das sich aus der Wahl des seit der Antike tradierten Referenzsystems ergibt: fußt die metasprachliche Terminologie auf einer geschlechterdifferenzierenden Opposition, erweist sich die daran anschließende Lexik als restriktiv zweigliedrig. Zugleich verweist die gewählte Metapher auf einen breiten soziokulturellen Kontext, der weit über sprachtheoretische Überlegungen hinausreicht. Die Autoren sind hierbei mit einem doppelten Problem konfrontiert: der Sprachgebrauch ist unweigerlich an die Inszenierung geschlechtlicher (und gegenderter) Identitäten geknüpft, ermöglicht jedoch nur zwei phonetische Konkretisierungen des Morphems <e>. Pierre de la Ramée, genannt Ramus, führt die verschiedenen, bis dahin aufgeworfenen Konzepte in zwei aufeinanderfolgenden Grammatiken zusammen.²³⁹ In der *Gramère* (1562), Traktat ebenso wie Gründungsmanifest der sprachtheoretischen Schule, die nach ihm benannt werden wird, führt er zum ersten Mal eine große Varietät der verschiedenen, dem Buchstaben e zugeordneten Phoneme an. Eine erweiterte, detaillierte Liste findet sich schließlich in der

„Orthographe de la Renaissance: Perspectives d'ensemble“, in: *L'Information grammaticale* 74, 32-38; Catach, Nina (1982): „Orthographe et conception de la langue en 1550“, in: *Histoire Épistémologie Langage* 4.2, 79-91 und Catach, Nina (1991): „Mythes et réalités de l'orthographe“, in: *Mots. Les langages du politique* 28, 6-18.

²³⁵Peletier du Mans 1966, S. 108.

²³⁶*Ibid.*, S. 109.

²³⁷*Ibid.*, S. 108.

²³⁸ Ein Vorgehen, für das er von Louis Meigret stark kritisiert werden wird. Meigret kritisiert Peletier du Mans' Auffassung des e féminin; „Premièrement, tu t'abuzes de penser que ces deux e soēt aotres que femenins...“; ein Vorgehen, das überrascht, wenn man bedenkt, das die insgesamt zwanzigseitige Kritik an Peletier du Mans' gemäßigttem Reformvorschlag sich in erster Linie auf allgemeine Betrachtungen zu dessen Apologie bezieht. Der Widerstreit um die Frage des e masculin/féminin scheint in dieser Debatte für Meigret jedoch eine Stellung von besonderer Bedeutung einnehmen, weshalb er sie in seiner *Réponse* gesondert zur Sprache bringt. Siehe Meigret, Louis (1966): „La réponse de Louis Meigret à l'apologie de Iaques Peletier“, in: Peletier du Mans, Jacques (1966): *Dialogue de l'ortographe e Prononciacion Françoisse (1555), suivi de La Réponse de Louis Meigret*, édition critique par Lambert C. Porter, Genf, Droz, 199-220, S. 4v; Nina Catach zeichnet die Reformdebatte zwischen Meigret und Peletier du Mans im Detail nach, siehe Catach 1982, und Véronique Montagne ergänzt und aktualisiert diese Ausführungen, siehe Montagne, Véronique (2014): „La rhétorique de la polémique in la *Réplique aux furieuses défenses de Louis Meigret* de Guillaume des Autels (1551)“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 78, 91-115.

²³⁹ Siehe Meerhoff, Kees (2000): „La Ramée et Peletier du Mans: une Deffence du naturel usage“, in: *Nouvelle Revue du XVI^e siècle*, 18,1, 77-94.

Grammaire von 1572. Dem <e> kommt hier kein eigenes Kapitel zu, sondern es findet in einem Abschnitt zu verschiedenen Vokalen Betrachtung. Die grundlegende Distinktion ist bekannt und unterschweidet: „l’e féminin est toujours brief, et l’e masculin toujours long“²⁴⁰. Das weibliche e unterscheidet sich hier weiterhin von seinem männlichen Gegenpart durch eine verminderte phonetische Präsenz. Ramus knüpft an diesen Grundunterschied eine weitschweifende Definition:

La troisième voyelle cest une voyelle que nos Gaulois ont appellée l’e menu, et que nous appellons aujourd’huy l’e féminin, l’e brief, l’e clos : comme es derniers letres de ces mots *Père sage, Mere sote*. La quatrième cest une voyelle nommée par nos Gaullois *Eta* : comme elle est nommée par nous l’e, masculin, l’e, long, l’e, ouvert : comme en ces mots : Mes, Tes, Ses [...] mais pour signifier ceste longueur, nous faisons souvent une lourde escripture praeosant une consonne, comme Descouvrir, Eslever, pour Decouvrir, Elever. Ce sont ici deux voyelles différentes, non seulement de quantité, mais de son, de sorte que la puissance de l’une ne peult convenir à la puissance de l’autre, et qu’elles sont aussi bien voyelles comme a et a...²⁴¹

Als versuche er, eine Zusammenstellung aller bereits aufgerufenen Terminologien zu etablieren, verknüpft Ramus in seiner Grammatik die Akkumulation aller möglichen Synonyme des Begriffspaars *masculin/féminin* mit illustrierenden Beispielen, die im Vergleich zu seinen Vorgängern von besonderem Einfallsreichtum zeugen („Père sage, Mère sote“), wobei man feststellen kann, dass die Illustration des *e masculin* sich deutlich neutraler gestaltet. Die Erklärungen durchzieht die herkömmliche Gegenüberstellung von Kraft und Schwäche, die sich schon in der Abgrenzung großer, beziehungsweise geringer phonetischer Präsenz andeutete: neben dem *e féminin*, das sich als nahezu absent erweist, steht das *e masculin*, das durch einen starken Klang hervortritt. Zusätzlich etabliert er, wie schon Peletier du Mans, ein drittes Phonem <e>, das als „cinquième voyelle“ betitelt wird und sich „entre ses deux voyelles tantost brief tantost long“²⁴² verorten lässt, das jedoch erneut aus der geschlechterbasierten Terminologie herausfällt.

Die Diskussion findet ihren Abschluss in der *Art poétique françois* (1597) Pierre Laudun d’Aigaliers’, der an den Anfang der immer weiter ausufernden Klassifikationen zurückkehrt und sich deutlich von einer Vielzahl möglicher Phoneme abgrenzt.

²⁴⁰ De La Ramée, Pierre; dit Ramus (2001): *Grammaire (1572)*. Édition commentée par Colette Demaizière, Paris, Honoré Champion, S. 44.

²⁴¹ *Ibid.*, S. 43sq.

²⁴² *Ibid.*, S. 44sq.

L'on peut voir par cela que e est tantost masculin et tantost féminin selon que le mot le requiert, et lors que e est masculin, il est marqué d'un petit accent que les Grecs appellent acut' et lors qu'il est féminin, il n'est point marqué. [...] Deux sortes de e masculin, et deux de féminin, de façon qu'il nombre vinct et neuf lettres, mais pour moy j'estime que ce sont toutes fantastiqueries d'un esprit mal raboté.²⁴³

Im ersten Absatz tritt erneut der immer wieder rezipierte und tradierte Männlich-Weiblich-Dualismus auf, der weder eine kritische Reflexion, noch eine Transformation erfährt, wohingegen Laudun d'Aigaliers sich im zweiten Teil seiner Ausführungen klar gegen die angestrebte Orthographiereform und gegen die Möglichkeit der Erweiterung des phonetischen Bezugsrahmens ausspricht. Die metaphorische Dimension der gewählten Terminologie tritt nun vollständig in den Hintergrund und wird dadurch zurückgerufen auf ihren Ursprungspunkt, der sich aus der Notwendigkeit einer bipolaren Gegenüberstellung zweier Antagonisten ergibt.

Von der Terminologie zur Metapher – die Soziologie des <e> (und seiner Stadien der *mollesse*)

Zeitgleich mit Laudun d'Aigaliers verfasst Estienne Tabourot, genannt Tabourot des Accords, seine *Bigarrures* (1582), die sich nicht in die literarische Linie des Traktats einzuschreiben suchen, sondern als Amalgam kleinerer Anekdoten und diverser Betrachtungen²⁴⁴, in denen die französische Sprache eher *en passant* behandelt wird. Tabourot selbst gesteht, es handele sich bei den vorliegenden Bänden um nichts anderes als „une superfluité de mon esprit que i'ay autrefois permis s'escayer en ces folastres Discours“, die das Ziel verfolge, Wissen zu „diverses matieres“ anzuhäufen.²⁴⁵ Die *Bigarrures* zeugen jedoch, wie Jean-Michel Messiaen hervorhebt, von der profunden Kenntnis des Autors, die die Grundlage für ein präzises

²⁴³ Laudun d'Aigaliers 2000, S. 26.

²⁴⁴ Zur Besonderheit des Gattungsbegriffs der „Bigarrures“, siehe Lestringant, Frank (2011): *Contes et discours bigarrés*, Paris, Presses universitaires de la Sorbonne, S. 95sq.; siehe auch Demonet, Marie-Luce (2000): „Le statut de l'écrit et du visible in les genres traités par Tabourot“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 11-28; Perouse, Gabriel-André (2000): „Le dialogue de la prose et des vers in l'œuvre de Tabourot des Accords“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 121-134.

²⁴⁵ Tabourot, Estienne (1986): *Les Bigarrures du Seigneur des Accords*, fac-similé de l'édition den 1588, notes et variantes de Francis Goyet, Genf, Droz, livre I, S. 25.

Wechselspiel konkreten Faktenwissens mit metathematischen Reflexionen darstellen.²⁴⁶ Die eigentlichen fachlichen Grundlagen, die Tabourot selbst als „diverses matieres“ bezeichnet, münden hierbei weniger in den vom ihm beschriebenen „folastres Discours“, sondern vielmehr in einer vielschichtigen Verknüpfungen unterschiedlicher Gedanken entlang eines gewählten Ausgangsthemas²⁴⁷. So scheint sich Tabourot im vierten Band der *Bigarrures* dem französischen Morphem <e> auf herkömmliche, den Sprach-, Rhetorik- und Poetiktraktaten entnommene Weise zu nähern und dabei das etablierte semantische Referenzfeld zu reproduzieren:

Reste à monstrier une particulière observation, touchant les terminaisons Françaises, dont ceux qui ont escrit cy devant, ne font que deux especes, sçavoir masculines & feminines : lesquelles encor qu'on les voyes bien usurpees, pour le regard de la fin des vers, en ce qui concerne leur mariage, comme il est cy dessus rapporté : si est ce que touchant la rime, il en faut faire de quatre sortes au lieu de deux : sçavoir viriles, masculines, feminines & pucelles.²⁴⁸

Zunächst scheint Tabourot sich bei der Wahl der sprachtheoretischen Terminologie vollständig auf die etablierte, doppelpolige Gegenüberstellung der beiden Geschlechter zu beziehen, die aus der phonetischen Abwesenheit des *e féminin* („bien usurpees“) und der im Vergleich starken Aussprache des *e masculin* resultiert.²⁴⁹ Jedoch hebt Tabourot die Notwendigkeit hervor, die ursprünglich zwei phonetischen Konkretisierungen des Morphems <e> um zwei weitere, derer es bedarf, um die Besonderheiten des französischen <e> für die Metrik („touchant la rime“) ²⁵⁰ genauer betrachten zu können. Im Gegensatz zu Meigret, der zwar vier verschiedene Phoneme identifizierte, hierbei jedoch die geschlechterbasierte Gegenüberstellung nur durch ergänzende Attribute unterspezifizierte. Die *Bigarrures* weiten die rein technische Terminologie zusätzlich aus und verorten alle vier Phoneme innerhalb des metaphorischen Referenzfeldes, wobei eine nuancierte Hierarchie der

²⁴⁶ Siehe Messiaen, Jean-Michel (2000): „Les Bigarrures, de Tabourot: une conception originale du signifiant“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 29-41.

²⁴⁷ Tabourots Vorgehensweise ähnelt nicht wenig dem von Montaigne im Essai I, 8 De l'oisiveté beschriebenen Gedankenstrom voller Sprünge und Brüche, weshalb Sophie Peytavin sich die Gattungsfrage stellt: „Tabourot a-t-il écrit des « essais »? (Pour une analyse générique des Quatrièmes Bigarrures)“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 135-151.

²⁴⁸ Tabourot, Estienne 1986: *Bigarrures*, livre IV, S. 34 r.

²⁴⁹ Siehe hierzu auch Paquant, Marthe (2000): „Tabourot des Accords in la lexicographie traditionnelle“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 43-56; Mecking, Volker (2000): „À propos du vocabulaire de Tabourot des Accords (1549-1590) et de son intérêt pour le français préclassique (1500-1650)“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 57-72.

²⁵⁰ Dazard, Noël (2000): „La mesure de Tabourot des Accords“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 73-90.

Geschlechter entsteht. Diese teilen sich in zwei Formen der Virilität („viriles, masculines“) und zwei Formen der Weiblichkeit („femines & pucelles“) ein. Während das Weibliche in der Wahl der Begrifflichkeit eine deutliche, durch das Alter markierte Abgrenzung nahelegt, erläutert sich die Unterscheidung der männlichen Kategorien erst durch die lateinische Etymologie,²⁵¹ die die als „viriles“ betitelten Phoneme auf das lateinische „vir“, den Mann im erwachsenen Alter zurückführen, während die Phoneme „masculines“ auf lateinisch „*masculus*“ und so in einem zweiten Schritt auf „*mas (mari)*“, das männliche Kind verweist. Tabourot löst sich hier schrittweise von einer rein technischen Lexikographie und entwickelt für die Beschreibung unterschiedlicher Phoneme ein System, das zunächst auf der traditionellen Kategorisierung fußt, sich jedoch durch die Hinzunahme weiterer anthropologischer Kategorien zu einer sozioreflektiven Metasprache, die der Autor im Folgenden näher definiert:

Donc pour un nom general, i'appelle masculine, toute terminaison qui ne se mange pas à la fin du vers, & qui est comptée au nombre des sillabes du vers. [...] Mais il faut faire deux especes de masculines, l'une ie appelle virile, sçavoir celle qui a un plein et entier son, de sorte que d'elle mesme elle peut rimer avec une sillabe finale de mesme son, encor qu'elle soit conduite par diverse consonne, *as, ant, ous, aux, ains, ur, al, el, it, ours, ois, ort, eau*. [...] Et en general, tous mots qui ont un plain son s'appellent virils, comme ayans terminaison forte qui peut subsister d'elle mesme. Tout ainsi qu'un homme en parfait aage de virilité n'a besoin d'ayde que de la sienne en une sorte & penible action. [...] Or l'autre espece ie l'appelle simplement masculine, comme un ieune masle, qui n'est pas encore bien notié, & ne peut gouverner sans l'ayde d'autrui. Qui feront en general les terminaisons en *é, ez, & en er*, comme *eslevé, verrez, frapper*, car telles terminaisons ne peuvent rimer, sinon qu'elles soient conduites par une mesme consone. Exemple, nous ne rimerons pas bien *verrez* contre *frappez*.²⁵²

In Bezug auf das Männliche knüpft Tabourot an die Regel des *e masculin* als Phonem von hoher akustischer Präsenz und metrischer Relevanz an, das sich jedoch in zwei Unterkategorien unterteilt. Die erste, „virile“, zeichnet sich als Silbe von besonderer Vollständigkeit aus. Die Abwesenheit eines Mangels – hervorgehoben durch das Hendiadyoin „plein et entier“ – wird als besonderes Charakteristikum herausgestellt, das diese Form affirmierter Virilität von der zweiten Kategorie des

²⁵¹ Zu Tabourots stilistischer Verwendung des Lateinischen, siehe Glidden, Hope (1982): „Latin, français, graphisme in les jeux linguistiques de Tabourot des Accords“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 15, 56-62.

²⁵² Tabourot 1986: Bigarrures, livre IV, S. 35r-35v.

Männlichen, „masculine“ unterscheidet. Diese, gleichgesetzt mit dem jungen Mann, der noch nicht in ein viriles Alter eingetreten ist und sich daher durch die Abwesenheit einer vollständigen männlichen Identität auszeichnet. Tabourot stellt diesen beiden Kategorien eine illustrierende, soziale Verortung zur Seite, die der Definition des Vollständigkeit-Mangel-Dualismus' dient. Während die Kategorie des Virilen auf einen Mann erwachsenen Alters verweist, dem eine soziale Unabhängigkeit zugeschrieben wird („[il] n'a besoin d'ayde que de la sienne“), ist es dem jungen Mann nicht möglich, völlig selbstständig alle männlichen Tätigkeiten auszuüben. Tabourot nutzt hier das Beispiel der Regentschaft – „[il] ne peut gouverner sans l'ayde d'autrui“ – um aufzuzeigen, dass dem Jungen einige Aufgaben in der Gesellschaft nicht unabhängig zugänglich sind, verweist hierbei jedoch gleichzeitig darauf, dass es sich lediglich um einen temporären Zustand handelt („pas encore“), der sich im Moment der endgültigen Affirmation seines männlichen Status' auflöst. Die beiden Formen des Männlichen grenzen sich hierbei von der Weiblichkeit durch ihre – endgültige oder potenzielle – Virilität ab, positionieren sich innerhalb eines intravirilen Gefüges jedoch zueinander erneut hierarchisch. Die affirmierte Männlichkeit des erwachsenen *vir* nimmt hierbei eine dominante Position gegenüber dem jungen Mann ein – der erste kann den zweiten vervollständigen und unabhängig von ihm handeln, wohingegen der zweite immer auf das Mitwirken des ersteren angewiesen ist, sich jedoch durch seine Teilhabe an der dominanten Männlichkeit die Möglichkeit eines Aufstiegs eröffnet. Diese hierarchische Gegenüberstellung ließe sich in den Kategorien Raewyn Connells als die Etablierung einer hegemonialen Männlichkeit beschreiben, an der auch die nicht dominante Männlichkeit teilhaben kann und im Sinne der „patriarchalen Dividende“²⁵³ in einem komplizenhaften Abhängigkeitsdasein eine Subform der männlichen Dominanz erreicht, die die Unterordnung des Weiblichen trotz virilen Mangels ermöglicht.

Um die zwei Typen des Männlichen zueinander in Bezug zu setzen, nutzt Tabourot den Begriff der *mollesse*, die hier als phonetisches Moment in die virile Kategorie eindringt und das *e masculin* (in Abgrenzung zum *e viril*) in seiner Intonation modifiziert, denn „il sonne plus mollement“²⁵⁴. Diese *mollesse* wird in dem von Tabourot angeführten Männlichkeitskonzept jedoch keineswegs als disqualifizierende Größe potenzieller Virilität verstanden, sondern tritt als natürliches Attribut der jungen, komplizenhaften Männlichkeit auf, die in einem marginalen Randbereich der dominierenden *virilitas* assistiert und dabei sich selbst als zukünftigen Dominanzträger etabliert. Trotz der vorübergehend abgeschwächten phonetischen Präsenz verliert diese noch unfertige Männlichkeit nicht an potenzieller Stärke, die ihre *mollesse* nicht als entmachtendes Stigma, sondern als temporäre Daseinsform

²⁵³ Connell, 2015, S. 127.

²⁵⁴ „Or pour te faire mieux gouster la difference qui est entre les viriles & masculines, ie te veux donner deux mots de mesme orthographe en er, qui sont toutesfois de diverses prononciations, Enfer, Iupiter: vois tu pas que er, sonne en ces mots, comme air d'un plein son, au lieu qu'aux verbes, comme taster, adouber, il sonne plus mollement. Tellement que la rime de l'un avec l'autre n'en vaudroit rien“; Tabourot 1986, livre IV, S. 36r.

auf dem Weg zu affirmierter Virilität versteht. Durch die Verortung des Adverbs „mollement“ in einem Komparativ wird jedoch auch deutlich, dass die männliche Form der *mollesse* durch eine zweite, implizit aufgerufene feminine *mollesse* ergänzt zu werden scheint, die deutlich absoluter zu lesen ist. Das Weibliche, das Tabourot hier zwar ebenfalls nuanciert betrachtet, scheint jedoch an einer Dimension der *mollesse* teilzuhaben, die vielmehr als Endpunkt zu verstehen ist, wenn man seiner weiterführenden Unterklassifikation des *e féminin* folgt:

Des autres terminaisons qu'on appelle feminines en general, i'en fais aussi deux especes: dont i'appelle les unes feminines, comme mange, visage, poudre. Par ce que la premiere voyelle qui les rencontre en un mot qui les suit, les cache & couvre, comme feroit un homme qui cacheroit de son manteau une femme. Exemple, *Cruelle estrange, & dure, & fascheuse amertume*. Qui est un vers de 12 syllabes, & si aucune ne se mangeoit, il y en auroit disept. [...] Or les syllabes pucelles, sont celles qui, comme vierges, ne souffrent aucune violence au milieu d'un vers encore que leur son se perde à la fin d'iceluy, ainsi que des féminines: comme font les pluriels en es & ens, comme les femmes combatens, priens. Et faudroit punir comme raptours ceux qui en usent comme de feminines simples au milieu d'un vers.²⁵⁵

Erneut verweist Tabourot auf eine Unterscheidung des Geschlechts in zwei altersbedingte Kategorien, die das Weibliche in volljährige, verheiratete Frauen und unverheiratete Jungfrauen. Die anhand des *e masculin* angelegte soziokritische Reflexion wird anhand der Positionierung weiblicher Silben fortgeführt und die Unterordnung einer verheirateten Frau als Referenz genutzt. Die klimaktische Dopplung „couvrir et cacher“ aktualisiert hierbei nicht nur die anthropologische Dimension des semantischen Bezugsrahmens, sondern verweist auf den Mangel *par excellence*, der dem *e féminin* innewohnt. Dem *e pucelle* hingegen kommt eine Sonderstellung zu, die sich anhand der Analogie mit einer unverheirateten Frau auflösen lässt. Durch ihre fehlende Zugehörigkeit zu einem Mann, erlangt die junge Frau einen Status der Unberührbarkeit, die sie für das Männliche unantastbar macht, ihren Mangel jedoch nicht vollständig aufhebt. Sie nähert sich zwar dem jungen, mangelhaften Mann an, birgt in sich jedoch ebenfalls das Potenzial einer vollständigen Weiblichkeit, die mit der Überlagerung durch das Männliche bis hin zur vollständigen Auslöschung einhergeht.

Der soziokritische Bezugsrahmen wird hierbei vollständig ausgeschöpft – Tabourot bezeichnet als „raptour“ jeden, der sich einer phonetischen Verfehlung schuldig erweist. Es lässt sich also die von Jean-Michel Messiaen aufgeworfene Verwischung (und Vermischung) der Signifikate betrachten, die, basierend auf der

²⁵⁵ Tabourot 1986, livre IV, S. 36v-37r.

ursprünglichen metasprachlichen Terminologie ein präzise konstruiertes Mosaik sprachtheoretischer und sozioreflektiver Betrachtungen entwerfen, das in der inhaltlichen Neu- und Umordnung der Signifikanten resultiert:

Au lieu d'être, pour le récepteur, la réalisation phonique ou graphique associée à un signifié et livrant ce dernier à l'entendement, le signifiant est ici opaque, selon trois modalités au moins: a) il apparaît énigmatique et résiste à l'interprétation, au «décodage» habituels; b) il s'associe à plusieurs signifiés (ambiguïté, humour); c) il recèle une autre forme signifiante. Dans les trois cas, la matière signifiante s'autonomise partiellement de sa fonction habituelle de réalisation du signifié initial, ce qui incite à la considérer en elle-même.²⁵⁶

Gleichzeitig lässt sich feststellen, dass die von Tabourot angelegte metasprachliche, genderbasierte Terminologie weiterhin einer anthropologischen, heteronormativen Ordnung folgt, die sich zwar offen für die Intersektion²⁵⁷ innerhalb der französischen Metrik erweist, bei der Etablierung eines Referenzrahmens jedoch innerhalb der binären Geschlechterordnung – trotz Eingliederung zweier Unterkategorien – verhaftet bleibt. Das Männliche wird von Tabourot als Moment der Dominanz – und potenzieller, Komplizenhafter Dominanz – konzipiert, dem sich das Weibliche nur bedingt annähern und dadurch der Unterordnung vorübergehend widersetzen kann. Die heteronormative Ordnung bleibt jedoch intakt, denn die Zwischenkategorien, die sich sowohl auf männlicher als auch auf weiblicher Seite etablieren, können nur einen temporären Bestand haben, bevor sie schließlich ebenfalls Teil eines virilen Ideals, beziehungsweise einer femininen Verfehlung werden.

²⁵⁶ Messiaen 2000, S. 30.

²⁵⁷ Zum Begriff der Intersektion, siehe Jaunait, Alexandre / Chauvin, Sébastien (2012): „Représenter l'intersection. Les théories de l'intersectionnalité à l'épreuve des sciences sociales“, in: *Revue française de sciences politiques* no. 62, 5-20.

Die Erweiterung einer gegenderten Metaphorik – Maskuline, feminine und andere Reime

Wie schon Christine Planté evoziert hatte, liefert die Unterscheidung des *e masculin* und *e féminin* lediglich die Basis für eine weiterführende Überlegung, die die französische Metrik von der lateinischen unterscheidet und daher grundlegend bestimmt: die Definition der Reime anhand ihrer männlichen, beziehungsweise weiblichen Endung.²⁵⁸ Die zu diesem Thema bereits bekannten Betrachtungen haben mit so ausführlicher Präzision die Poetik und metapoetischen Reflexionen²⁵⁹ der Frühen Neuzeit analysiert, dass sich an dieser Stelle zunächst ein kurzer Überblick über diese bisherigen Studien anbietet. Wie Georges Lote in dem immer wieder zitierten Überblick über die Geschichte der französischen Metrik nahelegt, ist der Ursprung der Reimdifferenzierung zurückzuführen auf Annäherungsbestrebungen an das Lateinische, denn „seul les mots français à terminaison masculine [...] pouvaient fournir l'équivalent exact de la rime latine oxytonique. Il suit de là que les rimes masculines ont prédominé avec une majorité écrasante dans nos premiers poèmes. Les féminins, au contraire, qui comportaient une atone posttonique en surnombre et qui se présentaient avec un caractère de nouveauté évident, se sont d'abord glissées timidement dans les textes, comme des licences à peine tolérées, dont la légitimité semblait encore incertaine.“²⁶⁰ Der männliche Reim wird in der französischen Poetik somit als Äquivalent des lateinischen Referenzmodells etabliert, wohingegen dem weiblichen Reim erneut eine hierarchisch untergeordnete Funktion zukommt und dieser erst schrittweise Einzug in die poetische Realität hält.²⁶¹ Diese sukzessive Integration weiblicher Reime in eine, dem lateinischen Vorbild folgende, männlich besetzte Poetik, zieht notwendigerweise die Etablierung einer normativen

²⁵⁸ Siehe Planté 2000; siehe auch Vignes, Jean (2005): „Brève histoire du vers mesuré français au XVIe siècle“, in: *Albinea, Cahiers d'Aubigné* 17, 15-43; Hugot, Nina (2012): „Le jeu des genres: note sur le genre des rimes in les tragédies d'Étienne Jodelle“, in: *Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance*, 74.1, 139-148; Monferran, Jean-Charles (1997): „Le sonnet français, « machine à penser » ou « poème stationnaire »? Étude de l'agencement rimique du sizain autour de 1550“, in: *L'information grammaticale* 75, 29-32 und Lestringant, Franck (2000): „Le vers de théâtre au XVIe siècle“, in: *Cahiers de l'AIEF* 52, 267-278.

²⁵⁹ An dieser Stelle bietet es sich an, den Wechsel von der Rhetorik-Seconde rhétorique-Poetik-Einheit hin zu einer reinen Poetik vorzunehmen, da sich eine Emanzipation von den lateinischen Modellen zugunsten einer französischen Poetik verzeichnen lässt.

²⁶⁰ Lote, Georges (1991): *Histoire du vers français*, Bd. 2, Aix-en-Provence, Presses universitaires de Provence, p. 111.

²⁶¹ Alain Chevrier zeichnet mit erschöpfender Genauigkeit die Evolution einer Metrik anhand der Opposition zweier Geschlechter nach, siehe Teil I, Kapitel 2 in Chevrier, Alain (1996): *Le sexe des rimes*, Paris, Les Belles Lettres, S. 39-74.

Geschlechtermetrik nach sich, die die Einsetzung des mit dem Stigma des Mangels und der Unvollständigkeit besetzten weiblichen Reims ermöglicht. Diese resultiert, wie bekannt, in der Alternanz männlicher und weiblicher Reime, der eine regulierende Funktion zukommt: „La distinction des rimes masculines et féminines a donné lieu à un principe nouveau, fondamental dans la versification classique, celui de l’alternance des rimes masculines et des rimes féminines. On peut le formuler non moins schématiquement comme suit : toute rime doit être suivie par une rime différente de sexe opposé.“²⁶² Kehren wir an dieser Stelle, wie Chevrier, an den Ursprung dieser schematischen Ordnung zurück, lässt sich feststellen, dass der erste Entwurf einer alternierenden Metrik in Jean Molinets *Art de rhétorique*, sich aus der schon evozierten Opposition von Perfektion und Imperfektion (denen er zwar, wie wir feststellen konnten, die Attribute „masculines“ und „femenines“²⁶³ zuschreibt, diese jedoch nicht weiter spezifiziert) speist. In einer exemplarischen Skizze entwirft Molinet eine erste sehr basische Version des Wechselspiels der Reime, dem er nur eine knappe Erklärung voranstellt:

Et est assavoir que tout metre dont la derraine sillabe est imparfaite, de quelque quantité qu’il soit, excède le metre parfait d’une sillabe

Exemple ^(a).

Vive Saint Pol, vive Renti ^(o) ,		
Vive toute fleur de noblesse,		
Vive qui tient le bon parti ^(e)		
Contre l’ennemi qui nous blesse.		
		<i>Parfait</i>
		<i>Imparfait</i>

264

In den Ausführungen, die Jean Molinet auf diese Skizze folgen lässt, findet die Alternanz keine weitere Erwähnung, doch fixiert der Theoretiker ein Grundkonzept, das im Laufe des 16. Jahrhunderts immer wieder aufgegriffen und weiter ausgeführt wird. Wie Georges Lote hervorhebt, findet sich die erste konkrete Verbalisierung des Alternanzkonzepte in dem Pierre Fabris *Grand et vrai art de pleine rhétorique*, als Unterpunkt in dem Kapitel zum „Champ Royal“²⁶⁵, einer Gattung, die nicht in einen fehlerhaften Zustand durch falsch verwendete Reimschemata verfallen dürfe, weshalb es Fabri notwendig erscheine, die adäquate Alternanz aus „ligne féminine

²⁶² *Ibid.*, S. 9.

²⁶³ Molinet 2015, S. 219.

²⁶⁴ *Ibid.*, S. 217.

²⁶⁵ Siehe Lote 1991, Bd. 2, S. 122.

et puis masculine, ou de masculine et feminine²⁶⁶ aufzuschlüsseln. Der Rest des 1921 in Rouen erschienenen dreibändigen Werks erweist sich vielmehr als Translation antiker Rhetorikkonzepte,²⁶⁷ denn als metasprachliche Studie, doch die alternierenden, weiblichen und männlichen Verse scheinen für Fabri ein unabhkömmliches Prinzip in seinen Ausführungen darzustellen. Fabris Erklärung für eine solche alternierende Abfolge beider Reimformen verweist auf die „douceur“²⁶⁸ der Poesie (und insbesondere der Gattung des „Champ Royal“), die nur durch ein präzises abgepasstes Mittelmaß zu erhalten sei. Ohne eine explizite Verweisstruktur zu etablieren, scheint Pierre Fabri jedoch auf die aristotelische *moderatio* zu rekurrieren und hierbei ein metrisches Maß anzuvisieren, das sich aus dem steten Wechselspiel zwei Reimformen ergibt. Der männliche Reim allein scheint diese „douceur“ nicht hervorrufen zu können, weshalb erst die Kombination mit dem weiblichen Reim zu einem komplementären Paar diese ermöglicht.

Ähnlich formuliert auch Pierre de Ronsard die Wechselbeziehung zwischen den Reimpaaren unter Rückbezug auf das musikalische Prinzip der Harmonie:

Nous avons aussi une certaine césure de la voyelle e, laquelle se mange toutes les fois qu'elle est rencontrée d'une autre voyelle ou diphtongue, pourvu que la voyelle qui suit e n'ait point la force de consonne. Après, à l'imitation de quelqu'un de ce temps, tu feras tes vers masculins et féminins tant qu'il te sera possible, pour être plus propres à la Musique des accords des instruments, en faveur desquels il semble que la Poésie soit née: car la Poésie sans les instruments, ou sans la grâce d'une seule ou plusieurs voix, n'est nullement agréable, non plus que les instruments sans être animés de la mélodie d'une plaisante voix. Si de fortune tu as composé les deux premiers vers masculins, tu feras les autres féminins, et paracheveras de même mesure le reste de ton Élégie ou chanson, afin que les Musiciens les puissent plus facilement accorder.²⁶⁹

Ronsard nutzt den (herkömmlichen) Vergleich der Poesie mit der Musik als Basis der metrischen Definition: wie die Folge zueinander passender Akkorde einen stetigen, aber gleichmäßigen Wechsel erfordere, sei auch die Metrik auf das ausgeglichene Maß alternierender Reime angewiesen, die sich in steter Ablösung gegenseitig

²⁶⁶ Fabri 1969, Bd. 2, S. 101.

²⁶⁷ In der Einleitung einer aktuellen historisch-kritischen Ausgabe der Werke Du Bellays, Ronsards und Sébillet, zeichnet Laura Willet im Detail diese Publikationsgeschichte nach; siehe Willett, Laura (2003): *Poetry & Language in 16th-century France: Du Bellay, Ronsard, Sébillet*, Toronto, Center for Renaissance and Reformation Studies, S. 9sq.

²⁶⁸ Fabri 1969, S. 101.

²⁶⁹ Ronsard 1990, S. 470.

aufheben und neutralisieren würden. Statt diesen Ausführungen ein Beispiel folgen zu lassen, verweist Ronsard auf „quelqu'un de ce temps“ (und meint damit vornehmlich seine eigene Poesie²⁷⁰) und nimmt auf diesem Weg lediglich ein metrisches Prinzip wieder auf, das sich im Laufe des 16. Jahrhunderts von selbst verfestigt hat.

Wie Alain Chevrier aufzeigt, handelt es sich bei dem Primat der Alternanz um ein verfestigtes Schema, dem ein strikt normativer Charakter zukommt und das ein Übermaß männlicher Reime zwar problemlos kompensieren kann, für einen Überhang weiblicher Reime jedoch eine Rechtfertigung präsentieren muss, um sich nicht der Verweiblichung preiszugeben. Besonders die Werke Jean-Antoine de Baïfs spielen mit der Möglichkeit einer gewählten Effeminierung anhand weiblicher Reime. In den *Amours de Francine* finden sich zwanzig Stücke mit fast ausschließlich weiblichen Reimen.²⁷¹ Betrachtet man die thematischen Schwerpunkte dieser poetischen Einzelstücke, lässt sich eine Kontinuität aufweisen, die sich auf zwei, von Alain Chevrier identifizierte Schwerpunkte stützt: Imitationen italienischer Poeten (vornehmlich Bembo und Sannazaro), sowie amouröse Thematiken (in Anlehnungen an die Poesie Petrarcas oder die Sonette Ronsards).²⁷² So lässt sich hier beispielsweise das zweite Sonett im ersten Band herausheben, das an den „Amans, qui cognoissez le dieu, dont le pouvoir/ Maîtrise hommes et dieu dontez sous son empire/ D'un qu'il donte le plus les plaintes venez lire“²⁷³ gerichtet ist und in dem die Unterwerfung des Liebenden unter die „maîtrise“ der Inspiration und der Geliebten²⁷⁴ eine Entsprechung im Reimschema findet, das sich aus vornehmlich weiblichen und „Rime pauvre“ zusammensetzt. Baïf scheint hier eine Entsprechung der Realität auf der poetischen Ebene vorzunehmen, indem er die Einschränkung der virilen Stellung gegenüber der Geliebten anhand seines Reimschemas aufleben lässt.

Jean-Antoine de la Baïf widersetzt sich also aktiv dem Primat der alternierenden Verse, um für weiblich konnotierten Thematiken eine poetologische Entsprechung zu entwerfen oder die Poesie italienischer Poetiker in besonderem Maße weiblich erscheinen zu lassen und somit an einer anti-italienischen Kritik teilzuhaben.²⁷⁵ Es entsteht auf diesem Weg eine wohl gewählte, intentional hervorgerufene Aufweichung des Primats des Mittelmaßes im Sinne einer Verweiblichung, die eigentlich mit dem Stigma der Verfehlung besetzt sein sollte, sich jedoch in dem vorliegenden

²⁷⁰ Siehe hierzu den Kommentar von Alain Chevrier 1996, S. 45.

²⁷¹ Zu nennen sind hier die Chansons und Gedichte mit den Nummern II, III, VI, VII, VIII, VIII (à Dorat), CIII, XIII, LVII, CXV, CXVI, CXIX, CXX, CXXI, CXVI, CXVIII, CXIV, CXXIII, CXXV, in: Baïf, Jean-Antoine de (1966): *Les Amours de Francine*. 2.Bd. Hg. von Ernesta Calderini, Genf, Droz.

²⁷² Vgl. Chevrier 1996, S. 50sq.

²⁷³ Baïf 1966, S. 2; im Weiteren wird Baïf weiterhin auf der Silbe „-re“ reimen, so „martyre“, „atire“.

²⁷⁴ Siehe hierzu genauer im Kapitel 2.3.

²⁷⁵ Siehe Sozzi, Lionello (2002): *Rome n'est plus Rome. La polémique anti-italienne et autres essais sur la Renaissance, suivi de « La dignité de l'homme »*, Paris, Honoré Champion und Galand-Hallyn, Perrine / Hallyn, Fernand (Hgg.) (2001): *Poétiques de la Renaissance: le modèle italien, le monde franco-bourguignon et leur héritage en France au XV^e siècle*, Genf, Droz; die franko-italienische Rivalität wird im Kapitel 3.2 umfassend ausgeführt werden.

Fall als Instrumentalisierung des Mangels im Hinblick auf eine unterschwellige Kritik oder eine Angleiche der Form an die inhaltliche Ebene der Poesie erweist.

Bei der Übertragung der geschlechterbasierten Terminologie in die französische Metrik scheint das semantische Feld keinen nennenswerten Wandel zu durchlaufen. In der Hierarchisierung zweier Reimformen ermöglicht der Rückgriff auf die geschlechterbasierte Gegenüberstellung erneut die Hervorhebung männlicher Reime gegenüber ihrem weiblichen Homolog, wobei jedoch ein intentionales Übermaß weiblicher Reime durchaus integriert werden kann. Ein weiteres Traktat, das in den bisherigen Untersuchungen der alternierenden, geschlechtlich determinierten Reimschemata keine Betrachtung gefunden hat, gibt Aufschluss über eine Problematik, die mit dem gewählten semantischen Referenzfeld zusammenhängt. Der *Instructif de seconde Rhétorique*²⁷⁶, ein anonymes Traktat in Versen, das gegen 1460 verfasst und 1501 (1502) als Titeltext des *Jardin de plaisance et fleur de rhétorique*²⁷⁷ unter der Leitung von Antoine Véard in Paris veröffentlicht wurde, widmet sich den allgemeinen Normen der Poetik und greift hierbei die Frage nach den „quantitez de masculines / Rimmes, et aussi d'autre part / Des quantitez des feminines“²⁷⁸ auf. Zunächst einmal überraschen die Ausführungen des anonymen Autors, der sich L'Infortuné nennt nicht, denn er schreibt den männlichen Reime eine starke phonetische Präsenz zu, die in einem geraden Versmaß gipfelt, wohingegen die „femenins soient per, / Ou riens ou bien petit sollassent“²⁷⁹. Der weibliche Vers wird mit einer Form phonetischer Schwäche und Unvollständigkeit zusammengebracht, die der herkömmlichen Gegenüberstellung folgen und die hierarchische Versordnung untermauern. Der Autor unterscheidet somit zwei Versformen, die durch die Gegenüberstellung aus männlichen und weiblichen Reimen distinguiert werden – jedoch fügt er den Zusatz hinzu, diese jeweiligen Versformen könnten zusätzliche Untergattungen erlangen.

²⁷⁶ „L'instructif de la Seconde Rhétorique“ (2015), in: Berthon, Guillaume et. al. (Hgg.): *La Muse et le Compas: poétiques à l'aube de l'âge moderne*, Paris, Classiques Garnier, 15-196.

²⁷⁷ Zu Entstehungsgeschichte und Funktion des *Instructif* innerhalb des *Jardin de plaisance*, siehe Taylor, Jane (2006): „La double fonction de l'*Instructif de Seconde rhétorique*: une hypothèse“, in: Van Hemelryck, T. / Van Hoorebeeck, C. (Hgg.) *L'Écrit et le manuscrit à la fin du Moyen Âge*, Turnhout, Brepols, 343-351 und Lombart, Nicolas (2011): „Instruire en rimant. Les effets de sens de la forme versifiée de l'*Instructif de la seconde rhétorique*“, in: *Cahiers de recherches médiévales et humanistes* 21, 247-264.

²⁷⁸ *L'Instructif* 2015., v. 569-573, S. 87.

²⁷⁹ *Ibid.*, v. 593-594, S. 88.

Gerre de rime masculine
 Est premier en division;
 L'autre, de gerre feminine.
 Mais par multiplication,
 Masculine a innumerables
 Espèces de soy procréées,
 Item et presque inestimables
 Gerre subalternes créés.²⁸⁰

[...]
 Du second gerre en general,
 Lequel feminin se denome,
 Convient veoir en sens moral
 Ou instructif de luy, et comme
 Et aussi quantes peult produire
 De terminaisons, qui sont ternes,
 Mais soubz elles pevent induire
 Pluseurs de gerres subalternes.²⁸¹

Die „gerres subalternes“ ergeben sich zunächst aus der Kombination der geschlechterbasierten Zuordnung mit weiteren Reimcharakteristika, wie Alain Chevrier sie aufzählt: „Dans la poésie française, les rimes ont un sexe: elles sont masculine ou féminines. Comme elles ont une classe: de la rime pauvre à la rime riche, voire ‚millionnaire‘, ou, pour reprendre les catégories des grands rhétoriciens, de la rime ‚rurale‘ à la rime couronnée, à la rime ‚empereur‘.“²⁸² In dem Zusammenfall dieser „classe“ mit dem „sexe“ der Reime ergeben sich unterschiedliche Kombinationsmöglichkeiten, die das anonyme Traktat über mehrere Strophen hinweg durchdekliniert. Jedoch führt der Autor eine weitere Form der Unterkategorisierung ein, die sich allein aus der geschlechterbasierten Terminologie speist und sich aus der Komplexität der französischen Metrik ergibt, die sich keineswegs auf zwei klar zu distinguierende Reime beschränken lässt:

²⁸⁰ *Ibid.*, v. 511-518, S. 85.

²⁸¹ *Ibid.*, v. 550-557, S. 87.

²⁸² Chevrier 1996, S. 9.

Tous vers tousjours se masculinent
 S'ilz ne se terminent en e,
 Ou en es ou ent ne terminent,
 Et que le mot soit femine.
 Mais la differance advisez,
 De cognoistre les masculins
 Et masculins feminisez,
 Par termes suffisans enclins.²⁸³

Feminins masculinez sont
 Ceulx qui ont leurs terminaisons
 En é et en és aussi l'ont,
 Comme j'en puis dire raisons.
 Exemple, en é : humilité ;
 En és : dire pluralitez
 D'aucun terme en é limité
 En toutes singularitez.²⁸⁴

En après, les masculins vers
 Feminisez se font ainsi
 Comme vous pourrez ores vers
 Exemple qu'alegueray cy.
 Ces vers sont comme ilz se disent
 Masculins feminisez :
 Ceulx qui les voient ne les lisent.²⁸⁵

Das Traktat führt mit der Erwähnung der verschiedenen Unterkategorien eine weitere Neuerung der Versifikation ein: dem Vers kommt in dem Traktat die Position des Subjektes und zusätzlich des Agens zu. Anhand des aktiven, reflexiven Verbes („se masculinent“) präsentiert der Autor die Metrik als einen aktiven Attributionsprozess innerhalb dessen die geschlechtliche Zuschreibung als autoreflexive Performanz präsentiert wird. An diese grundlegende Definition der Entstehung geschlechtlich konnotierter Verse, schließt die Möglichkeit einer intergeschlechtlichen Unterkategorie an: die der „masculins feminisez“. In diese Gruppe maskuliner Reime in nicht maskuliner Ausprägung zählt der anonyme Autor vor allem monosyllabische Wörter, die zwar eine feminine Endung aufweisen, aufgrund der Wortlänge und ihrer Positionierung am Ende des Verses jedoch eine vollständige, reimende Funktion innerhalb des Textes einnehmen (er reimt „vers“ auf „vers“ als illustrierendes Beispiel). Analog zu dieser ersten Gruppe etabliert der Text ebenfalls die „feminins masculinez“. In diese Kategorie nimmt L'Infortuné alle Wörter auf, deren letzte Silbe keine per se maskuline Endung aufweist, sondern, die erst durch

²⁸³ *Ibid.*, v. 527-534, S. 86

²⁸⁴ *Ibid.*, v. 535-542, S. 86.

²⁸⁵ *Ibid.*, v. 543-549, S. 87.

Deklination (Bildung der Pluralform) oder Konjugation (im Partizip II) eine stark betonte Endsilbe erhält. In diesem Fall erweist sich die Silbe als von ihrer Grundkonstitution her weiblich, erlangt jedoch durch einen maskulinen Status durch ihre grammatische Modifikation. Der *Instructif* entwickelt auf diesem Weg ein nicht mehr zweigliedriges Reimschema, das sich nur aus den geschlechtlichen Attributen „féminin/masculin“ speist, sondern weist eine nahezu genderkritische Konzeption intergeschlechtlicher Zwischenstufen auf. Wie schon Tabourot des Accords legt L'Infortuné seinen Ausführungen keine normative Idealvorstellung absoluter Virilität als Referenzpunkt für sprachtheoretische Konstrukte zugrunde, sondern entwirft einen mehrstufigen Referenzbereich, dessen Endpunkte weiterhin die „rime masculine“, beziehungsweise „rime féminine“ darstellen, zwischen denen sich jedoch Zwischenstufen entwickeln können, die eine Annäherung geschlechtlich konnotierter Attribute anvisiert. Das Traktat äußert sich nicht weiter zu der virilen Weiblichkeit und femininen Männlichkeit, die notwendigerweise als Endprodukt eines solchen Annäherungsprozesses entstehen, sondern denkt diese Konzepte allein als metasprachliche Terminologie, ohne dabei eine anthropomorphisierte Lektüre der Begriffe anzustreben. Es lässt sich hierbei allerdings beobachten, wie die gewählte Metaphorik beginnt, ein Eigenleben zu entwickeln, das sich aus der Notwendigkeit ergibt, die Komplexität der erstarkenden französischen Sprache zu erklären. Es entsteht so sukzessive ein Repertoire an Ausdrücken, das auf die immerselben Geschlechterkonzepte rekurriert und hierbei über die Sprache hinaus Bilder entwickelt, um sich der Abstraktheit des versprachlichten Phänomens zu stellen, so Ricœur.²⁸⁶ In dem Maße, wie der Sprachwandelprozess der frühen Neuzeit die alten Sprachen hinter sich lässt, verlangt auch das metaphorische Referenzsystem nach Erweiterung, um weiterhin eine Brücke zwischen dem Abstrakten und dem Konkreten schlagen zu können. Dass es sich hierbei um einen gegenseitigen Prozess handelt, lässt sich bei Tabourot jedoch nur erahnen.

Wie schon in Bezug auf die Gegenüberstellung von *féminin/masculin* angedeutet, gerät die metasprachliche Reflexion der französischen Neuzeit immer wieder an terminologische Grenzen, die sich aus der Wahl des referentiellen Bezugsrahmens ergeben: eine Verortung abstrakter Poetik-, Rhetorik- und Sprachkonstrukte innerhalb eines geschlechterbasierten Referenzrahmens, der die beiden biologischen Gegenpole des Männlichen und Weiblichen zur Identifikation und Klassifikation hierarchischer Bezugsgrößen nutzt, erweist sich immer wieder als restriktive Definitionsgröße, wenn es darum geht, mehr als zwei gegensätzliche Konzepte zueinander in Bezug zu setzen. Die Texte weisen vor diesem Hintergrund notwendigerweise eine genderkritische Reflexion jenseits rein geschlechtlicher Zuschreibungen auf und entwickeln entweder innerhalb eines anthropologischen, heteronormativen Systems weitere Größen zur Beschreibung sprachlicher Phänomene oder verlassen sogar normative Referenzräume und entwerfen intersexuelle Kategorien zwischen den Polen Männlich-Weiblich.

²⁸⁶ Vgl. Ricœur 1975, S. 93ssq.

1.3. *Virtutes elocutiones* und die Herausforderung rhetorischer Sophrosyne

Die Notwendigkeit rhetorischer Stilmittel - Rhetorik als zu kleidender Körper

Verlassen die französischen Traktate nun jedoch den Raum sprachtheoretischer und geradezu grammatischer Fragen, die sie von den antiken Modellen abgrenzten, und kehren sie zu den konstitutiven Teilen der aristotelischen Rhetorik zurück, erreicht das Primat der *virilitas* eine deutlich metaphorischere Dimension und entfaltet hierbei das epistemologische Potenzial, das der gewählten Metaphorik innewohnt. Ließen sich die Ursprünge einer geschlechterbasierten Terminologie auf die Notwendigkeit eines hierarchisch organisierten, semantischen Bezugsfeldes zurückführen, dass durch die reine Zuschreibung zum männlichen oder weiblichen Referenzpunkt ausgeschöpft worden war, stellt die Betrachtung der *elocutio* in mehrfacher Hinsicht die virile Rhetorik infrage. In Anlehnung an die antiken Vorbilder stellt sich auch in der Renaissance die Frage des *ornatus* und des richtigen Grades an *sua- vitas*. Um sich diesen beiden Begriffen zu nähern, bedienen sich die Sprachtraktate nunmehr nicht nur einer rein terminologischen Geschlechterzuschreibung, sondern retablieren die Grundzüge eines metaphorischen Männlichkeitskonzepts.

Im ersten Band der *Grand et vrai art de pleine rhétorique* zeichnet Pierre Fabri im Detail die von den griechischen und lateinischen Autoren konzipierte Rhetorik nach und stellt dabei Konzepte rhetorischer Komposition – in der aristotelischen fünfteiligen Ordnung – vor, die einen Zusammenfall ciceronianischer und quintilianischer Überlegungen darzustellen scheinen. In dem einführenden Absatz des Kapitels zur *elocutio* stellt sich für Fabri direkt die Frage des *ornatus*, die er anhand einer anthropologischen Metapher auflöst:

Parquoy doncques, pour estre eloquent, il convient les matieres nues revestir de couleurs de rhetoricque ioyeuses et delectables comme par transsumption de parolles ou substances, ou des aultres couleurs telz qu'ilz viendront a l'appetit du facteur, ainsy comme cy aprez seront desclarees en ce present livre. Mais garde soy que en revestant sa matiere de plusieurs couleurs, que il garde ordre a son abit, que la teste n'en soit point nue, les cheveulx mal dressez, ne les pieds sans souliers, ou que il y ait difformité au corps de sa substance, ne qu'il y mette tant de couleurs que l'en perde la face de sa rhétorique, mais les substances deviennent aornées. Il doibt par elocution considerer la qualité de sa matiere, si elle est digne ou non, forte ou foible, belle ou laide, etc., et les plus foybles renforcer, les laides recourir, les des-honnestes musser et cetera.²⁸⁷

Fabri wählt eine Metapher, die seine Überlegungen im Spannungsfeld zweier Bezugsgrößen verortet: der Dualismus *res-verba* erlangt anhand der Metapher eines nackten Körpers („matieres nues revestir“),²⁸⁸ den es zu kleiden gilt eine konkrete Dimension. Die Komposition wird als gesamtheitlicher Vorgang entworfen, der dem Ankleidungsprozess gleichkommt und bei dem kein Körperteil vergessen werden darf: weder der Kopf, dürfe ohne Bedeckung („la teste n'en soit point nue“), noch die Haare „mal dressez“ sein, bis hin zu den Schuhen, die ebenfalls einer Bekleidung („ne les pieds sans souliers“) bedürfen. Das semantische Bezugsfeld erlaubt es Fabri regelrecht eine Corpographie, im Sinne Anne-Marie Paveaus und Pierre Zobermanns, nachzuzeichnen, die den Körper als „signifiant, [...] occasion de l'institution de codes“²⁸⁹ herausstellt. Die Rhetorik als Körper, deren metaphorische Nacktheit durch „couleurs de rhetoricque“ zu überlagern und zu bedecken ist, schreibt sich hierbei in eine direkte Traditionslinie mit dem von Cicero propagierten Konzept der *suavitas* ein: erst ein angenehmer, nicht unbearbeiteter Stil kann auf das Wohlwollen des Rezipienten treffen. Zugleich beweist Fabri seine profunde Kenntnis der lateinischen Rhetorik, denn er konzipiert die rhetorischen Mittel zwar als notwendiges Element, unterwirft es jedoch einem stark normativen Konzept: nichts solle „difformité au corps de sa substance“ hervorrufen. Stattdessen propagiert er die von Quintilian so hervorgehobene Konkordanz von *res* und *verba*, die nicht nur in einer gegenseitigen Bezugnahme, sondern auch in einem gegenseitigen

²⁸⁷ Fabri 1969, S. 21.vg.

²⁸⁸ Der Verweis auf die stilistische Nacktheit wird in deckungsgleicher Form auch im Widersetrit der französischen und italienischen Sprache anklingen und eine zentrale Bedeutung in Du Bellays *Deffence* (Du Bellay, Joachim (2007): *La Deffence et illustration de la langue françoise*. Édition critique par Jean-Charles Monferran, & L'Olive. Texte établie avec notes et introduction par Ernesta Caldarini, Genf, Droz) oder den Werken Henri Estiennes einnehmen; siehe hierzu Kapitel 3.2

²⁸⁹ Paveau/Zoberman 1999, S. 9.

Beeinflussungsverhältnis zueinander stehen. Er schreibt vor allem den Stilmitteln die Funktion zu, die inhaltliche Ebene der Rede zu beeinflussen, wobei der Endpunkt dieser Modifikation einen Zwischenraum zwischen „forte“ und „foible“, „belle“ und „laide“ darstellt. Die aristotelische *moderatio* klingt in diesem Bestreben unterschwellig an, denn Fabri etabliert deutlich die Notwendigkeit, die *res* einem Mittelpunkt zwischen zwei oppositionellen Polen anzunähern und hierfür die Beeinflussung durch die *verba* zu nutzen. Die *Grand et vrai art* verweilt in dieser normativen Rezeption antiker Referenzmodelle, die in einem Amalgam verschiedener Bezugspunkte ihren Anklang in Fabris Ausführungen finden.

Es überrascht nicht, eine ähnliche Metaphorik auch in den *Essais* Montaignes anzutreffen und den Moralisten über die Frage sprachlicher Nacktheit und angepasster stilistischer Ausformulierung debattieren zu hören. Die „usage de se vestir“²⁹⁰ wird in den Essai dem idealen Sprachgebrauch angenähert und ein gemeinsames Referenzfeld etabliert. Im Essai I, 26, „De l’Institution des enfants“ verweist Montaigne auf eine Corpographie des Sprachgebrauchs, die sich im Vergleich zu Pierre Fabri ausweitet und es dem Autor ermöglicht, ein komplexes, teils heterogenes System des Sprachgebrauchs zu entwerfen, das schließlich mehr als ein Ideal zu kennen scheint. Zunächst propagiert Montaigne den Stil als von besonderer *virilitas* gezeichneten Körper, der die üblichen Attribute in sich vereint: „Le parler que j’aime, c’est un parler simple et naïf, tel sur le papier qu’à la bouche ; un parler succulent et nerveux, court et serré, non tant délicat et peigné comme véhément et brusque.“²⁹¹ In dieser Analogie unterscheidet Montaigne nicht zwischen Text und gesprochenem Wort, sondern setzt für beide dasselbe Primat der sprachlichen Stärke ein. Im gesamten Essai I, 26 wird Montaigne immer wieder Bezug auf dieses Ideal nehmen, das sich von jedem Stilmittel, das „si exangues, si descharnées et si vuides“²⁹² erscheinen könne, lossagt. In dieser rhetorisch-physischen Allegorie, triumphiert das virile Ideal über jeden Anklang von Unförmigkeit, Schwäche und in einem weiteren Sinne *mollesse*. Diese tritt erst anhand einer *ex negativo* Definition zutage: durch den dauerhaften Rückgriff auf etablierte Rhetorikkonzepte, klingt eine implizite Ablehnung des *molle-et-effeminatum*-Paares an, das als Inkarnation fehlender Überlegenheit und klarer sprachlicher Form stilisiert wird.

Gleichzeitig fährt Montaigne fort, alternative Modelle des virilen Ethos in der Rhetorik zu analysieren. „Comme aux accoustremens c’est pusillanimité de se vouloir marquer par quelque façon particulière et inusitée: de mesmes, au langage, la recherche des frases nouvelles et de mots peu cogneuz vient d’une ambition puerile et pedantesque.“²⁹³ Die semantische Gleichsetzung des Sprachgebrauchs mit vestimentären Praktiken wird unmittelbar mit einer ironischen Konnotation belegt, die eine unüberlegte, weitschweifige Rhetorik zurückzudrängen sucht. Montaigne hebt

²⁹⁰ Montaigne 1999, I, 35, 225.

²⁹¹ *Ibid.*, I, 26, S. 171.

²⁹² *Ibid.*, S. 147.

²⁹³ *Ibid.*, S. 172.

den infantilen und belehrenden Ton hervor, dem eine exhibitionistische Attitüde zugrunde liegt und die den Ausgangspunkt für die sprachliche Verfehlung bilden. Diese Deformierung – konkret linguistischer und metaphorisch-vestimentärer Natur – manifestiert sich anhand der Integration ungewöhnlicher und unbekannter sprachlicher Elemente („*frases nouvelles et des mots peu cogneuz*“).

Die zentrale von Montaigne vorgetragene Kritik richtet sich hierbei jedoch nicht gegen die sprachliche Innovation an sich, sondern gegen den hieraus resultierenden Mangel an „*perspicuité*“²⁹⁴, „*facilité*“²⁹⁵ und „*simplicité de mots*“²⁹⁶. Das Streben nach Zurschaustellung und Abgrenzung des eigenen Stils führt dabei schließlich zur Erneuerung bereits existierender idiomatischer Ausdrücke und der Aufnahme einer Lexik abseits des herkömmlichen Sprachgebrauchs, die ebendieses sprachliche Gelungsbedürfnis befriedigen sollen. Diese Abgrenzungsbestrebungen lassen sich laut Montaigne durch einen Mangel an persönlicher Festigkeit und geistiger Stärke erklären, die er in den *Essais* mehrfach²⁹⁷, einer verfehlten Form der Männlichkeit zuschreibt. Es lässt sich hier eine Zuordnung identifizieren, die schon Aristoteles vorgenommen hatte: die Ungezügeltheit eines jungen Mannes kann sich nicht mit der Idealvorstellung des Männlichen ein Einklang bringen lassen. Anders als Aristoteles, der diesen Zustand vorübergehender Schwäche im Sinne der Teilhabe an den Rändern des virilen Feldes konzipiert, weist Montaigne sie jedoch deutlich zurück.

Sprachlich verortet er durch die Charakterisierung dieses Verhaltens als „*puerile*“ den künstlichen, überbordenden Stil zusätzlich in dieser Randgruppe des Virilen; der des jungen, unfertigen und aus diesem Grund noch von natürlicher Weichheit und Schwäche gezeichneten Mannes vor dem Erwachsenenalter. Eine Verortung dieses sprachlichen Verhaltens innerhalb reifer Männlichkeit ließ sich bereits am Beispiel Ciceros aufzeigen²⁹⁸, den Montaigne aufgrund seines Handelns zur *concinntas*²⁹⁹ in die Kategorie unfertiger, abgeschwächter sprachlicher Virilität einordnet und in dessen Stil er immer wieder eine übermäßige Zurschaustellung rhetorischer Mittel kritisiert: „*Je n’ayme point de tissure où les liaisons et les coutures paroissent, tout ainsi qu’en un beau corps, il ne faut qu’on y puisse compter les os et les veines.*“³⁰⁰ Immer noch verortet innerhalb der Körper-Kleidungs-Metapher, spricht sich Montaigne für ein viriles Rhetorikideal aus, das die *dissimulatio artis* verfolgt und ein größtmögliches Maß an Natürlichkeit herzustellen sucht. Die gewollte Zurschaustellung des *ornatus* ziehe, so Bruno Méniel, nur eine Dekonstruktion des männlichen Ethos nach sich: „*Pour Montaigne, l’art cicéronien est un masque qui*

²⁹⁴ *Ibid.*

²⁹⁵ *Ibid.*

²⁹⁶ *Ibid.*

²⁹⁷ Siehe beispielsweise Montaigne 1999, I, 39, I, 40, III, 5.

²⁹⁸ Siehe hierzu Kapitel 1.1.

²⁹⁹ Siehe Montaigne 1999, I, 40, p. 25, der Seneca zitiert, *Epistolae morales*, 115, 2

³⁰⁰ *Ibid.*, S. 172.

trahit un esprit pusillanime. Il produit l'affectation et la froideur (III, 5, p. 873-874B). En prenant le parti inverse, Montaigne adopte l'attitude virile et aristocratique de celui qui se laisse guider par sa nature.³⁰¹

Obschon wir bereits die kritische Haltung Montaignes gegenüber den stilistischen Ausschweifungen des Ciceronianismus betrachten konnten, lässt sich doch die von Méniel hervorgehobene virile Positionierung des Moralisten deutlich nuancieren. Zwar hatte Montaigne die beschwerende vollständige Neuerung der Sprache, die eine *obscuritas* nach sich ziehe, abgelehnt, doch zeigt er sich offen für eine teilweise Revision, die sich in die Suche nach sprachlicher Leichtigkeit einschreibt:

J'ay volontiers imité cette desbauche qui se voit en nostre jeunesse, au port de leurs vestement: un manteau en écharpe, la cape sur une épaule, un bas mal tendu, qui représente une fierté desdaigneuse de ces paremens estrangers, et nonchalante de l'art. Mais je la trouve encore mieus employée en la forme du parler. Toute affectation, nommeement en la gayeté et liberté françoise, est mesadvenante au cortisan. Et, en une monarchie, tout Gentil' homme doit estre dressé à la façon d'un courtisan. Parquoy nous faisons bien de gauchir un peu sur le naïf et mesprisant³⁰².

Die Metapher, die eine Einheit in den verschiedenen sprachtheoretischen Überlegungen herstellt, wird an dieser Stelle nicht nur amplifiziert, sondern auch konkretisiert im Hinblick auf die Etablierung einer sprachlichen Garderobe. Obwohl Montaigne sich gegenüber der unnötigen Verwendung weitschweifiger Sätzen und einer affektierten Stilistik abweisend zeigte, wirft er im selben Essai doch die Möglichkeit einer neuen sprachlichen, wie vestimentären Praxis auf, die das Ziel verfolgt, stilistische Mittel und sprachliche Figuren auf ungewöhnliche Weise zu nutzen, um ihren für die Materie dienenden Charakter voll auszuschöpfen. „Je tors bien plus volontiers une bonne sentence pour la coudre sur moy, que je ne tors mon fil pour l'aller querir.“³⁰³ In den Ausführungen Montaignes klingt somit, wie bei Fabri, die Notwendigkeit einer passenden stilistischen Aufbereitung der *res* an, der Montaigne zwar eine gewisse Innovationsbereitschaft zuschreibt, die er jedoch Analog zu einem sich kleidenden Mann dem dauerhaften Risiko der Entmännlichung durch ein Übermaß oder eine falsche Verwendung zukommt.

Die Etablierung des idealen *ornatus* verortet sich somit in einem Spannungsfeld, das über das aristotelische Prinzip des Maßhaltens an eine Idealvorstellung des virilen Ethos angebunden und dessen Notwendigkeit anhand der physischen

³⁰¹ Méniel 2008, S. 68; siehe auch Demonet, Marie-Luce (2001): „Langue naturelle et langue coutumière chez Etienne Pasquier et Montaigne“, in: Argod-Dutard, F. (Hg.): *Histoire et littérature au siècle de Montaigne: mélanges offerts à Claude-Gilbert Dubois*, Genf, Droz, 207-220.

³⁰² Montaigne 1999, I, 26, S. 172.

³⁰³ *Ibid.*, S. 171.

Konkretisierung der Sprache etabliert wird, die jedoch mit dem permanenten Risiko der Deformierung und der effeminierenden *Copia* besetzt ist. Die Ausführungen Montaignes verdeutlichen hierbei, wie die Analogiebildung zwischen Mensch und Sprache, Mann und Rhetorik als Konkretisierungsmoment zur Veranschaulichung antiker Rhetorikkonzepte herangezogen wird und gleichsam ein weites Feld eröffnet, indem eine sprachliche Reflexion automatisch ein Nachdenken über den Mann, seine ideale Inkarnation und mögliche Konfigurationsspielräume nach sich zieht.

Moderater *ornatus* und das Problem effeminierender *copia*

Aus den Überlegungen zur Redekunst als Körperbild ergibt sich also die Notwendigkeit einer passenden Kleidung, die sich als stilistisches Gewand präsentiert. Dieses Gewand lässt sich konkret als der *ornatus* verstehen, mit dem die *res* in den *verba* verbildlicht werden. Die stilistische Ausschmückung erweist sich jedoch in sich als nicht ganz unproblematisch für die Ideale der Redekunst, was, wie Aristoteles beschreibt, in dem Zusammenfall von Notwendigkeit und Gefahr des Übermaßes begründet ist:

Die vollkommene sprachliche Form ist klar und zugleich nicht banal. Die sprachliche Form ist am klarsten, wenn sie aus lauter üblichen Worten besteht; aber dann ist sie banal. [...] Die sprachliche Form ist erhaben und vermeidet das Gewöhnliche, wenn sie fremdartige Ausdrücke verwendet. Als fremdartig bezeichne ich die Glosse, die Metapher, die Erweiterung und überhaupt alles, was nicht üblicher Ausdruck ist. Doch wenn jemand nur derartige Wörter verwenden wollte, dann wäre das Ergebnis entweder ein Rätsel oder ein Barbarismus.³⁰⁴

Aristoteles eröffnet das Spannungsfeld zwischen *claritas* und Banalität, das durch die Verwendung von *ornatus* durchzogen wird: Es ist notwendig, die *verba* nicht nur aus dem herkömmlichen Sprachgebrauch zu wählen, sondern sich der *colores dicendi* zu bedienen, um der Rede einen besonderen Klang zu verleihen und hierdurch die volle Ausdruckskraft der vorgetragenen Argumente zu entfalten, indem der Leser in seiner Imagination angesprochen und dadurch zu einem tiefergehenden Erkenntnisprozess angeregt wird. Zugleich können die rhetorischen Stilmittel nur dann zur

³⁰⁴ Aristoteles (2017): *Poetik*. Übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann, Stuttgart, Reclam, 1458b, S. 71-73.

Geltung kommen, wenn sie in geringer Zahl in die übliche Lexik und die herkömmliche Sprache aufgenommen werden. Das Übermaß, die zu große Dichte rhetorischer Figuren, resultiert hingegen in einer *obscuritas*, die mit einem Nicht-Verstehen einhergeht und sich schließlich als Barbarismus im rhetorischen Sinne, als Sprachverfehlung erweist.

Die Vielzahl, die schließlich das zentrale Moment des Stilmissbrauchs ausmacht, wird hierbei in dem Begriff der *copia* angelegt, der als solches, wie Terence Cave betont, jedoch keine metarhetorische Kategorie umfasst³⁰⁵ und trotzdem unter Rückgriff auf eine wechselnde Terminologie immer wieder aufgenommen wird. In ihrem ursprünglichen Sinn führt die *copia* auf einen Prozess des Kopierens, Abschreibens und Wiederaufnehmens zurück - „medieval Latin will develop a wholly new branch of meaning which rapidly passes into the vernaculars: owing to a productive accident of usage, *copia* comes to mean a ‘copy’, accompanied by its cognates *copiare* and *copista*“³⁰⁶ – der sich auf die Stildefinition überträgt und zunächst als positiver Teil der Eloquenz (in Verlängerung der *varietas*) gedacht wird:

The phrase *copia dicendi*, or even *copia* alone, is a ubiquitous synonym for eloquence: Coupled with other words from the same semantic domain (*abundantia*, *ubertas*, *opes*, *varietas*, *divitiae*, *vis*, *facultas*, *facilitas*), it suggests a rich, many faceted discourse springing from a fertile mind and powerfully affecting its recipient. At this level, its value lies precisely in the broadness of its figurative register: it transcends specific techniques and materials, pointing towards an ideal of ‘articulate energy’, of speech in action.³⁰⁷

Zugleich positioniert sich *copia* in einer Schlüsselstelle der Rhetorik, die sich als die Anhäufung von Stilmitteln und rhetorischen Figuren ohne signifikante Evolution der Argumentation verstehen lässt und auf eine Akkumulation ohne Varietät zurückgeht³⁰⁸. Während Terence Cave hier eine Unterscheidung zwischen *copia* und

³⁰⁵ „It must be stressed that *copia* was never, in classical antiquity, a fully technical term. If Cicero uses it to characterize elevated style, a locus transmitted to the Middle Ages by Macrobius, he neither gives it the status of a theoretical rubric nor restricts its scope to that particular style. [...] Yet, under other names, the various modes of compiling materials and extending discourse have moved to the centre of attention.“, Cave 1979, S. 7sq.

³⁰⁶ Cave 1979, S. 4; „The semantic force of this deflection is such that, despite some medieval and Renaissance vernacular continuations of earlier senses, it has now (p.5) wholly taken over the noun-form proper in both French and English; in English it is still possible to revert, via the adjective, to ‘copiousness’, but in French even that expedient is absent, so that only the adjective remains.“, ibid.

³⁰⁷ Cave S. 5; siehe auch Niehle, Victoria (2018): *Die Poetik der Fülle: Bewältigungsstrategien ästhetischer Überschüsse 1750–1810*, Göttingen, Vandenhoeck&Ruprecht, S. 19sq. und Cornilliat, François (2007): *« Or ne mens ». Couleurs de l'éloge et du blâme chez les « Grands Rhétoriciens »*, Paris, Classiques Garnier.

³⁰⁸ Siehe hierzu „It has two kinds of negative counterpart: *inopia*, poverty of diction, is its antithesis; empty prolixity (*loquacitas*), *copia* without *varietas*, or Asiatic over-elaboration are its inversions.“, Cave 1979, S. 5.

loquacitas einzuführen sucht, erweist sich die Abgrenzung in der Realität als durchaus nicht unkompliziert, denn rein semantisch liegt die *copia* dem überbordenden Stil oft näher als die *loquacitas*, die vielmehr auf eine Form der Gesprächigkeit zurückgeführt wird³⁰⁹.

Wirft man den Begriff der *copia* auf, bietet es sich zunächst an, diesen auf die Überlegungen Erasmus' zurückzuführen, der in *De Utraque Verborum ac Rerum Copia*³¹⁰ zwei Bücher zu den Grundfragen der stilistischen Fülle und anschließend zu den methodischen Grundprinzipien des reichen Stils zusammenfasst. Er hebt hierbei zunächst die *copia* als Form der *varietas* hervor, die dem harmonischen Diskurs seine volle Spannkraft verleiht: „Just as there is nothing more admirable or more splendid than a speech with a rich copia of thoughts and words overflowing in a golden stream... [At non est aliud vel admirabilius, vel magnificentius, quam oratio, dicite quadam sententiarum verborumque copia, aurei fluminis instar exuberans...]“³¹¹ In der Zusammenschau von *res* und *verba* legt Erasmus die Stärke der Rhetorik als reichhaltige Kombination umfangreicher Argumente und deren facettenreicher Übertragung in die Rede an, problematisiert im nächsten Schritt jedoch die dieser Reichhaltigkeit innewohnende Spannung am Beispiel derer „Quibus vitio data immodica copia [denen ein übermäßiger Überfluss gegeben wurde, FB]“³¹²:

Et ne frustra longum catalogum recenseam, non defuerunt qui M. etiam Tullium, ut Asianum ac redundantem, nimisque luxuriantum copia, damnarent. [Und, um nicht unnütz eine lange Liste aufzuzählen, hat es doch nicht an denen gefehlt, die Cicero als Asiaten, redundant und von verschwenderischer Fülle verurteilten, FB.]³¹³

Indem er die *copia* Ciceros aufruft und diese als Charakteristikum seines stark kritisierten Stils auf Seiten des Asianismus verortet, legt Erasmus eine doppelte Lesart an: der reichhaltige Stil ermöglicht eine stilistische *varietas*, die die rhetorische Wirkmacht (besonders deutlich hervorgehoben durch ihre Anbindung an „magnificentius“) hervorbringt und zugleich birgt ein Übermaß an *copia* das Risiko der Annäherung an den Asianismus und hierdurch einer Abkehr vom (das virile verkörpernde attische) Ideal. In dieser Zusammenschau einer doppelten Aufladung der *copia* legt Erasmus, der hier seine „tendency to enact problems which go beyond the

³⁰⁹ Siehe hierzu meine Ausführungen in Kapitel 3.1.

³¹⁰ Siehe Erasmus (2020): *On copia of words and ideas*. Translated from the Latin and with an introduction by Donald King, Milwaukee, Marquette University Press und Erasmus (1645): *De Utraque verborum ac rerum copia*, lib. II. Ad sermonem et stylum, Amstelodamum, Ioannem Ianßonium für die lateinischen Zitate; in Ermangelung einer deutschen

³¹¹ *Ibid.*, S. 11; Erasmus 1645, S. 7.

³¹² *Ibid.*, S. 14; Erasmus 1645, S.9.

³¹³ *Ibid.*, S. 14; Erasmus 1645, S. 10.

codifying gras pof theory“³¹⁴ beweist, die Komplexität nicht genau zu bestimmen der Abgrenzungen innerhalb der Rhetorik an und verdeutlicht diese an einem Beispiel, das seine Stilüberlegungen auch aus einer Männlichkeitsdebatte speist.

Während bei Erasmus ebenso wie in den griechischen und lateinischen Vorbildern das stilistische Übermaß vor allem unter Rückgriff auf den Asianismus und somit über diese geographisch-ethnologische Verortung als deviante und abgeschwächte Stilform etabliert wird³¹⁵, greifen die Autoren der französischen Renaissance unmittelbar auf die physische Metaphorik zurück, um die Präsenz des *ornatus* zu hinterfragen. Thomas de Sébillet beispielsweise folgt der aristotelischen Tradition, indem er zunächst das Bild des Dichters als blumensuchende Biene als Analogie heranzieht und dieses mit der „douceur“ (im Sinne der *lenitas* und *suavitas*) zusammenbringt:

Fasse donc le futur poète comme la mouche à miel, qui tant qu'elle trouve thym, ne s'assied sur épine ni ortie. Ainsi tant qu'il trouvera mots doux et propres, ne se charge des rudes et âpres: lesquels, comme disait César, faut éviter de même soin que le Pilote fuit le rocher en la mer. De tels, je dis doux et propres, trouvera-t-il foison et marché chez Marot et Saint-Gelais, les deux singuièrement loués de douceur de style. Et tout ainsi que le futur Orateur profite en la leçon du Poète: aussi le Poète peut enrichir son style, et faire son champ autrement stérile, fertile, de la leçon des Historiens et Orateurs français.³¹⁶

Sébillet vertritt hier die stilistische Milde als Grundprinzip (das in einer dreifachen Repetition angeführt wird) der Redekunst und stellt zunächst die *asperitas* als problematischen Gegenspieler dieser Milde vor – und in ebendieser Abgrenzung legt Sébillet den Auswahlprozess an, der der stilistischen Ausschmückung zugrunde liegt: nicht jedes Stilmittel kann aufgenommen und in den Diskurs eingepflegt, sondern muss auf seinen Mehrwert im Hinblick auf die „douceur“ geprüft werden. Die reine Quantität kann dies nicht gewährleisten, doch ein konzentrierter Auswahlprozess gewährleistet eine stilistische „fertilité“, durch die Sébillet das semantische Feld der Agrikultur aufruft, die sich jedoch, wie uns Patricia Parker verdeutlicht³¹⁷, auch in der Verlängerung einer virilen Stillogik lesen lässt. Innerhalb des männlichen Referenzfeldes stellen Potenz und Fruchtbarkeit zentrale Elemente zur Definition eines körperlichen Idealzustandes dar, der eine normgerechte (sexuelle) Performanz ermöglicht. Diese Bedeutung der Fruchtbarkeit erklärt sich besonders, wenn man

³¹⁴ Cave 1979, S. 166.

³¹⁵ Siehe *ibid.*, S. 5sq.

³¹⁶ Sébillet 1990, S. 61.

³¹⁷ Siehe hierzu Parker 1996, S. 203sq.

eine biologische Lesart des männlichen Körpers heranzieht, die den Mann als potenzielle Vaterfigur betrachtet. Als Verkörperung eines biologischen Determinismus tritt der Mann hier in seiner sozialen Rolle als Patriarch auf, für den die Fähigkeit zur Fortpflanzung entscheidend für den Erhalt seiner sozialen Funktion ist³¹⁸. Valérie Worth-Stylianou analysiert, wie in der Renaissance die Frage der Nachkommenschaft sich geradezu als virilitätskonstituierendes Moment lesen lässt, aus dem der Mann, sollte es zu nur weiblichen Kindern kommen, als, trotz seiner Zeugungsfähigkeit, impotent hervorgeht³¹⁹.

In der Doppeldeutigkeit des gewählten Terms knüpft Sébillet also gleichzeitig an ein naturgebundenes und an ein viriles Referenzsystem an, um die Notwendigkeit einer akribischen Auswahl in Abgrenzung zur unkontrollierten Anhäufung zu verdeutlichen.

Auch Jacques Peletier du Mans nimmt in seiner *Art poétique* die quantitativen Grundbedingungen für stilistische *varietas* unter die Lupe und führt diese noch deutlicher anhand einer metaphorischen Körperlichkeit aus:

Et cette-ci est la beauté universelle, laquelle doit apparaître par tout le corps du Poème: accompagnée d'une certaine majesté, qui ne rende point l'Oeuvre intraitable: et d'une gravité, qui ne la fasse point trouver trop superbe. Et à cette-ci, les particuliers Ornaments doivent obéir: lesquels seront rares et entreluisants parmi le Poème, comme les fleurs en un pré, ou comme les anneaux ès doigts. Car le Champ est plus orné et mieux cultivé, quand on y voit pleine moisson: que ce n'est pas celui où sont Lis, Œillets et Roses seulement.³²⁰

Er verweist zunächst auf den „corps du Poème“, der sich im nächsten Schritt dem menschlichen Körper stärker annähert, weshalb es Peletier du Mans gelingt, über das Bild der „anneaux ès doigts“ einen ersten Hinweis auf das physische Referenzsystem zu setzen und zugleich die rhetorische *raritas* anzuvisieren. Wie schon Sébillet grenzt Peletier du Mans Quantität und Qualität rhetorischer Mittel voneinander ab, ohne jedoch die grundlegende Notwendigkeit des *ornatus* infrage zu stellen. Über das gleiche Bild des rar mit Blumen bestückten Feldes eröffnet Peletier du Mans den ausgewählten Charakter der Stilmittel als Gegenpart zur *copia*. Er erweitert das Bild jedoch über einen anthropologischen Vorwurf, den der Zuschaustellung – „En

³¹⁸ Siehe Connell 2015, S. 102sq.

³¹⁹ Siehe Worth-Stylianou, Valérie(2024): „Ne faire que des filles : une forme de “stérilité” à l'époque de Montaigne ?“, in: *Montaigne Studies An Interdisciplinary Forum*, n° 36, Montaigne and Gender, 113-126.

³²⁰ Peletier 1990, S. 272sq.

toutes sortes d'ornements, faut éviter l'ostentation: et les entremêler quelquefois dissimulement, et comme si c'était par mégarde et incuriosité³²¹ – und spielt somit auf die ethische Dimension der stilistischen Vielfalt an. Es klingt hierbei das aristotelische Primat der Besonnenheit an, das auf der Vermeidung beider Extreme beruht, sich also sowohl von der bei Sébillet anvisierten *asperitas*, als auch vom gegenteiligen Übermaß durch Anhäufung von Stilmitteln lossagt.

Für Peletier du Mans resultiert aus dieser Vermeidung beider Exzesse schließlich „une magnificence pleine de sang et de force“³²², die von „grâces, beautés et élégances délectables“³²³ gefolgt wird. Die *magnificentia* greift das antike Referenzsystem wieder auf, das auf einer anthropologischen Dimension fußt und den ethischen Idealzustand eines edlen Charakters beschreibt und sich hier zugleich eine konkrete Körperlichkeit annimmt („de sang et de force“), aus denen schließlich eine sowohl physische, als auch stilistische Schönheit hervorgeht. Dem entgegen steht die aus dem Übermaß hervorgegangene *obscuritas* als Moment der Verfehlung:

l'obscurité se comptera pour le premier vice. Car il n'y a point de différence entre ne parler point, et n'être point entendu: Encore penserais-je être plus mal fait de parler obscurément, que de ne parler point du tout: Car on tient le temps d'un homme qui s'amuserait ailleurs. Mais il y a manière de juger les obscurités. Car si le Poète n'use point de mots trop loin cherchés, ni trop affectés, ni impropres: s'il n'est point trop bref: s'il a suivi bon ordre (qui sont les points qui garantissent d'obscurité): alors s'il n'est entendu, ce sera la faute du Lecteur, et non pas de l'Auteur.³²⁴

Die *obscuritas* beschreibt den Moment des Nichtverstehens, in dem der Redeanlass hinter der Rede zurücktritt und die *res* nicht mehr über die gewählten *verba* zu identifizieren sind, der Redner also seine Argumente zugunsten des Stils opfert. Für Peletier du Mans besteht kein Unterschied zwischen dieser Form der gescheiterten Rede und dem Schweigen, es sei denn, der Redner beachte alle Normen der Rhetorik, die neben der Vermeidung von Übermaß auch auf die passenden, nicht zu entrückten Stilmittel zurückgeht. Es ist interessant, zu beobachten in welchem hohem Maße normativ die Rhetorikkonzeption Peletier du Mans sich darstellt, denn sie offenbart uns wie sich der Autor Performanzmechanismen vorstellt: ein aktiver Verzicht, ein gewolltes Nichthandeln kommt für ihn einer absichernden Zurückhaltung gleich, die der Verfehlung durch falsche Handlungen vorzuziehen ist. Er konzipiert das Feld der Ideale als einen Raum, in dem eine Verortung durch

³²¹ *Ibid.*, S. 273.

³²² *Ibid.*

³²³ *Ibid.*

³²⁴ *Ibid.*, S. 279.

Nichthandlung durchaus möglich ist, eine Verfehlung jedoch zum Ausschluss zu führen scheint.

Diese werden von Peletier du Mans als nicht „affectés“ beschrieben, was eine weitere Anknüpfung an das virile Referenzsystem darstellt. Die Affektiertheit des Stils verweist deutlich auf ein weibliches Referenzsystem, das in den Überlegungen Montaignes zum Stil jungen Männer noch einmal aufgenommen worden und in Abgrenzung zur dominanten Männlichkeitsposition betrachtet worden ist.

Der *ornatus* richtet sich somit nach denselben Normkategorien wie die aristotelische Männlichkeit: der virile Idealzustand kann nur durch einen kontrollierten Einsatz von Stilmitteln erreicht werden, wohingegen ein Mangel zur einer stilistischen *asperitas* führt, ein Übermaß zu aus der *copia* resultierender *obscuritas* und einem affektierten Stil, der die Rede mit der Konnotation einer weiblichen Verfehlung belegt.

Die Katachrese und das Dilemma einer stilistischen Verhärtung – *mollesse* als rhetorische Notwendigkeit

Der *ornatus* stellt somit ein Schlüsselement innerhalb der Stilistik dar und wird über das Konzept der aristotelischen Sophrosyne an männlichkeitskonstituierende Normvorstellungen angebunden. Die Rhetoriker wenden sich hierbei an ein mehrgestaltiges Publikum, denn sowohl zukünftige Poeten, als auch Rezipienten, die „amateurs“ der französischen Poesie und der sich allgemein Bildende³²⁵ sollen mit den Regeln der Rede- und Dichtkunst vertraut gemacht werden und sich hierbei die normativen Grundstrukturen aneignen. Der exzessive *ornatus* als durch *mollesse* und Annäherung an das Weibliche charakterisierte Verfehlung stellt hierbei zunächst den Dreh- und Angelpunkt des Referenzsystems dar, in dem sich das Männliche als Idealtypus von der Verweichlichung abzugrenzen sucht. Antoine Fouquelin hebt die Betrachtung jedoch durch eine Umkehrung der Verfehlung auf die nächste Ebene, indem er sich einer speziellen Form der Metapher widmet, die eine besonders verhärtete Form annimmt: „La Métaphore est quelquefois un peu dure et de loin prise, concédée toutefois et permise“³²⁶. Fouquelin beschreibt nun das gegenläufige Problem: keine Verweichlichung durch Übermaß, sondern eine stilistische Verhärtung durch eine festgesetzte, zu sehr im allgemeinen Sprachgebrauch fixierte

³²⁵ Ich werde im nächsten Kapitel noch im Detail auf diese Unterscheidungen und den Menschen hinter dem Text zurückkommen.

³²⁶ Fouquelin 1990, S. 367.

Metaphorik: die Katachrese. Die griechische Etymologie legt schon den Grundstein zur Deutung der von Fouquelin anvisierten Kategorisierung: „κατάχρησις“³²⁷ als Form des Missbrauchs erweist sich diese Verfestigung einer ehemals metaphorischen Bildlichkeit im allgemeinen Sprachgebrauch als verfehltes Stilmittel per se. Zugleich hebt Fouquelin hervor, dass er keinesfalls für die Abschaffung dieses Stilmissbrauchs plädiert („conçédée toutefois et permise“), allerdings unter Rückgriff auf vorherige Bearbeitung:

Mais si les Métaphores de cette manière [la catachrèse, FB] semblent un peu dures et âpres aux oreilles, on les pourra amollir et adoucir par telles et semblables excuse, que les Latins appellent prémunitions, « (Par manière de dire) » et « (s’il faut ainsi parler) » lesquelles sont plus fréquentes en la prose, qu’en la Poésie, et le défaut desquelles, mérite plus d’excuse en vers, qu’en prose.³²⁸

Im Gegensatz zu den Ausführungen Sébillets, Laudun d’Aigaliers und Ronsards, rückt Fouquelin über die Katachrese eine Verfehlung in Form zu starker Verhärtung in den Fokus, die sich als Gegenpart der *suavitas* erweist. Der Rhetoriker spricht hierbei von der „âpreté“, die als klarer Angriff auf die stilistische Milde immer wieder aufgegriffen wird und nimmt auf diesem Weg das aus „douceur“ einerseits und „âpreté“ andererseits bestehende System Bezug. Ging die *copia* noch auf ein Übermaß an „douceur“ zurück, wird die Katachrese nun als Moment der Verhärtung eingesetzt. Um sich, wenn nötig, doch sprachlicher Bilder bedienen zu können, die keinen metaphorischen Wert mehr aufweisen, ersinnt Fouquelin eine Strategie, die sich als „amollissement“ und „adoucissement“ versteht. Über diese Nebeneinanderstellung zweier Konzepte bindet er seine Überlegungen sowohl an ein poetologisches Konzept (die „douceur“ als Form der *lenitas* und *suavitas*), als auch an ein durch Virilität bestimmtes Stildideal, das durch die *mollesse* eigentlich infrage gestellt werden würde. In dem vorliegenden Fall greift jedoch das „amollissement“ in den Idealzustand als Regulationsmoment ein und stellt diesen wieder her. Die *mollesse* wird hierbei nicht als dauerhafter Zustand und Stilmerkmal gedacht, sondern als temporäre Abkehr vom Ideal und als Retablierung des Stils durch die Kombination zweier komplementärer Verfehlungen. Das „amollissement“ verliert in dieser zeitlich begrenzten, dynamischen Verwendung die problematische Konnotation des Weiblichen und tritt nur als Gegenpol zu stilistischer Verhärtung auf. Erneut problematisch scheint die Verweichlichung erst zu werden, wenn sie selbst Teil einer Verhärtung wird und vom „amollissement“ als Zeichen perpetueller Beweglichkeit zur *mollesse* als unbeweglichem Zustand verkommt.

³²⁷ Siehe den Eintrag „κατάχρησις“ im *Gemoll*¹⁰2014, der den „missbräulichen“ Gebrauch hervorhebt.

³²⁸ Fouquelin 1990, 368.

Eine konkrete Verwendung dieses Kompensationsmechanismus' lässt sich in der *Déffence et Illustration de la langue françoise* nachweisen, in der Joachim du Bellay über die mögliche Aufwertung der französischen Sprache nachdenkt, denn sie sein „pauvre & nue, qu'elle a besoing des onrementz & (s'il fault ainsi parler) des plumes d'autrui.“³²⁹ Unter Rückgriff auf die von Fouquelin beschriebene *Praemunitio* nutzt Du Bellay also ohne Zögern das Bild der fremden Federn, um die Promotion des Französischen auf doppelte Weise zu beschreiben: einerseits legt er hierbei den Grundstein für eine ausgedehnte Überlegung³³⁰, die immer wieder auf das noch un bearbeitet, metaphorisch nackte Französische zurückkommt und greift hierbei selbst zu einem Stil, der sich, wie Fouquelin hervorhebt, an einem typischen Vorgehen der lateinischen Rhetorik orientiert.

So führt Fouquelin über die Katachrese eine Überlegung ins Feld, die sich zunächst nur schwer mit dem virilen Diskurs zusammenbringen lässt, sich jedoch über die Anbindung an das aristotelische Männlichkeitskonzept des kontrollierten Maßes auflösen lässt und Anwendung Du Bellay findet, um hier eine Doppelposition zu besetzen: die Argumentation scheint hier den *verba* vorangestellt zu sein, weshalb zugunsten der *res* durchaus eine verfehlte Stilfigur in Kauf genommen und unter Rückgriff auf ein temporäres „amollissement“ eingearbeitet werden kann. In der *Grand et vrai Art de pleine Rhétorique* greift auch Fabri die Problematik auf und führt die sehr konkreten Überlegungen Fouquelins zur Katachrese synthetisch als allgemeine Regel zusammen: es gelte „les plus foibles [matières] renforcer, les laides recouvrir, les deshonestes musser et cetera.“³³¹ Fabri etabliert also ein System, das nicht allein auf dem Streben nach dem Idealzustand basiert, sondern kehrt in einem weit gefassten Sinne auf dieselbe Ebene zurück wie schon Fouquelin und nimmt die Möglichkeit nicht idealtypischer Elemente innerhalb der Redekunst an – hier in Form nicht idealer Inhalte – und stellt eine Kompensation durch Bearbeitung vor. Statt hierbei eine klar umrissene Normvorstellung zu übertragen, stellen sowohl Fabri als auch Fouquelin vielmehr ein stetiges Suchen nach einer mittleren Position, wobei Exzesse der einen oder anderen Art immer wieder aufgenommen und transformiert werden. Joachim Du Bellay wird hierbei eines der besten Beispiele liefern, die zugunsten der Argumentationsstruktur eine stilistische Verfehlung aufnehmen und umwandeln und verdeutlicht hierbei, wie sowohl die Rhetoriktheorie als auch der konkrete Gebrauch sich dem unterwerfen, was Michel Jeanneret als das dauerhafte Ringen mit der unabgeschlossenen Form versteht, das den Geist der Epoche durchdringt³³² und sich nun auf die sprachtheoretische Reflexion ausweitet.

³²⁹ Du Bellay 2007, S. 23.

³³⁰ Die genauen Betrachtungen der *Déffence* und ihre Platzierung innerhalb eines virilen Referenzsystems finden sich im dritten Teil dieser Arbeit.

³³¹ Fabri 1969, S. 22.

³³² Jeanneret, Michel (2016): *Perpetuum mobile. Métamorphoses des corps et des Œuvres de Vinci à Montaigne*, Genf, Droz, S. 5sq. und 217-232.

Zweiter Teil

***Vir bonus* und poetische *mollesse* – der virile Mann
hinter dem Text**

2.1 Amollissement als Teil der *officia oratoris* – die Stärke des „doux parler“

Die Figur des Redners tritt in der französischen Renaissance in den Hintergrund: der *orator*, wie er noch von den Philosophen der griechischen und lateinischen Antike beschrieben und definiert wurde, schwindet aus dem Interessenfeld der französischen Autoren – die Rhetoriken der französischen Renaissance erweisen sich als unpersönliche Texte, die den Sprachgebrauch erst in einem umgekehrten Rückschluss als Vergegenwärtigung eines konkreten sprechenden Mannes denken. Antoine Fouquelin legt als einziger in seiner *Art poétique* die Unterscheidung der textuellen von der menschlichen Ebene deutlich an und unterteilt das Traktat in einen ersten, umfassenderen Teil zur strukturellen und textuellen Gestaltung und ein zweites, kurz gehaltenes Kapitel zur Figur des Redners. Das zweite Kapitel der *Art poétique* stellt eine der wenigen Ausführungen zur menschlichen Konkretisierung der textuellen Rede dar, der eine so prominente Stellung innerhalb eines Traktates zukommt. Andere Rhetoriker der frühen Neuzeit verzichten auf diese Unterscheidung gänzlich oder erwähnen den Redner nur in Allusionen. So erlangt er bei Gratien Du Pont nur in einer kurzen Zusammenschau der naturgegebenen Voraussetzungen des Redners eine physische Präsenz: „Et non tant seulement sur ledict savoir, et sciences, ains aussy quant à leur hardiesse, magnanimité de coeur, agilité et force corporelle.“³³³ Das *Ingenium*, wie es sich auf Ciceros *De Oratore* zurückführen lässt, das sich durch körperliche und geistige Fertigkeiten auszeichnet, wird von Du Pont jedoch nicht weiter ausgeführt, auch wenn sich in der Zusammenschau von „hardiesse“ und „force corporelle“ durchaus die normative Vorstellung des Redners andeutet, die sich auf Cicero zurückführen lässt. Mit diesem Rückgriff knüpft Du Pont ebenfalls an das virile Referenzsystem an, das die gleichen Attribute mobilisiert.

Diese nur kurz angedeutete Vergegenwärtigung des Redners, der jedoch keine determinierende Größe darzustellen scheint, lässt sich in der Verschiebung der Redekunst innerhalb einer neu geordneten sozio-politischen Gesellschaft verstehen: der Monarch als Zentrum der sozialen Ordnung ersetzt die politische Struktur eines komplexen Staatsgefüges und wird somit zum Referenzpunkt für die idealtypische Redekunst. Diese erlangt über dies jedoch vielmehr eine dienende Funktion, wie Jacques Amyot in dem *Projet de l'éloquence royale* hervorhebt, wenn er den Nutzen des Rhetorikstudiums explizit mit dem Prinzenstatus zusammenbringt³³⁴. Die Rhetorik

³³³ Du Pont 2012, S. 94.

³³⁴ Siehe Amyot, Jacques (1805): *Projet de l'éloquence royale composé pour Henry III, roi de France*, Paris, Lamy, S. 433q.; deutlicher wird diese Verschiebung in den unterschiedlichen Abhandlungen zur

erlebt hierbei eine Form der Entthronung, denn sie erscheint zunächst nicht mehr als Basiselement zum dauerhaften Fortbestand eines sozialen Ordnungsgefüges, sondern erweist sich nur noch als dienendes Moment innerhalb der Ausbildung des Monarchen, der ein neues dominantes Ideal darstellt. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die Rhetorik und ihre Einflussmechanismen noch einmal neu beleuchten.

Affekte kontrollieren durch eine „molle éloquence“

Wenn sich auch eine Bedeutungsverschiebung in der Renaissance aufzeigen lässt und die Rhetoriktraktate nicht notwendigerweise eine menschliche Dimension aufrufen, sondern sich häufig auf eine rein textuelle Betrachtung beschränken, so ist der Mann hinter dem Text doch nicht gänzlich zu vernachlässigen. Dieser wird jedoch nicht mehr allein in der Figur des Redners als Inkarnation des Diskurses gedacht, sondern stärker in ein Wechselspiel zweier viriler Größen eingebunden: des Orators und des Adressaten. Es zeichnet sich ab, dass der Redner meist nur *en passant* betrachtet wird und erst unter Rückgriff auf die *officia oratoris* und die mit ihnen verbundene Anspruchslage an Bedeutung gewinnt.

Die *officia oratoris* sind durch eine doppelte *mollesse* als Moment der Wechselbeziehung zwischen Redner und Zuhörer, Verfasser und Rezipient der Rede konzipiert. So führt Jean Molinet in den einleitenden Zeilen zu seinem ansonsten auf textuelle Analyse ausgerichteten Traktat die Wirkmacht des Redners aus und verweist auf die rhetorische Tradition, in die sich der (auszubildende) Leser einzufinden hat: „Voz tresnobles progeniteurs, parens et oncles et germains en furent et sont si richement douez que les treshaulz et glorieux personnages de ce monde en ont esté largement contentéz, amoliez et adouciz.“³³⁵ Molinet³³⁶ beschreibt die Rednervorbilder in ihrer Position als Berater und Austauschpartner von Autoritätspersonen, die durch ihre Rede in dreifacher Hinsicht beeinflusst werden („contentéz, amoliez et adouciz“). Die dreigliedrige Struktur legt eine Gleichsetzung mit den drei Elementen der *officia oratoris* nahe, doch wird deutlich, dass Molinet ein besonderes Augenmerk auf das Pathos, das sich in einem Zusammenschluss aus *delectare* („contentéz“) und *movere* („amoliez et adouciz“) verdeutlicht, wobei letzteres durch die Dopplung verstärkt hervorgehoben wird. Während das „adoucissement“ noch an eine rhetorische Tradition anzuschließen scheint – und auf den Begriff der „douceur

Prinzenerziehung (beispielsweise Erasmus' *Institutio Principis Christiani* oder Budés *Livre de l'institution du prince*), die sich nicht mehr primär der Redekunst widmen, aber immer wieder Überlegungen zur Notwendigkeit eines profunden Rhetorikstudiums in ihre Ausführungen aufnehmen.

³³⁵ Molinet 2015, S. 217.

³³⁶ Cornilliat, François (2005): „Usages éthiques de l'épiphonème chez Jean Molinet“, in: *Seizième Siècle* 2005.1, 47-61.

„zurückgeht – verlässt das „amollissement“ den reinen Rahmen der Redekunst und scheint auf eine stärker anthrozentristische Ebene abzuzielen.

Die genauen Strukturen dieses „amollissement“ definiert Molinet nicht im Detail, sondern geht in eine schematische Beschreibung textueller Elemente über. Gratien Du Pont hingegen widmet dem Zweck der Rhetorik und der ihr obliegenden Aufgaben eine genaue Betrachtung und führt auch den Moment des Verweichelichens in den Redeanlass ein: „...c'est Eloquence, par le moyen de laquelle nous exortons les hommes, Attirons, et inclinons à noz intentions, Assurons ceulx qui craignent, Reprenons ceulx qui s'engaidissent, Suffoquons noz ires, cupiditez, affections, et aultres accidents de l'ame.“³³⁷ Du Pont geht in seiner *Art et science* auf die grundlegenden Anforderungen der Redekunst zurück und ruft die Möglichkeit der Einflussnahme durch die Rede anhand konkreter Beispiele auf: die Korrektur, die Mahnung und die Abmilderung von Affekten finden Einzug in die Aufzählung möglicher Redeanlässe und werden von Du Pont mit dem Gesang einer Amme verglichen: „Nous disons que si les Nourrisses par leur chant, appaisent les enfans plourans aulx berceaulx [...]“³³⁸ Der Vergleich wirft ein komplexes Referenzsystem auf, das sich anhand der Aufgaben der Redekunst entschlüsseln lässt: die hierarchische Stellung von Redner und Zuhörer zueinander deutet sich in der Positionierung von Amme und Kind an, wobei erstere die Position einer erwachsenen Instanz annimmt, zu der letztere in vollständiger Abhängigkeit steht. Zugleich ist das Verhältnis ein temporäres – wie auch das Kind von der Amme nach kurzer Zeit abgerückt wird, stehen der Redner und sein Zuhörer nur kurzzeitig im Rahmen des Redeanlasses in Kontakt zueinander. Hierbei steht die Übertragung der in der Rede zentralen *res* auf den Zuhörer, also dessen Belehrung, Erheiterung oder Beeinflussung, im Fokus. Das Machtgefälle ist deutlich: der Redner kann durch die von ihm gewählten Worte einen fundamentalen Einfluss auf den Zuhörer nehmen, diesem Entscheidendes kommunizieren und ihn anschließend aus dem Redeverhältnis entlassen, woraufhin der Zuhörer nun das Gehörte im Sinne des anvisierten Redeanlasses umzusetzen sucht. Die Figur der Amme tritt als weibliche Instanz für die Position des Redners ein und verdeutlicht hierbei nicht nur die durch die sitzende Tätigkeit in einer als „weich“ beschriebenen Stellung des Redners selbst³³⁹, sondern legt auch einen klaren Fokus auf einen Teilaspekt der *officia oratoris*, der sich, wie schon in den Ausführungen Molinets, im Raum des „movere“ zu verorten scheint; aber einer Form des „movere“, die ein „appaisement“ ins Zentrum der Einflussnahme rückt. Dieses, verkörpert durch die weibliche Vergleichsgröße, versteht sich als Moment besonderer Weichheit, der sich deutlich in den Beispielen widerspiegelt, die Du Pont folgen lässt:

³³⁷ Du Pont 2012, S. 88.

³³⁸ *Ibid.*

³³⁹ Siehe hierzu weiter unten in diesem Kapitel.

„Quelle vigueur eut l'eloquence de Marc Tulle Ciceron, patron d'eloquence Rommaine, Quant pour ung nommé Q. Ligarius / Il appaisa et amollist en peu de distance / l'ung des plus durs, et haultz cueurs qui fust au monde.“³⁴⁰

Du Pont verweist auf den, wie eingehend betrachtet, ambivalent konnotierten Cicero, um die komplexe Schlagkraft dieser Einflussnahme kondensiert zusammenzubringen: Die Kraft des Redners geht hier davon aus, einen Prozess des „amollissement“ bei seinem Gegenüber in Gang zu setzen und auf diesem Weg seine „dureté“ aufzubrechen. Konkret übernimmt Cicero hier die Verteidigung des Quintus Ligurius vor Caesar und lässt das, was Du Pont unter dem Siegel des „amollissement“ zusammenfasst in mehrfacher Hinsicht einfließen: die Rede selbst, ob der großen Präsenz einer gezielten *captatio benevolentiae*, wird als eines der typischen Beispiele für Ciceros eigene Weichheit bezeichnet, fußt sie doch zu einem großen Teil auf schmeichelhaften Worten und der pathetischen Beeinflussung des Adressaten vielmehr als auf der Überzeugung durch passend gewählte rhetorische Argumente. Zugleich ist die Strategie der Verteidigung als Abmilderungsprozess zu lesen, in dem Cicero lediglich auf die Abschwächungen der vorgebrachten Anklagepunkte statt auf eine argumentative Verteidigung zurückgreift, was sich besonders in der extrem verknüpften *refutatio* widerspiegelt. Dementsprechend kurz hält Cicero auch die *peroratio* und setzt statt auf den Dialog widerstreitender Argumente auf das Pathos einer emotional aufgeladenen, schmeichelnden Rede – die schließlich Erfolg hat, Quintus Ligurius wird freigesprochen.

Caesars Nachgeben in der Schuldfrage verhandelt Du Pont nicht auf rhetorischer, sondern auf physischer Ebene: „Si bien ora ledict Ciceron, que de son doux parler, Caesar ravy d'esperit, laissa cheoir à terre les papiers et Cyrographes qu'il tenoyt entre ses mains, comme s'il fust en extase. Et que la vigueur de ses mains fut du tout resolue, et adnichillée.“³⁴¹ Das Bild ist deutlich: Das Einknicken des römischen Herrschers, das sich in einer Übertragung von Ciceros Rede („son doux parler“) auf den Geist Caesars („ravy d'esperit“) anbahnt und sich anschließend auf den gesamten Körper überträgt, wird in der Gegenüberstellung der rhetorischen „vigueur“ Ciceros und der physischen „vigueur“ Caesars deutlich. Im Widerstreit zwischen dem Redner und dem Herrscher wird diese Dekonstruktion körperlicher Kraft zum Sinnbild der Einflussnahme auf einen Mann in einer Machtposition, dessen Befehlsgewalt durch den Einsatz eines „doux parler“ stückweise aufgeweicht und hierdurch zersetzt werden kann.

Gratien Du Pont führt weitere Beispiele an, die die Wirkmacht der Rhetorik präzisieren, so im Falle Platons, der „par son Eloquence et doux parler, N'appaisa

³⁴⁰ Du Pont 2012, S. 90.

³⁴¹ *Ibid.*, S. 90sq.

il pas le furieux Tyrant de Syracuse, mitiguant sa fureur, moderant sa cruauté, abbatant sa collere.“³⁴² In diesem zweiten Beispiel³⁴³ zeichnet Du Pont weniger die kurzfristige, teilweise Aufweichung der kaiserlichen Machtposition, als vielmehr den moderierenden Einfluss auf unkontrollierten Zorn nach. Die Wut, nicht nur als Sünde der *Ira*, sondern vor allem als Entfernung von einem besonnenen Zustand kontrollierter Passionen, stellt hier den Schlüsselmoment in einem als Idealverfehlung deklarierten Kontrollverlust dar³⁴⁴, dem sich der Redner mithilfe der Eloquenz entgegenstellt. In der Nebeneinanderstellung dreier nahezu synonymischer Formen der Beeinflussung („mitiguant“, „moderant“, „abbatant“) verschiebt Du Pont den Fokus erneut auf die Möglichkeit eines abschwächenden „amollissement“, gibt diesem jedoch eine neue Bedeutung. Der Austausch zwischen Platon und dem Syrakusischen Herrscher verdeutlicht die Neuorientierung und Rezivilisierung eines unkontrollierten Tyrannen, die Du Pont am Beispiel des Zweiten Punischen Krieges weiterführt: „Descendant aulx Rommains, Scipion le superieur Affricain, par sa douce et eloquente veyne de parler, rendit doux et traictables les Saulvaiges cueurs, et Barbares meurs de Siphax, et de Hasdrubal, enfoncez au Gouffre de toute férocité“³⁴⁵. Auch die Gegenüberstellung von Scipion dem Älteren mit Syphax und Hasdrubal wirft die Rhetorik erneut in einen Kriegskontext, in dem sie als Mittel gegen kriegerische Akte eingesetzt wird und die unkontrollierte Gewalt des Gegenübers aufbricht. Der Aspekt der Rezivilisierung wird von Du Pont noch deutlicher hervorgehoben, als er über die Verortung des Krieges im afrikanischen Raum und Beschreibung der beiden Herrscher als „Saulvaiges“ und „Barbares“ das Portrait eines in mehrfacher Hinsicht nicht idealen Männertypus nachzeichnet. Dieser nimmt überdies unter dem Einfluss einer „douce et eloquente“ Redeweise selbst eine gewisse „douceur“ an und erscheint hierdurch „traictables“, also im kriegerischen Widerstreit händelbar. Sie werden also durch den aufweichenden Einfluss der Rede aus dem, durch den unkontrollierten Zorn hervorgerufenen, marginalen Raum enthoben und auf die Ebene der hegemonialen Virilität zurückgeführt, auf der sie in Abgrenzung zur, durch den Redner vertretenen, dominanten Männlichkeit betrachtet und mit dieser in Verbindung gebracht werden.

Du Pont zieht jedoch noch einen weiteren als „amollissement“ verstandenen rhetorischen Mechanismus in Betracht, der nicht auf der kurzzeitigen Zersetzung der

³⁴² *Ibid.*, S. 89.

³⁴³ Wie uns Véronique Montagne in Erinnerung ruft, ist die von Du Pont erwähnte historische Begebenheit etwas anders zu lesen: Platon wurde von dem Syrakusischen Herrscher Dionysios I verbannt und war im Zuge dieser Verbannung in die Versklavung geraten. Erst sein Nachfolger Dionysios II hatte Platon rehabilitiert (siehe Du Pont 2012: *Art et science*, S. 90, FN 1). Du Pont scheint die Geschichte etwas umzudeuten, um für die Vormachtstellung der Rhetorik weitere Beispiele liefern zu können.

³⁴⁴ Siehe zur unbeherrschten Wut Méniel, Bruno (2020): *Anatomie de la colère. Une passion à la Renaissance*, Paris, Classiques Garnier, S. 63-84.

³⁴⁵ Du Pont 2012, S. 90.

Kraft des Gegenübers fußt, sondern sich in intraviriles, durch die aristotelische Sophrosyne bestimmtes Tugendsystem einschreibt und die stückweise Aufweichung nicht nur auf Tyrannen und Gegnerfiguren ausrichtet, sondern auf einen Vertreter der idealtypischen Männlichkeit, der sich sukzessive vom Ideal entfernt. Du Pont führt seine Betrachtungen noch auf einer weiteren, in dieser Form fast einzigartigen Ebene³⁴⁶ weiter: er bringt die Figur Abigajils als Beispiel einer eloquenten Frau ein, die durch die „vigueur“³⁴⁷ ihrer „oraison eloquente“³⁴⁸ einen Mann zur Besonnenheit mahnt; „laquelle l’avoit moderé et preservé de respandre sang humain“³⁴⁹. Du Pont verweist mit diesem Beispiel auf das 1. Buch Samuel (25, 24-31), in dem es Abigajils wohl gewählte Worte sind, die David davon abhalten, Rache an Nabal zu üben und ihm so den Königsthron sichern. Du Pont schließt diese Geschichte in den Kontext des „amollissement“ ein und schlägt den Bogen zurück zu dem anfänglichen Vergleich mit der Amme: von Abigajil als Frau geht eine moderierende Besonnenheit aus, die auf dem Weg über die Rhetorik als „amollissement“ Einfluss auf den unkontrollierten Mann nimmt und diesen auf das Ideal der Sophrosyne zurückführt. Die „mollesse“ scheint so auf dem Umweg über die Aufgaben der Redekunst Einzug in *officia oratoris* zu finden. Dem Redner kommt die Rolle eines aktiven Einflussnehmers zu, wobei nicht die „mollesse“ als fester Zustand, sondern ein „amollissement“ im Sinne einer vorübergehenden Destabilisierung der verhärteten Position des Zuhörers anvisiert wird. Diese Verhärtung zeigt sich laut Du Pont in einer Abkehr vom Ideal des mittleren Maßes, einem Mangel an Besonnenheit und somit einem Übermaß an Affekten, Emotionen und Passionen, auf die der Redner durch sein „doux parler“ Einfluss nehmen kann. Neben den drei klassischen Aufgaben *docere*, *delectare* und *movere* tritt in der Renaissance noch „amollir“ hinzu und ermöglicht den Widerstand gegen sich vom Idealtypus entfernende Männerfiguren.

Rhetorik als Spiel gradueller Virilität

Während Gratiens Du Pont sich dem „amollissement“ als mögliche Wiederherstellung verlorengegangener Besonnenheit genähert und hierbei besonders den Einfluss auf den Adressaten in seine Betrachtung einbezogen hatte, kehrt Antoine Fouquelin die Überlegungen um und hinterfragt die Mechanismen, mit denen der Redner eine partielle Erweichung erreichen kann. Er verlässt für diese Überlegungen im

³⁴⁶ Siehe Glenn, Cheryl (1997): *Rhetoric Retold: Regendering the Tradition from Antiquity Through the Renaissance*, Carbondale, Southern Illinois University Press, hier Kapitel 2.

³⁴⁷ Du Pont 2012, S. 89.

³⁴⁸ *Ibid.*

³⁴⁹ *Ibid.*

zweiten Teil seiner *Rhétorique française* den textimmanenten Rahmen und geht klar auf die Physis des Redners ein, der hier die determinierende Stellung in der Redekunst zukommt.³⁵⁰ Er ist einer der wenigen Autoren, der sich der Frage nach dem Ingenium und der körperlichen Präsenz des Redners widmet und die Unabdingbarkeit des Physischen für einen gelungenen Diskurs widmet: „Parquoi Marc Cicéron appelle l'action et geste, quasi parole et éloquence: comme si le corps muet parlait par son geste et mouvement.“³⁵¹ Der physischen Präsenz kommt hier eine ebenso große Bedeutung zu, wie der Rede selbst und kommuniziert mit dem Adressaten bereits bevor das erste Wort gesprochen ist.³⁵² In der Modulation dieses Körpers und später auch in der Variation der Stimme legt Fouquelin ein Verständnis von stückweisem „amollissement“ an, das aus dem Wechselspiel von Redner und Hörer heraustritt und den rhetorischen Sprechakt als Moment gradueller Virilität versteht.

Beginnend mit dem Kopf, in einer absteigenden Beschreibung der Physis, zeichnet Fouquelin das Portrait eines Redners nach, der seinen Worten eine physische Präsenz angedeihen lässt:

Quant aux parties singulières du corps, et au geste et action propre d'icelles, il faut que la tête soit droite et bien composée, et toutefois convienne à ce geste universel de tout le corps [Seneca Zitat...] Quant est de la tête, elle a plusieurs significations, comme quand on accorde ou refuse quelque chose. Il y a aussi quelques usités mouvements d'icelle, pour signifier quelque honte, comme aussi pour l'addubitation, admiration, indignation : mais seul et fréquent geste et mouvement de la tête est inepte.³⁵³

Fouquelin legt seinen Ausführungen eine in sich geschlossene Einheit des Körpers zugrunde, innerhalb derer eine Entsprechung zwischen Kopf, Rumpf und Gliedern herrschen sollte, die eine kohärente physische Inkarnation der Rede darstellt. Es vollzieht sich in der *Rhétorique française* an dieser Stelle eine Form der Rückkehr an den Ursprung des metaphorischen Referenzsystems: war die Redekunst zunächst durch den Vergleich mit einem Körper definiert worden, übernimmt der Körper nun die Anforderungen an eine idealtypische Eloquenz und vereint in sich die Prinzipien der *dispositio* und *compositio* („droite et bien composée“). Zugleich legt

³⁵⁰ Siehe zur Rhetorik über den Text hinaus Douay-Soublin, Françoise (1990): „Non, la rhétorique française, au XVIIIe siècle, n'est pas ‚restreinte‘ au topos“, in: *Histoire Épistémologie Langage* 12.1, 123-132.

³⁵¹ Fouquelin 1990, S. 443.

³⁵² Siehe hierzu Tonger-Erk, Lily (2012): *Actio. Körper und Geschlecht in der Rhetoriklehre*. De Gruyter, Berlin / Boston.

³⁵³ Fouquelin 1990, S. 444.

Fouquelin eine polyvalente Lesart³⁵⁴ der verkörperten Rhetorik an, die sich aus der Möglichkeit ergibt, Körperteile könnten mehrere, sich gegenseitig ablösende, in Kontrast und Widerspruch zueinanderstehende Nachrichten transportieren.

Fouquelin weitet diese Körperbeschreibung auf das Gesicht aus – „Le visage montre que nous sommes suppliants, impétueux, doux, rudes, remis³⁵⁵: nous regardons seulement le visage, comme messenger et truchement de l'esprit“³⁵⁶ – und führt auf diesem Weg den Begriff der *moderatio* in die rhetorische *actio* ein: „Selon lequel il faudra modérer la vue : car comme le visage est image de l'esprit, ainsi les yeux sont indices d'icelui: la tristesse et gaieté desquels, il faudra modérer selon les choses desquelles il sera question.“³⁵⁷ Es kommt die Frage nach der aristotelischen Besonnenheit als Referenzmodell für die ideale Rede nicht nur auf textueller Ebene, sondern auch innerhalb der physischen Inkarnation auf. Wo zunächst eine Entsprechung von *res* und *verba* im Zentrum stand, tritt nun der Körper an die Stelle der Worte – und wie Fouquelin im ersten Teil der *Rhétorique française* auf den gezielten, zurückhaltenden Einsatz stilistischer Mittel entsprechend des zu behandelnden Themas propagiert hatte, verschiebt er nun diese normativen Konzepte auf eine physische Ebene. Die Wirkmacht des Körpers lässt sich analog zur stilistischen Verfehlung lesen, wie es Fouquelin am Beispiel des aufstampfenden Fußes aufzeigt: „La supplosion du pied à commencer ou finir choses véhémentes et impétueuses, est forte bonne [...] Si est-ce toutefois que la fréquente supplosion des pieds sera ridicule.“³⁵⁸ Die genaue Etymologie des Terms „supplosion“ ist nicht klar und gerade in seiner Ambivalenz ruht die Bedeutung von Fouquelins latinisierender Neuschöpfung: die „supplosion“ lässt sich in erster Linie mit „supplodo, sopplodere“ als „frapper du pied contre la terre“³⁵⁹ zusammenbringen, doch birgt der Term auch die terminologische Nähe zum mittelfranzösischen „suppléer“³⁶⁰, was Robert Estienne im Lateinischen unter „suppleo, supplere“ als „remplir & parfaire“ zusammenfasst. In dieser unaufgelösten Mehrdeutigkeit klingt die Problematik des Terms an: der Redner strebt im Einsatz seines Körpers nach der physischen

³⁵⁴ Auf textueller Ebene zeigt Véronique Montagne auf, dass Fouquelin die Komplexität unterschwelliger Bedeutungszuweisungen im Rahmen von „moquerie“ und „ironie“ in seine Überlegungen aufnimmt; siehe Montagne, Véronique (2012): „Douceur et ironie à la Renaissance: à propos d'une analyse de Jean Sturm“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 74, 25-40, hier S. 30.

³⁵⁵ Etymologisch lässt „remis“ sich zurückführen auf das Lateinische „remissus“, von „remittó, remittere“, was Robert Estienne wie folgt notiert: „relacher“, „delaissier à estre soigneux“, „perdre le courage“; Robert Estienne (1531): *Dictionarium, seu Latinae linguae thesaurus*, Lutetiae, Ex officina Roberti Stephani, Eintrag „remittó“. Es ist interessant an dieser Stelle festzuhalten, dass Fouquelin durchaus einen Zustand der „lâcheté“, der Gelassenheit und des Mangels an Mut aufnimmt und in die *actio* als integrativen Bestandteil eines komplexen Widerspiels aufnimmt.

³⁵⁶ Fouquelin 1990, S. 444.

³⁵⁷ *Ibid.*, S. 444.

³⁵⁸ *Ibid.*, S. 445.

³⁵⁹ *Dictionarium, seu Latinae linguae thesaurus*, Eintrag „supplodo“.

³⁶⁰ *Ibid.*, Eintrag „suppleo“.

Vervollständigung seines Diskurses und überträgt diese in eine Geste. Zugleich zieht eine Verfehlung des Aufstämpfens eine Verfehlung des Diskurses nach sich, denn erst in der *actio* entsteht die Perfektion der Rede.

Der kontrollierte Einsatz des Gestus ermöglicht eine verstärkte „*véhémence*“, Generator viriler Rhetorik par excellence, zieht im Moment des Kontrollverlustes jedoch das genaue Gegenteil nach sich und verschiebt den Redner in einen marginalen Raum, in dem er als „*ridicule*“ erscheint und hierdurch die gesamte Rede ins Wanken bringt. Ebenso propagiert er einen reflektierten und zurückhaltenden Einsatz händischer Gesten: „Quant à la main, combien qu'elle ait infinies significations, en appelant, demandant, interrogeant, démontrant, et signifiant autres choses innombrables: toutesfois il faut qu'elle soit modeste, qu'elle suive les mots par les doigts, et non les exprime, mais à reprocher et démontrer, le doigt prochain après le pouce, que les Latins appellent Index, est fort propre et commode.“³⁶¹ Die physische Präsenz des Redners scheint also zunächst die Grundstruktur einer virilen Rhetorik in den konkret körperlichen Raum zu verlängern und das Primat der Vehemenz, des *vigor* und der *virilitas* zu übernehmen.

Zugleich legt Fouquelin die Möglichkeit einer gewollten Entfernung vom dominierenden Ideal an, wobei er verschiedenen Redeanlässen eine körperliche Entsprechung gegenüberstellt: „Parquoi au commencement de notre oraison, quand et la gravité des choses, et la révérence des personnes le requerra, il sera décent de rougir de honte: et puis selon que les choses seront graves ou légères, ainsi l'action sera véhémence, ou lâche et remise.“³⁶² Die künstliche Scham mit der aus ihre resultierenden Gesichtsröte, die sich in einem Gegensatz zu kontrollierten Affekten zu befinden scheint, wird von Fouquelin als Möglichkeit betrachtet, der „gravitas“ einer Rede Nachdruck zu verleihen, wenn auch sie die Position des Redners selbst in seiner körperlichen Erscheinung schwächt. Ähnliches beschreibt er im Wechselspiel zwischen Oberkörper und Arm: „Que le cou soit droit, et ne fléchisse à tous vents : Que le bras soit dardé en choses véhémentes et contentieuses, retiré aux choses douces“³⁶³ Während der Oberkörper in einer gefestigten, stetigen Position beschrieben wird, drückt der Arm in wechselnder Position zunächst Vehemenz, dann aber eine gewisse „*douceur*“ aus, je nachdem, welchem Thema er Nachdruck zu verleihen versucht. Der Redner, in seinen wechselnden Positionen, wird von Fouquelin hierbei jedoch nicht in einer männlichen, seinen *vigor* zur Schau stellenden Haltung dargestellt³⁶⁴, sondern in einem Wechsel aus idealtypischer und aufgebrochener Physis beschrieben, die sowohl das Ideal als auch seine Antitypen in die Verkörperung des Diskurses aufnimmt.

³⁶¹ Fouquelin 1999, S. 445

³⁶² *Ibid.*, S. 446.

³⁶³ *Ibid.*, S. 445.

³⁶⁴ Siehe die Dissertation von Catherine Vermorel (2021): *De la rhétorique au geste, L'actio dans le portrait peint de la Renaissance italienne*; noch nicht veröffentlicht.

Ein zweites Kapitel dieses zweiten Teils seiner *Rhétorique* widmet Fouquelin der Stimme und führt hier nun die Möglichkeit einer graduellen Virilität ein. Zunächst beschreibt er die Stimme in der Rhetorik als auf Modulation beruhendes, doch dem Ideal der *moderatio* folgendes phonetisches Grundprinzip:

En quele manière d'exercice cette règle doit être gardée, de ne parler trop bas ni trop haut longuement : Car ceux qui parlent trop bas, n'étant point ouïs, ne peuvent émouvoir et exciter les esprits : ceux qui parlent trop haut et trop clair ne peuvent varier ni hausser leur voix : Parquoi est fort commode de tenir une médiocrité, de laquelle l'oraison pourra petit à petit, et de degré en degré, monter et se changer par variétés de sons.³⁶⁵

Um den Begriff der „médiocrité“ herum konstruiert Fouquelin ein System, in dem sich die Stimme auf unterschiedliche Weise ausprägt und dabei wechselnd als „pleine voix“³⁶⁶, „voix âpre, aiguë, précipitée, interrompue“³⁶⁷, „voix coulante, douce, tendre“³⁶⁸, teils weniger, teils „plus harmonieuse“³⁶⁹ konkretisiert. Zunächst bezieht sich Fouquelin hierbei auf herkömmliche, traditionelle Systeme, die die zu hohe Stimme der Frau ob ihrer mangelnden *gravitas* zurückweisen, zugleich aber eine *varietas* fordern, die die Verlängerung textueller Vielfältigkeit in den stimmlichen Raum darstellen. Als Fouquelin jedoch versucht, dieser *gravitas* nachzuspüren, verschiebt sich das Referenzsystem heraus aus dem metaphorischen³⁷⁰ Vergleich der Geschlechter:

³⁶⁵ Fouquelin 1990, S. 441.

³⁶⁶ *Ibid.*

³⁶⁷ *Ibid.*, S. 437.

³⁶⁸ *Ibid.*, S. 440.

³⁶⁹ *Ibid.*, S. 436

³⁷⁰ Zur metaphorischen Dichte in dem Traktat Fouquelins, siehe Cernogora, Nadia (2015): „Apories du discours théorique. Les exemples de métaphores dans «La Rhétorique française» d'A. Fouquelin et «L'Académie de l'Art poétique» de P. de Deimier“, in: Petey-Girard, B. / Trotot, C. (Hgg.): *Métaphore, savoirs et arts au début des temps modernes*, Paris, Classiques Garnier, 43-62.

Combien que cette clausule se doive prononcer par une voix douce et basse, pource que c'est l'exorde, et l'exorde d'un homme triste et fâché, toutefois il est nécessaire de prononcer plus pleinement et plus virilement quand il dit, „L'excessive superabondance de mes calamités“: que quand il dit, „Je crois que vous seigneurs Delphiens, estimerez que je me vienne ici présenter pour vous remontrer, etc.“ Maintenant il faut que la seconde respiration croisse, et que d'autant plus virilement soit prononcée, qu'on craint moins à dire quand on a peu entré en matière, que au commencement: et aussi pour amplifier ses calamités, et les causes de désirer la mort.³⁷¹

Den möglichen Stufen der „harmonie“ stellt Fouquelin eine stimmliche Virilität entgegen, die sich in einem komparativen System bewegt, in dem sie keinen Idealtypus darstellt, sondern den gleichen Modulationen unterworfen ist, wie die Stimmhöhe oder die Aussprache. Fouquelin entwirft somit das komplexe Portrait eines Redners, der zwar durch angeborene Fähigkeiten determiniert wird, jedoch zugleich durch einen moderaten und zielgerichteten Einsatz seiner Stimme und seines Körpers in einem dauerhaft schwankenden Zwischenraum zwischen extremen Polen verortet werden kann, ohne hierbei eine endgültig festgelegte Position einzunehmen.

Was sich, wie Alexander Gordon hervorhebt, auf textueller Ebene noch als sehr präzise Nebeneinanderstellung einer Vielzahl von Beispielen zum Zweck der lückenlosen Definition andeutete – „Fouquelin et les ramistes ont imposé de l'ordre, et le gain pour la pédagogie est important, mais ce bénéfice se procure au prix de certaines pertes et de certaines déformations. S'attachant avant tout à la clarté des définitions, les ramistes tendent à négliger la fonction communicative des figures et le contexte oratoire où elles s'emploient. Ils sont enclins aussi à tout niveler.“³⁷² – wird in diesem Kapitel auf die Spitze getrieben. Fouquelin liefert ein sehr detailliertes System, innerhalb dessen der Körper und die Stimme, wie zuvor der Text, in ihre Bestandteile zerlegt und auf alle möglichen Funktionsweisen hin abgeprüft werden. Der Körper, der hierbei nachgezeichnet wird, ist nicht mehr mit dem ursprünglichen Körper, der als metaphorische Referenzgröße aufgerufen wurde, gleichzusetzen, sondern durchlebt eine Form der Entfremdung, die sich in der Aufladung einzelner Körperteile mit der normativen Struktur textimmanenter Rhetorikamente vollzieht. Der Körper als inkarnierte Rede trägt zwar die Ansprüche des virilen Redners und seines männlichen Körpers in sich, wird in seiner Lesbarkeit als Verlängerung des Textes jedoch so sehr von sich selbst entkoppelt, dass er nicht

³⁷¹ Fouquelin 1990, S. 435.

³⁷² Gordon, Alexander (1997): „Les figures de rhétorique au XVIe siècle“, in: *L'Information grammaticale*, no. 75, 15-21, hier S. 17.

mehr als kohärenter Körper wirkt. Die rhetorische *Virilitas* selbst ist hier kein fixes Gefüge mehr, in dem sich *virilitas* und *virtus* deckungsgleich überlagern, sondern erscheint als graduelle Anordnung männlich und unmännlich besetzter Körper- und Sprachmerkmale, die der Redner in verschiedenen Redeanlässen immer wieder abschreitet, ohne sich vollständig zu verorten. Über die Figur des *Orateur* legt Fouquelin hierbei die Möglichkeit an, es gäbe kein normatives Idealmodell, sondern lediglich eine vage Vorstellung von *aptum*, das sich als frei wählbare Passung von *res* und physischer Vergegenwärtigung etabliert.

2.2 *Orator est vir bonus* – Virilität als Produkt rhetorischer Performanz

Rhetorische Ausbildung als Positionierung in einem intravirilen System

Während die Figur des Redners bei Fouquelin zunächst als integraler Bestandteil der Redekunst selbst auftritt, wird jedoch deutlich, dass es sich weniger um eine konkrete Größe, als vielmehr um eine metaphorische Instanz handelt, anhand derer Fouquelin theoretische Überlegungen aufstellt. Die einzige konkrete Betrachtung des Redners, die der Autor in sein Traktat aufnimmt, ist die (eingehend betrachtete) von der Ausbildung des jungen Cicero, der sich über seine eigene Natur hinaus zu einem ideal Rednertypus entwickelt und das Primat des *orator perfectus* verkörpert: „*Orator est vir bonus, dicendi peritus*“³⁷³. Die Überlegungen reichen über die Zusammenführung normativer Männlichkeitstypologien in der Figur des Redners nicht hinaus, erleben aber immer wieder eine Umkehrung, die sich in der Formulierung „der *vir bonus* ist ein *orator perfectus*“ zusammenfassen lassen könnte. Denn nicht nur der Redner ist als gebildeter und tugendhafter Mann zu sehen, sondern im Umkehrschluss trägt die Ausbildung in Fragen der Rhetorik zur Erschaffung eines tugendhaften Mannes bei. Die Anforderung einer Verknüpfung von *eloquentia* und *sapientia* wird hier in der Verlängerung als Kombination aus *eloquentia* und *virtus* gedacht, wobei zweiteres sich aus der reinen Präsenz des ersteren zu ergeben scheint. Fouquelin selbst führt diese Überlegungen in der *Rhétorique* an:

³⁷³ Dieses Bonmot geht zurück auf Quintilians *Institutio Oratoria*: „*Sit ergo nobis orator quem constituimus is qui a M. Catone finitur vir bonus dicendi peritus, verum, id quod et ille posuit prius et ipsa natura potius ac maius est, utique vir bonus*“ (Quintilian 2011: *Ausbildung des Redners*, XII 1, 1).

Parquoi quand la bouche d'un enfant sera formée par le Grammairien, en sorte qu'il prononce tous les sons des lettres rondement et parfaitement, qu'il ne vomisse point les paroles de l'estomac, comme les ivrognes: qu'il ne les étrangle de la gorge, comme les grenouilles: qu'il ne les découpe point dedans le palat, comme les oiseaux: qu'il ne les siffles des lèvres, comme les serpents: qu'il ne les mange, ni compte, mais qu'il les prononce clairement et apertement, et les profère avec l'accent requis et convenable: et aussi quand il pourra distinguer les virgules, les membres, les périodes doucement de son haleine entrecoupée, retenue et reprises: Quand, dis-je, l'enfant aura appris tout cela du Grammairien, alors le Rhéteur lui montrera de quelle variété et inflexion de voix il faudra user en toutes sentences, figures et affections de l'oraison³⁷⁴

Der Rhetoriker legt die rednerische Ausbildung in einem zweischrittigen System an, das sich aus der Bildung durch einen „Grammairien“ in erster Instanz und durch einen „Rhéteur“ im zweiten Schritt zusammensetzt. Ersterem kommt hierbei die Aufgabe zu, dem Kind die Grundlagen der (Aus)Sprache nahezubringen. Diesen ersten Teil der Ausbildung erweitert Fouquelin durch eingeschobene Vergleiche, die das Kind zunächst mit den „ivrognes“, anschließend mit verschiedenen Tierarten („grenouilles“, „oiseaux“, „serpents“) gleichsetzt. Der normative Charakter der Sprachausbildung wird in diesen Vergleichen deutlich: erst durch die richtige Aussprache scheint das Kind Zugang zur menschlichen Existenz zu haben, befindet sich also während seiner Kindheit in einem Zwischenraum, in dem es der möglichen Animalisierung preisgegeben ist und erst durch die Sprachbildung zum Menschen wird. Die Sprache der Trunkenen, die hier angeführt, aber nicht weiter ausgeführt wird, gibt einen Hinweis auf die marginale Stellung verfehlter Sprecher und lässt anklingen, was Fouquelin für den zweiten Ausbildungsabschnitt vorsieht: die Ausbildungen durch einen Redner als Etablierung innerhalb eines sozialen Gefüges. Die Sprachentwicklung vollzieht sich bei Fouquelin somit in zwei Schritten, in denen das Kind zunächst durch den richtigen Sprachgebrauch in den menschlichen Raum eintritt und in einem zweiten Schritt innerhalb dieses Raumes durch die Annahme normativer Idealstrukturen verortet wird. Dieser Verortung schenkt Fouquelin keine weitere Beachtung, sondern geht vielmehr auf die (weiter oben ausgeführten) zu erlernenden Elemente der Redekunst ein.

Auch Pierre Fabri führt in einem einleitenden Absatz des ersten Bandes seiner *Grand et vrai Art* zur *Rhétorique* die Grundüberlegungen aus, von denen ausgehend er sich den Prinzipien der Redekunst widmet und verknüpft diese mit der *conditio humana* zu einer neuen Daseinsberechtigungsperspektive: „C'est pourquoy qu'entre

³⁷⁴ Fouquelin 1990, S. 434.

les dons de grace divine, raison, prudence et eloquence sont données à l'homme, sans lesquelles les royaumes et chose publique ne peuvent estre maintenuz et l'homme n'a maniere de vivre.³⁷⁵ Der Rhetorik schreibt sich hier in ein Quartett von Anforderungen ein, die erst die *raison d'être* des menschlichen Daseins bilden und ohne deren Beherrschung kein Leben – im Sinne einer gesellschaftlichen, utilitaristischen Partizipation – möglich ist. Innerhalb dieses Quartetts nimmt die Eloquenz eine Sonderstellung ein, da sie als einzige der drei Anforderungen (neben „raison“ und „prudence“) auf einer fundamentalen Verknüpfung von angeborenem Talent und erworbenen Fähigkeiten fußt³⁷⁶ und sich dadurch teilweise erwerben lässt oder viel mehr erworben werden muss. In einer doppelten Interdependenzstruktur stellt Fabri die Rolle des Einzelnen in einen größeren gesellschaftlichen Kontext und verweist hierbei auf die Notwendigkeit normativer Idealbildung zur Stabilisierung von Macht- und Herrschaftsstrukturen. Diese sind, so Raewyn Connell, einer steten Gefahr der Auflösung ausgesetzt, denn „sobald sich die Bedingungen für die Verteidigung des Patriarchats verändern, wird dadurch auch die Basis für die Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit ausgehöhlt“³⁷⁷. Die Positionierung des Einzelnen und der Erhalt der virilen Gruppe gehen hierbei miteinander einher und stehen in Abhängigkeit zueinander, um die etablierten Praktiken (oder mit Connells Worten die „derzeitig akzeptierte Strategie“) weiterhin als die Hegemonie konstituierendes Moment zu verteidigen.

Gratien Du Pont nimmt denselben Gedanken in seine Ausführungen auf, um über die Etablierung von Ordnungssystemen hinaus noch die Promotion des Einzelnen über die *eloquentia* ergänzt:

³⁷⁵ Fabri 1969, S. 5.

³⁷⁶ Cicero beispielsweise führt aus, wie sowohl naturgegebene Veranlagung als auch erworbene Fähigkeiten von Nöten sind, um die höchste Form der Redekunst zu erreichen: „in Wirklichkeit nicht die Methode für das Reden, sondern die Anlage dazu fehlt [sed naturam defuisse]“; Cicero, *De Oratore* 1976, S. 104/5, I, 113 und „Ich will damit nicht sagen, dass die Technik nicht imstande wäre, manchen Leuten einen gewissen Schliff zu geben – bin ich mir doch bewusst, dass etwas Gutes durch theoretische Ausbildung besser werden und etwas nicht besonders Gutes doch irgendwie gesteigert und verbessert werden kann -, doch es gibt Leute die stottern und deren Stimme so misstönend oder deren Miene und Bewegung so roh und ungehobelt ist, dass sie, auch wenn sie nach Begabung und Kunstfertigkeit dazu imstande wären, doch nicht der Zahl der Redner zugerechnet werden können.“; Cicero (1976): *De Oratore*, S. 104/5-106/6, I, 115.

³⁷⁷ Connell 2015, S. 131.

Brief, c'est Eloquence laquelle nous a fait capables, et participans de droictz, loix, et de toute civilité sociale. C'est elle qui nous sépare aultant de brutalité, comme fait approcher de divinité. Mais qui sera l'esprit qui scauroyt suffisamment contenter, Langue declairer, ny main escrire son ineffable excellence. Ce que l'Homme ignorant ne scait, il peult par Eloquence apprendre à sa grande utilité. Et le scauant communiquer, et despartir ce qu'il en scait à l'ydiot, à sa grande gloire.³⁷⁸

Du Pont führt den wechselseitigen Nutzen der Rhetorik als Moment des Wissenserwerbs und der persönlichen Ausbildung einerseits und der Propagation erworbenen Wissens und dem hieraus resultierenden Ansehen andererseits aus und stellt die Wechselbeziehung zwischen den beiden als zivilisatorische Notwendigkeit heraus. Die Ausbildung in der Redekunst erweist sich hierbei als Schlüsselmoment der Herstellung dieser Wechselbeziehung. In dem bekannten Essai „Latin language study as a Renaissance Puberty Rite“ stellt Walter Ong die Ausbildung des jungen Mannes in der lateinischen Sprache im Sinne eines Übertrittsrituals vom kindlichen in den erwachsenen und somit zeitgleich vom familiären in den weltlichen Raum vor – „The cleavage between the vernacular world and the Latin world did not coincide with the division between literacy and illiteracy, but it did coincide with the division between family life and a certain type of extra-familial life and with a division between a world in which women had some say and an almost exclusively male world.“³⁷⁹ – und hebt diesen oft mit einem starken Einschnitt verbundenen Moment der Transition³⁸⁰ als Übernahme einer Rolle im gesellschaftlichen Gefüge.³⁸¹

Mit dieser Integration in einen sozio-politischen Kontext, in dem jedem Individuum eine eigene ordnungsstabilisierende Funktion zukommt, ist auch die Übernahme einer präzisen normativen Identitätsvorstellung mit einem eigenen Tugendssystem verknüpft. Dieses Tugendssystem beleuchtet Todd Reeser bereits im Detail anhand des Primats der *moderatio* und zeichnet das ständige Ringen um eine Vermeidung des Weiblichen ohne Verrohung nach: „an avoidance of things feminine (or soft) becomes one of the guiding forces within pedagogy“³⁸². In dem Widerstreit zwischen den Geschlechtern stellt die rhetorisch-sprachliche Ausbildung also den

³⁷⁸ Du Pont 2012, S. 91.

³⁷⁹ Ong 1959, S. 107sq.

³⁸⁰ „The past of the individual is considered to be cut off, and certain excesses – license, theft, arson, violence – are often allowed.“, Ong 1959, S. 105.

³⁸¹ Siehe hierzu auch Gennep, Arnold von (1981): *Les rites de passage: étude systémat. des rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, des funérailles, des saisons, etc.*, Paris, Picard, Kapitel III und Turner, Victor (2008): *The ritual process: structure and anti-structure*, New Brunswick, Adeline Transaction.

³⁸² Reeser 2006, S. 96.

zentralen Unterschied zwischen den zwei Positionen dar und trägt an den Mann nicht nur eine Entfernung vom weiblichen Geschlecht, sondern vor allem eine Integration in das virile Normsystem heran. Todd Reeser betrachtet in seinen Ausführungen jedoch nicht weiter das Wechselspiel von Körper und Geist, doch wenn sich schon keine klare Definition der idealen Körperbildung finden lässt, lohnt es sich doch, auf das Wechselspiel zwischen *corps* und *esprit* im Rahmen der theoretischen Ausbildung einzugehen. So führt Montaigne in „Du Pédantisme“ eine gesamtheitliche Einflussnahme vor:

Or il ne faut pas attacher le savoir à l'âme, il faut l'incorporer: il ne l'en faut pas arroser, il l'en faut teindre: et s'il ne la change, et méliore son état imparfait, certainement il vaut beaucoup mieux le laisser là. C'est un dangereux glaive, et empêche et offense son maître, s'il est en main faible, et qui n'en sache l'usage, ut fuerit melius non didicisse.³⁸³

Der Zusammenfall von körperlicher und geistiger Bildung vollzieht sich laut Montaigne durch einen Inkorporationsprozess, der sich im Sinne einer tiefgreifenden Aneignung andeutet, die auch körperlichen Einfluss auf den Mann nimmt. Das Wissen wird metaphorisch mit einer Waffe gleichgesetzt, die unter Einsatz von Kraft und Beherrschung geführt werden muss, weshalb sich aus der theoretischen und sprachlichen Ausbildung eine gesamtheitliche Veränderung ergibt, die sich in Juvenals „mens sana in corpore sano“ zusammenführen lässt und einen Ausblick auf das von Montaigne propagierte posthumanistische Bildungsideal³⁸⁴ ermöglicht. Die Ansprüche an den jungen Mann legen sich hierbei in der *virilitas* als sowohl physisches, wie ethisches und rhetorisches Grundkonzept an, das in der Positionierung des Mannes als *vir virtutis*, wie Quentin Skinner ihn beschreibt, mitschwingt³⁸⁵. Dieser nimmt seine soziale Funktion in der Folge einer Überwindung aller Hindernisse auf dem Weg zur *virtus* ein und erlangt eine Selbstbestimmtheit über die Fremdbestimmtheit durch äußere Mächte hinweg.³⁸⁶ In diese Logik schreibt sich das Bildungsverständnis Montaignes ein, der eine umfassende Transformation des Mannes im Moment der Ausbildung anvisiert und keine der Anforderungen an die *virilitas* zurücklässt.

³⁸³ Montaigne 1999, I, 25, S. 140.

³⁸⁴ Vor dem Hintergrund der hier anvisierten Betrachtungen eines Virilitätsideals im Wechselspiel mit seiner rhetorischen Ausbildung, würde es zu weit führen, Montaignes durchaus skeptisches Verhältnis zur humanistischen Bildung im Detail zu betrachten; hierfür verweise ich auf Jolibert, Bernard (2008): *Montaigne: L'éducation humaniste*, Paris, L'Harmattan, der in 8 Gedankensträngen die unterschiedlichen komplementären Betrachtungen der „institution“ in den Essais nachzeichnet.

³⁸⁵ Siehe Skinner, Quentin (1978): *The Foundations of modern political thought*. Bd. 1: The Renaissance, Cambridge, Cambridge University Press, S. 94ssq.

³⁸⁶ Siehe *ibid.*, S. 96.

Guillaume Budé betrachtet die Ausbildung in sprachlichen und rhetorischen Bereichen³⁸⁷ jedoch mit größerer Komplexität und entwickelt ein Kompensationssystem zwischen Idealzustand und Verfehlung:

Car comme disent les histoires des Grecs, Démosthène était empêché par beaucoup de vices de nature, toutefois il a été de si grande étude et labeur, que par sa diligence et industrie il a surmonté tous les empêchements de sa langue. Car étant si fort bègue, qu'il ne pouvait exprimer la lettre de l'art duquel il se mêlait: il a fait par long exercice, que jamais homme ne parlât mieux et plus pleinement que lui.³⁸⁸

Am Beispiel des Demosthenes zeigt Budé den humanistischen Gedanken der Überwindung einer unvorteilhaften Prädisposition zur Übernahme einer gesellschaftsrelevanten Position. Über den physischen Mangel setzt sich der Redner durch eine Determiniertheit und rhetorische Ausbildung hinweg und kann den Mangel auf diesem Weg durch eine Stärkung der rhetorischen „vertu“ kompensieren. Im Gegenzug hierzu stellt Budé jedoch auch die Zersetzung des Körpers durch die geistige Tätigkeit vor:

mais l'esperance et la douceur de la gloire, que chacun pense avoir de ce, et memoire perpetuelle font, que les gens de grand esprit et industrie avancent souvent leur mort, en abregeant leurs jours evidentement par labeur d'entendement et de corps qui se doibvent en continuant leur santé et bonne habitude de corps: et ce font il (comme j'estime) par considération que l'honneur, la dignité, la preeminence de nature humaine sur les animalx en general, et sur elles mesmes consiste en l'engin naturel, en l'entendement de l'homme et en reputation de l'esperit, auquel est le domicile de cette puissance, que les philosophes appellent la principauté de l'ame, pour a laquelle servir les sens corporelz sont distribuez par le corps, comme ministres, ainsi que dit Cicero, elle consiste en docte eloquence et langage disert et fac.³⁸⁹

Das Streben nach Ruhm und Nachleben auf dem Weg über die Redekunst und das theoretische Wissen, steht für Budé in einem Kontrast zu körperlicher Gesundheit, die durch eine Ausformung geistiger Fähigkeiten zurückgesetzt wird. Die reine Körperlichkeit schreibt Budé hierbei den Tieren zu, denen der Mensch durch seine *ratio* überlegen ist. Der Platz der *ratio* innerhalb eines virilen Tugendsystem überwiegt für

³⁸⁷ Budé widmet mehrere Kapitel der *Institution du prince chrétien*; siehe Budé, Guillaume de (1982): *L'Institution du prince chrétien*. Traduction et annotations par Maxim Marin, Köln, Hochschulschriften.

³⁸⁸ Fouquelin 1990, S. 447

³⁸⁹ Budé 1982, S. 48.

Budé über den physischen Aspekten und nimmt eine Vormachtstellung als Leitsystem des Körpers ein. In Budés Ausführungen entstehen das physische und das rhetorische virile Ideal als sich gegenseitig ablösende Stärken, die einen Unterschied zwischen körperlicher und geistiger „puissance“ machen. Letztere zieht eine Zersetzung der physischen Kraft nach sich, was jedoch keinesfalls eine gänzliche Zersetzung des Mannes in seiner gesellschaftlichen Position nach, sondern ermöglicht die Bewahrung der „puissance“ auf einer Ebene, wenn auch eine andere Ebene der Verfehlung preisgegeben ist. Die normative Vorstellung eines mehrpoligen Tugendsystems, das der ideale Mann in seiner Ausbildung in Gänze zu erlangen und zu erfüllen sucht, wird von Budé auf den Prüfstand gestellt und stückweise revidiert, indem er die Konzeption eines Ideals, das trotz dem Zusammenfall mit einer Verfehlung bestand hat, einführt.

Die *mollesse* der sitzenden Tätigkeit

Auch Erasmus betrachtet die geistige Tätigkeit und ihren Einfluss auf die Stellung des Mannes und wirft hierbei die Opposition von *otium* und *negotium* auf. Er verfolgt nicht nur die rhetorische Ausbildung als Teil der Fürstenerziehung, sondern beleuchtet einen Wandel, den er aus der Abgrenzung von sitzender Tätigkeit und physischer Betätigung ableitet. In der *Institutio principis christiani* führt Erasmus drei Überlegungen zur Figur des effeminierten Mannes als Inkarnation des untätigen Mannes aus, die die Studien und Sprachbildung in einem Tätigkeitsfeld verorten, das sich von einer sozialen oder körperlichen Aktivität abgrenzt: „Einst wurden Patrizier von gröberen Arbeiten freigestellt, nicht um Possen zu treiben, sondern um jene Kenntnisse zu erwerben, die zur Leitung eines Staates befähigen. [Ne sit igitur turpe si cives opulenti aut patricii suos liberos artem doceant sedentariam]³⁹⁰ Die Sedentarität erweist sich hierbei als soziopolitische Notwendigkeit und schreibt sich in ein Wechselspiel aus verschiedenen Tätigkeiten ein, innerhalb dessen sich physische Betätigung und sitzendes Studium gegenseitig abwechseln und ergänzen. Die Grundbedingung für Sedentarität stellt hierbei eine Nützlichkeit dar, die sich aus einer Vormachtstellung innerhalb des Wechselspiels ergibt und sich in der Herrscherfunktion einer Gruppierung begründet.

Zugleich beobachtet Erasmus jedoch eine Verschiebung der Sedentarität in einen neuen Raum, der sich mit dem Müßiggang überschneidet:

³⁹⁰ Erasmus (1968): *Fürstenerziehung – Institutio Principis Christiani*. Einführung und Übersetzung von Anton Gail, Paderborn, Schöningh, S. 292/3

Wenn wir heute die meisten von ihnen sehen, wie sie durch Müßiggang verweichlicht, durch ein Genußleben entnervt [molles otio, voluptatibus effoeminati], ohne Kenntnisse der „bonae artes“ sind, nichts als betrunkene Landsknechte und wackere Würfelspieler, damit ich nichts Anstößigeres sage, was also ist der Grund, dass diese Art von Menschen Schustern und Bauern vorgezogen wird?³⁹¹

Die Verfehlung legt Erasmus in einer Dopplung aus „molles otio, voluptatibus effoeminati“ an, die er durch einen Verweis auf die „bonae artes“ mit dem zuvor betrachteten Beispiel der Patrizier in Verbindung bringt: im Zentrum stehen die Autokontemplation und ein genussgeleiteter Müßiggang, den Erasmus sprachlich als Alleinstellung des *otium* und ohne einen moderaten Wechsel zwischen *otium* und *negotium*, oder einer sitzenden Tätigkeit zum Zwecke einer Anwendbarkeit im praktischen Tätigkeitsfeld konzipiert. Die Abkehr des Mannes vom Idealzustand findet als Verweichlichung statt, die zugleich mit einer Verweiblichung zusammengeführt wird und den Mann in einem Raum positioniert, der der Hegemonie vorgeordnet ist: ohne aktive Partizipation am soziopolitischen Geschehen.

Das Studium zum Selbstzweck, als Rückzug in eine sitzende Tätigkeit, die um sich selbst kreist, zieht eine Marginalisierung des Mannes nach sich, die Erasmus an konkreten Figuren festmacht. Er stellt hierbei die „betrunkenen Landsknechte“ und „Würfelspieler“ den „Bauern“ und „Schustern“ gegenüber und bedient sich dieser Opposition zwischen handwerklich Tätigen und Untätigen, um eine soziale Hierarchie aufzurufen, die erstere zwar in eine durch die herrschende Gruppe dominierte Unterposition verschiebt, sie aber trotzdem an den Machtstrukturen teilhaben lässt, wohingegen zweitere in einem abseitigen Raum verortet wird. Diese Abgrenzung ergibt sich aus der utilitaristischen Beteiligung der jeweiligen Gruppen an der Erhaltung etablierter Strukturen und somit einer sozialen Ordnung, in der auch der sitzende, aber nicht zweckgebunden lernende Mann keine prägnante Rolle einnimmt, die etablierte Machtstruktur aber auch nicht korrumpiert. Im Sinne der „patriarchalen Dividende“³⁹² nimmt dieser Typus Mann also Anteil an der maskulinen Vormachtstellung, ohne sich vollständig den hegemonialen Praktiken zu unterwerfen. Ein Risiko birgt diese komplizenhafte Stellung allerdings, wie der Vergleich nahelegt: sowohl der Typus des Trunkenen als auch des Spielsüchtigen, die beide die Kontrolle über ihr Verhalten verloren haben, sind des Maßhaltens und der gesteuerten sozialen Praktiken nicht mehr mächtig und fallen daher aus dem sozialen Positionierungsfeld heraus. Ein Vergleich mit diesen Ausschlussfiguren verdeutlicht das zugrundeliegende Prinzip: Sedentarität als unkontrolliertes Sitzen zersetzt die virile Performanz.

³⁹¹ *Ibid.*

³⁹² Connell 2015, S. 133.

Der Verweis auf die entmännlichende Genusssucht steht innerhalb der *Institutio* nicht allein, sondern findet Anklang in den Machtmechanismen des Tyrannen:

Als erstes nimmt er sich vor und versucht es mit allen Mitteln zu erreichen, daß die Bürger ihr Selbstvertrauen einbüßen, daß sie keine Spur von Weisheit besitzen, um sie so völlig in seiner Abhängigkeit zu erhalten, sie zu niedrigen Dienstleistungen zu verpflichten oder durch Vergnügungen kraftlos [aut delationibus obnoxios, aut voluptatibus effoeminatos] zu machen. Er weiß nämlich sehr wohl, daß edle und aufrechte Menschen eine Tyrannis unerträglich finden.³⁹³

In dieser Zusammenschau wird die Problematik des verweichlichenden Müßiggangs deutlich, die sich in der Nachgiebigkeit des durch *mollesse* gekennzeichneten Mannes ausdrückt. Diesem mangelt es in einem solchen Maße an *vigor*, dass er sich einem potenziellen Tyrannen nicht mehr entgegenzustellen weiß und sich durch dessen Einfluss dominieren und in eine Randposition zurückdrängen lässt. Erasmus beschreibt hierbei die Einflussnahme des Tyrannen als willentliche Entkräftigung, die in der Effeminierung gipfelt, die dem absoluten Herrscher die Möglichkeit verschafft, seine autokratische Stellung zu verfestigen und Gegnerpositionen in eine irrelevante Stellung zu verschieben. Diese, konkretisiert durch den Verweis auf das weibliche Geschlecht, verweist auf die mangelnde Teilhabe des Volkes an absoluten Herrschaftssystemen, denen Erasmus sich entgegenzustellen sucht und die er immer wieder mit der Stellung von Frauen und Kinder zusammenführt: „Und ich werde Kinder zu ihren Fürsten machen, und Ohnmächtige werden über sie herrschen. [Et dabo pueros Principes eorum, et effoeminati dominabuntur eis.]“³⁹⁴

Umso problematischer erscheint also auch die nicht durch externes Dominanzverhalten, sondern selbst hervorgerufene *mollesse* infolge eines unkontrollierten Müßiggangs, da sie nicht nur den Mann als Einzelnen von der etablierten Normvorstellung entfernt, sondern zusätzlich die gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen ins Wanken bringt. Hegemonie stellt sich als „historisch bewegliche Relation“³⁹⁵ dar, die in ihrer Gänze ein risikobehaftetes Konstrukt darstellt und den aktiven Konfigurationsprozess sucht: durch Praktiken der virilen (Selbst)Konstruktion erschafft sich der Mann in Komgruenz zum männlichen Ideal und sorgt gleichsam für dessen Fortbestand. Der Fokus liegt hierbei ganz konkret auf dem performativen Akt, der der Selbstwerdung zugrunde liegt und entscheidend für eine Positionierung im virilen Feld ist, wobei dieses erst durch fortdauernde repetierende

³⁹³ Erasmus 1968, S. 82.

³⁹⁴ *Ibid.*, S. 86/89; Erasmus bindet seinen Gedanken an ein Zitat aus der Bibel, Jesaja 3,4 („Und ich will ihnen Knaben zu Fürsten geben, und Mutwillige sollen über sie herrschen.“), in der diese deviante Herrschaftsform als Teil der Strafen angeführt wird.

³⁹⁵ Connell 2015, S. 131.

Positionierungsbestrebungen bestehen kann. Die sitzende Tätigkeit – oder vielmehr die Untätigkeit des Sitzens – geht hierbei weit über ein rein individuelles Versagen hinaus und korrumpiert ein ganzes Dominanzgefüge.

Zugleich überdenkt Erasmus einen Fall, in dem die Sedentarität ein akzeptables alternatives System darstellt:

Es soll auch keine Schande sein, wenn reiche Bürger und Adlige ihre Kinder einen „sitzenden Beruf“ lehren. Denn zunächst werden die jungen Leute, solange sie mit seiner Erlernung beschäftigt sind, von vielen Schandtaten abgehalten [Primum dum ejus studio detinentur adolescentuli, coercebuntur a multis flagitiis]; ferner belastet es niemanden, selbst wenn die Ausübung nicht notwendig ist; wenn man aber in Not gerät (wie eben das Los der Menschen unbeständig ist), dann kann man sich nicht nur in jedem beliebigen Land, sondern in jeder beliebigen Lage ernähren.³⁹⁶

Zunächst bindet Erasmus seine Konzeption eines akzeptablen „sitzenden Berufs“ an das weiter oben beschriebene utilitaristische Grundprinzip, das jeder Form von Tätigkeit eine Notwendigkeit zuspricht. In diesem Zusammenhang kommt der Sedentarität ein aktiver Status zu, da es sich um eine Sonderform der Nichttätigkeit handelt, die als konfigurierende Praktik aufgewertet wird, da sie im Sinne des Strukturerhalts die Hegemonie nicht infrage stellt. Hatte Erasmus zunächst noch die Gefahr einer solchen Abkehr von der Notwendigkeit als Norm für Tätigkeiten unterstrichen, findet hier eine partielle Umkehr statt. Der Sedentarität kommt eine neue Funktion im Bereich des „virtus“ zu: statt auf eine Ausbildung als Generator einer tugendhaften Männlichkeit zu setzen, konzipiert Erasmus den „sitzenden Beruf“ als sicheren Raum abseits schlimmerer Verfehlungen, innerhalb dessen zwar kein Idealzustand erreicht werden, jedoch aber auch keine Devianz entstehen kann. Zugleich erdenkt Erasmus einen potenziellen Nutzen, den er aus einer sich wandelnden sprachlichen und kulturellen Umgebung in der frühen Neuzeit ableitet.

Die *conditio sine qua non* scheint hierbei die familiäre Gebundenheit an die soziale Ordnung zu sein, denn Erasmus spricht die Möglichkeit einer nicht effeminierenden Sedentarität nur den Söhnen reicher oder adeliger Bürger zu, deren gesellschaftliche Stellung und Einflussnahme gesichert ist. In einem gefestigten sozialen Gefüge entsteht für Erasmus somit ein Raum für Andersartigkeit, der sich abseits normativer Ideale etabliert. Diese werden nun nicht mehr durch eine Form der Verfehlung dekonstruiert, sondern vielmehr durch eine Alterität ergänzt.

Montaigne übernimmt die Frage der Sedentarität als problematisches Moment in der Ausbildung und Tätigkeit eines Mannes und führt die von Erasmus erdachte Möglichkeit einer alternativen Virilität weiter aus. Zunächst geht er jedoch auf die grundlegende Unterscheidung zwischen *studio literarum* und praktischer Tätigkeit

³⁹⁶ Erasmus 1968, S. 292/3-294/5.

ein: „Les exemples nous apprennent, et en cette martiale police et en toutes ses semblables, que l'étude des sciences amollit et effémine les courages plus qu'il ne les fermit et aguerrit. Le plus fort État qui paraisse pour le présent au monde est celui des Turcs: peuples également duits à l'estimation des armes et mépris des lettres.“³⁹⁷ Montaigne führt hier, wie James Supple betont, „the two most important secular ideals of the period“³⁹⁸ zusammen und lässt sie sich in einem Widerstreit durch genderkritische Überlegungen gegenseitig ablösen:

In der Gegenüberstellung von kriegerischer Aktivität und theoretischem Studium legt Montaigne die jeweilige Einflussnahme durch die Ausbildung in einem der beiden Bereiche an und unterscheidet die Vorbereitung zum Kriegsdienst als Unterstützung einer idealtypischen, besonders auf körperlicher Kraft und Mut beruhenden Männlichkeit und das Studium der *belles lettres* als Zurückweichen von diesem Ideal. Die Expansionspolitik des Osmanischen Reichs als Epizentrum für kriegerische Aktivitäten³⁹⁹ dient ihm hierbei als konkretes Beispiel für die „exemples“ der „martiale police et [...] toutes ses semblables“, die Montaignes Anschauung fremder Konzepte unterstreichen und anhand derer er ein komplexes Panorama tradierter Gemeinplätze mit seiner eigenen Revision verbindet. Seine Position verdeutlicht Montaigne zusätzlich in der Verlängerung der nationalen Zuschreibung: hatte er die kriegerische Tätigkeit als Spezialität des Osmanischen Reiches beschrieben, handelt es sich für Montaigne bei einem Mangel an diesem kriegerischen Geist um ein italienisches Charakteristikum – „les princes et la noblesse d'Italie s'amusaient plus à rendre ingénieux et savants que vigoureux et guerriers“⁴⁰⁰ –, womit Montaigne vor allem auf einen Gemeinplatz des französisch-italienischen Konkurrenzkampfes verweist, in dem sich eine gegenseitige Kritik anhand geschlechterbasierter Analogie und männlichkeitsdekonstruierender Metaphern ausdrückt. Die Italiener als dem Studium besonders zugetanes Volk darzustellen, bietet Montaigne die Möglichkeit, den effeminierenden Charakter der Sedentarität doppelt hervorzuheben und dem kriegerischen Aspekt einen konkreten, wenn auch ideellen Streit als Vergleich gegenüberzustellen.

Eine konkrete Umsetzung des durch Lektüre und theoretisches Studium verursachten „amollissement“ birgt die Möglichkeit, diesen neu zu verorten: „Quand les Gots ravagèrent la Grece, ce qui sauva toutes les librairies d'être passées au feu, ce fut un d'entre eux qui sema cette opinion, qu'il fallait laisser ce meuble entier aux ennemis, propre à les détourner de l'exercice militaire et amuser à des occupations sédentaires et oisives.“⁴⁰¹ Montaignes Ausführungen legen nicht gänzlich ohne

³⁹⁷ Montaigne 1999, I, 25, S. 143.

³⁹⁸ Supple, James (1984): *Arms versus letters: the military and literary ideals in the 'Essais' of Montaigne*, Oxford, Clarendon Press, S. VII.

³⁹⁹ Zur Rezeption und Verhandlung osmanischer Einflüsse im mittleren und westlichen Europa der Renaissance siehe Born, Robert, et al. (Hg.) (2015): *L'Empire du Sultan: le monde Ottoman dans l'art de la Renaissance*, Brüssel, Lanoo.

⁴⁰⁰ Montaigne 1999, I, 25, S. 144.

⁴⁰¹ *Ibid.*

Ironie die auch in Kriegssituationen dienliche Stärke der theoretischen Ausbildung dar: im als Archetyp der Wissensvermittlung und Vorbild humanistischer Bildung betrachteten Griechenland verortet Montaigne den zweckentfremdeten Einsatz der Bücher. In der ironisch geprägten Revision tradierter Gemeinplätze gelingt es Montaigne, die aus dem mit *mollesse* verknüpftem *otium* des theoretischen Studiums resultierende Neuverortung herkömmlicher Idealmomente zu betrachten. Hierbei betrachtet er im Wechsel kriegerische und literarische Bestrebungen und hebt die Komplexität der veränderten Anspruchslage der frühen Neuzeit hervor. Ein Mann, der sich nun an säkularen Normen misst, ist in der ständigen Verortung zwischen verschiedenen Idealen begriffen.

Noch deutlicher tritt die veränderte Anspruchslage für den *vir bonus* in einem anderen Kapitel hervor: in seinem Essai über die „Solitude“ widmet Montaigne sich der „retraite“ als Mechanismus des Müßiggangs, der sich keineswegs als Untätigkeit, sondern vielmehr als, wie bei Erasmus beschriebene, nicht utilitaristische Sedentarität versteht. Montaigne selbst stellt wohl das beste Beispiel einer Abkehr von der Tätigkeit hin zum selbstgeleiteten Studium der Bücher da, die auf ein tätiges Leben folgt: „La solitude me semble avoir plus d'apparence et de raison à ceux qui ont donné au monde leur âge plus actif et fleurissant.“⁴⁰² Montaigne drückt ein Verständnis für die Dynamik des Alterns aus, das, so Jean-Pierre Bois, sich von der „angoisse“ des Verstummens abgrenzt⁴⁰³ und sich in die aristotelische Vorstellung der sich sukzessive ablösenden männlichen Altersstufen mit ihren unterschiedlichen Anspruchslagen einschreibt.⁴⁰⁴ Die sitzende (Aus)Bildung stellt hierbei eine Klammer dar, die das aktive Leben umfasst und sowohl als Hinführung auf gesellschaftliche Tätigkeiten, als auch als Abschluss nach einem tätigen Leben fungiert. Diesen Sinn für „solitude“ als Form des *otium* macht Montaigne allerdings von einer geistigen Prädisposition abhängig:

⁴⁰² Montaigne, 1999, I, 39, S. 242.

⁴⁰³ Siehe Bois, Jean-Pierre (1989): *Les Vieux. De Montaigne aux premières retraites*, Paris, Fayard, S. 4.

⁴⁰⁴ Montaigne fasst diesen Gedanken (unter Rückgriff auf Sokrates) zusammen: „Socrates dict que les jeunes se doivent faire instruire, les hommes s'exercer à bien faire, les vieux se retirer de toute occupation civile et militaire, vivant à leur discretion, sans obligation à nul certain office.“; Montaigne 1999, I, 39, S. 242.

Il y a des complexions plus propres à ces préceptes de la retraite les unes que les autres. Celles qui ont l'apprehension molle et lâche, et une affection et volonté délicate, et qui ne s'asservit ni s'emploie pas aisément, desquels je suis, et par naturelle condition et par discours, ils se plieront mieux à ce conseil: que les âmes actives et occupées, qui embrassent tout, et s'engagent partout, qui se passionnent de toutes choses, qui s'offrent, qui se présentent, et qui se donnent à toutes occasions.⁴⁰⁵

Montaigne konzipiert das Modell eines angeborenen Gemütszustandes⁴⁰⁶, der sich in zwei Lager aufspaltet, die durch die Adjektive „molle et lâche“ und „actives et occupées“ voneinander unterschieden werden, wobei letztere einen klaren Verweis auf das *negotium* darstellen und nicht nur die reine Aktivität, sondern die nützliche Aktivität aufzuzeigen scheinen. Dem gegenüber steht das Portrait eines Geistes, der sich nicht nur durch mangelnde Kraft und Durchsetzungsfähigkeit als fehlerhaft erweist, sondern der auch einen Hang zu Affekten hat, was den besonders unmännlichen Charakter dieses zweiten 'Typus' unterstreicht.

Diese Neigung zur „apprehension molle et lâche“ greift Montaigne auch in „De l'Institution des enfants“ auf und hinterfragt die adäquate erzieherische Reaktion⁴⁰⁷ auf kindliche *mollesse*: „Deux choses en furent cause: le champ sterile et incommode; car, quoy que j'eusse la santé ferme et entière, et quant et quant un naturel doux et traitable, j'estois parmy cela si poisant, mol et endormi, qu'on ne me pouvoit arracher de l'oisiveté, non pas pour me faire jouer.“⁴⁰⁸ Montaigne geht mit sich selbst hart ins Gericht, als er sich selbst als Kind im Angesicht seiner Erzieher betrachtet und hierbei seine eigene *mollesse* konstatiert, die sich in einem unkontrollierten Müßiggang ausdrückt. Hierbei sind eine physische und eine geistige Prädisposition zu unterscheiden, denn trotz einer körperlichen Widerstandsfähigkeit („santé ferme“) und einem ansonsten für die Erziehung ausgeprägten Naturell („doux et traitable“), ist Montaigne von einer „mollesse“ befallen, die auch durch das Miteinander im Spiel nicht aufgebrochen werden kann. Der Essayist kehrt hier zu den Ursprüngen der „solitude“ zurück, die er im fortgeschrittenen Alter als Produkt aus dem Abschluss eines aktiven Lebens und einer angeborenen Persönlichkeitsstruktur beschrieben hatte. Diese geht zurück auf die Kindheit und behält dieselben unverrückbaren Strukturen bei, die auch im Alter wieder zutage treten.

⁴⁰⁵ *Ibid.*

⁴⁰⁶ Siehe Ferroul, Yves (1996): „Théorie des humeurs et sexualité“, in: *Androl.* 6, 311–319. DOI: <https://doi.org/10.1007/BF03035286>.

⁴⁰⁷ Wir erinnern uns, dass Montaigne in diesem Essai besonders die Notwendigkeit einer individuell auf den jeweiligen kindlichen Geist zugeschnittenen Pädagogik betont.

⁴⁰⁸ Montaigne 1999, I, 26, S. 174.

Eine kindliche, angeborene *mollesse*, die Montaigne für eine gewisse Zeit überwunden zu haben scheint, zu der er allerdings im Alter zurückkehrt, dominiert den Männlichkeitstypus, den Montaigne in sich identifiziert. Die *mollesse* als unumkehrbare Prädisposition erscheint hier als alternative virile Grundvoraussetzung, die dem Idealzustand des Mannes nicht zusetzt, sondern von diesem überwunden und dominiert werden kann, bis sich erneut die Gelegenheit bietet, ihr nachzugeben. Klingt hierbei nicht die *Méthode Montaigne* an, wie Erich Auerbach sie beschrieben hat: „Sie ist ein beständiges Anhören der wechselnden Stimmen, die in ihm klingen, und sie schwankt, in ihrer Höhenlage, zwischen hinterhältiger, ein ganz klein wenig selbstgefälliger Ironie und einer sehr nachdrücklichen, auf den Grund der Existenz dringenden Ernsthaftigkeit.“⁴⁰⁹ Und in diesem Zusammenspiel aus kritischer Selbstironie und von sich selbst zurückgezogener Ernsthaftigkeit liegt wohl der Schlüssel für die Vereinbarkeit von angeborener *mollesse* und virilem Tätigsein: Sich selbst als gleichsam „mou“ und „viril“ zu beschreiben, bietet Montaigne die Möglichkeit, sein Portrait eines schonungslos ehrlichen, wie wechselhaften Mannes in unterschiedlichen Zuständen nachzuzeichnen und hierbei die Möglichkeit einer komplexen männlichen Identität zu entwerfen, die sich jenseits einer klaren Aufteilung in Ideal und Devianz bewegt.

2.3 *Vir bonus poeticus* – ein alternatives viriles System

War der Redner noch durch rhetorisches System mit klaren Normvorstellungen konfrontiert gewesen, das zu großen Teilen auf antiken Idealen fußte, muss sich der Poet noch stärker suchen und sich als Komplementärfigur zum Rhetoriker erst definieren. Innerhalb der rhetorisch-poetischen Welt der französischen Renaissance entwickelt sich die Figur des Dichters in geradezu entgegengesetztem Interesse zum Redner. Während die Rhetorik von ihrem Selbstzweck abkehrt und sich schließlich als konstitutiver, aber eben unvollständiger Bestandteil männlicher Identitätsfindung entwickelt, rückt der Dichter und Poet immer stärker in den Fokus der Traktate, wird somit zum Protagonisten der Entwicklung von der „rhétorique française“ über die „seconde rhétorique“ zur „art poétique“. Die eine fundamentale Unterscheidung legt dabei den Grundstein für die Unterscheidung dieser beiden Männertypen: *Poeta nascitur, orator fit*.

Thomas Sébillet fasst das lateinische Bonmot („singulièrement en l’art de poésie, que l’on tient communément et bien, se parfaire plus de nature que d’art, jouxte la

⁴⁰⁹ Auerbach, Erich (1946): *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Tübingen, Francke, S. 276.

vulgaire sentence qui dit, Le Poète naît, l'Orateur se fait⁴¹⁰) in seiner *Art poétique françoys* in eine poetologische Betrachtung ein, die die Rolle des Poeten zu definieren und vom Redner abzugrenzen sucht: während der Redner sich in einem Bildungsprozess entwickelt, hat der Dichter eine natur- und gottgegebene poetische Prädisposition⁴¹¹, die sich in seiner „subilité et sagacité de l'esprit“⁴¹² kondensiert, die allerdings nicht durch einen persönlichen Erarbeitungsprozess erreicht werden könne („laquelle si Dieu a déniée à l'homme, pour néant se travaillera-t-il“⁴¹³). Im Gegensatz zur Figur des Redners, die sich als performative Gestalt selbst durch (sprachliches) Handeln erschaffen und an den Praktiken des sozialen Raums teilhaben konnte, scheint es für den Dichter eine zunächst eine Form der Eintrittshürde in den Referenzraum zu geben, der sich nicht erwerben lässt. Es entsteht sogleich ein Ausschlussystem, aus dem ein Teil der Männer herausfallen, denn die Grundanforderungen der Hegemonie (physische Stärke, psychische Determination und Heterosexualität) scheinen sich um „dichterische Prädisposition“ erweitert zu haben. Es lässt sich allerdings hinterfragen, inwiefern die normativen und performativen Mechanismen, wie sie für den Redner konzipiert waren, sich nun auch auf den Poeten übertragen lassen.

Jugend und Ausbildung des Poeten als Verortung in einem virilen System

Die Ausgangssituation des französischen Poeten deckt sich zunächst mit der des Rhetorikers: Sébillet konzipiert die Dichterwerdung als Prozess, der sich im Sinne einer Kindheit und Jugend als Heranwachsendenprozess entwickelt. Der junge Dichter solle hierbei dem Beispiel etablierter Poeten folgen „comme l'enfant la nourrice“⁴¹⁴. Sébillet verweist anhand des Vergleichs mit einem Kind und seiner Amme auf einen Referenzrahmen, der dieses Gefälle in eine anthropomorphe oder vielmehr männliche Entwicklungsdarstellung einbindet und der sich vor dem Hintergrund zweier italienischer Vorbilder Sébillet⁴¹⁵ erfassen lässt: Marsilio Ficino und

⁴¹⁰ Sébillet 1990, S. 58.

⁴¹¹ Auf die verschiedenen Unterscheidungsfelder dieser Prädisposition soll weiter unten in diesem Kapitel genauer eingegangen werden, weshalb sich an dieser Stelle göttliche Einflussnahme und ein Naturprinzip vermischen.

⁴¹² Sébillet 1990, S. 58.

⁴¹³ *Ibid.*

⁴¹⁴ *Ibid.*, S. 59.

⁴¹⁵ Im zweiten Kapitel ihres Bandes zur „Inspiration entre art et fureur“ zeichnen Perrine Galand-Hallyn, Fernand Hallyn und Jean Lecoq die unterschiedlichen antiken, lateinischen und italienischen Vorbilder der französischen Poetik nach und gehen hierbei näher auf Ficino und Boccaccio ein, deren umfassende Verbreitung in Frankreich sich auch in Sébillet's Art poétique aufzeigen lässt; siehe Galand-Hallyn 2001, S. 109-134.

Boccaccio. Ficino unterscheidet einen Zustand der Jugend, „in ipso adolescentiae flore concepit“⁴¹⁶, und des Erwachsenenalters, in dem der Dichter sich von Apollo inspirieren lassen kann, sobald er die Adoleszenz hinter sich gelassen hat, „ab Apolline iam adultus“⁴¹⁷. Die hierbei anvisierte Orientierung am Älteren oder, wie Sébillot es beschrieb, an etablierten Dichtern, liest sich wie die Beschreibungen zur Ausbildung des *vir bonus*, des tugendhaften Mannes, der zur Perpetuierung der etablierten Strukturen ständig reproduziert wird⁴¹⁸.

Boccaccio verdeutlicht diesen Prozess in der *Genealogie deorum gentilium* am eigenen Beispiel, indem er seinen eigenen Ausbildungsprozess im Spannungsfeld zwischen den Wünschen seines Vaters und den eigenen poetischen Bestrebungen reflektiert⁴¹⁹. Jean Lecoite stellt heraus, wie sehr die Dichterwerdung für Boccaccio eine Abkehr von väterlichen Idealvorstellungen darstellt – „La défense de la poésie, pour Boccace, c’est d’abord la défense, devant son père et les préjugés qu’il incarne, de son droit de choisir « le métier de poète », de « suivre sa vocation », « c’est appel de la Nature »“⁴²⁰ – und geht hierbei auf die Sonderstellung des inspirierten Dichters Boccaccio ein. Die Vater-Sohn-Beziehung findet bei Lecoite wenig Anklang, obwohl diese in ihrer Parallelstellung zur Dichterwerdung besonders aufschlussreich ist: Boccaccio beschreibt, wie er bei den ersten Anzeichen einer sich ausprägenden Männlichkeit in ein soziales Bildungssystem eingegliedert wurde, „adolescensiam nondum intratem aritmetica instructum maximo mercatori dedit discipulum“⁴²¹. Boccaccios Vater verfolgt auf diesem Weg die Perpetuierung etablierter Strukturen und nutzt sowohl seine Funktion als *pater familias*⁴²², als auch den Weg über die (Aus)Bildung des Sohnes, um hegemoniale Praktiken zu tradieren und eine lineare Weitergabe etablierter männlicher Konfigurationsmechanismen zu gewährleisten, die die etablierten Machtverhältnisse stützen⁴²³. Analog zu dieser Form der Ausbildung erdenkt Boccaccio ein poetisches Bildungsprinzip, das sich ebenfalls auf das Studium durch einen versierten Lehrer stützt – „dum doctores aliquos audiveram“⁴²⁴. Ein Mangel an dieser Ausbildung habe dazu geführt, so Boccaccio, dass

⁴¹⁶ Ficino, Marsilio, *Epistolarum libri XII*, IX

⁴¹⁷ *Ibid.*

⁴¹⁸ Garin, Eugenio (1966): *Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik*. Bd. II. Humanismus, Hamburg, Rowohlt., S. 43ssq.

⁴¹⁹ Siehe Boccaccio (1998): *Genealogie deorum gentilium, de montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus, stagnis seu paludibus, de diversis nominibus maris*, in: *Tutte le opere*, Bd. 7 und 8, Mailand, Mondadori, XV.

⁴²⁰ Lecoite 1992, S. 249.

⁴²¹ Boccaccio 1999, XV.

⁴²² Siehe hierzu Verjus, Anne (2013): „La paternité au fil de l’histoire“, in: *Informations sociales* 176.2, 14-22, siehe auch Delumeau, Jean / Roche, Daniel (Hgg.) (1990): *Histoire des Pères et de la paternité*, Paris, Larousse.

⁴²³ Vgl. Connell 2015, S. 34sq. und 131.

⁴²⁴ Boccaccio 1999, XV.

er nicht zum Rang der „celebres poetas“⁴²⁵ habe aufsteigen können. Was sich auf den ersten Blick wie ein Bescheidenheitstopos liest, offenbart bei näherer Betrachtung das Ordnungssystem, in dem der Italiener die poetische Welt erdenkt: auch für den Dichter gibt es eine Gruppe, die ein dominierendes Ideal inkarniert, auf das die Nachkömmlinge hinarbeiten. Diese Arbeit liest sich als Ausbildung von Jugend an, orientiert sich an einer Lehrfigur und dient dazu, den jungen Mann in allen das Ideal betreffenden Aspekten zu instruieren. Die Parallelsetzung dieser Überlegung zu dem väterlichen Ausbildungssystem offenbart hierbei, dass es sich um eine zweite Welt handelt, „un monde discursif à part, qui ne relève pas de la compétence acquise dans l’une ou l’autre discipline. Elle fonde la fonction d’auteur en faisant du poète un être d’exception, qui entraîne ceux qui le pratiquent dans cette exception“⁴²⁶, wie Galand-Hallyn betonen. Diese Welt lässt sich hierbei jedoch nicht als rein andere Welt lesen, sondern als Parallelwelt mit einem deckungsgleichen Struktursystem um ein Ideal herum, das sich zu verfestigen und fortzudauern sucht. War Boccaccio durch seine Vater noch zu einem Dasein als *vir bonus* aufgerufen worden, entwickelt er selbst eine Konzeption der Welt als *vir bonus poeticus*: der Dichter als idealtypischer Mann, aber in einem Feld, das sich abseits der weltlichen Virilität konzipiert und trotzdem die Logik eines intravirilen Referenzraumes in sich aufnimmt.

Eine Aufnahme dieses Referenzsystems auch im frankophonen Raum wird deutlich, wenn man die einleitenden Zeilen des *Olive* Du Bellays betrachtet:

Combien que j’aye passé l’aage de mon enfance et la meilleure part de mon adolescence assez inutilement. Lecteur, si est-ce que par je ne sçay quelle naturelle inclination, j’ay toujours aimé les bonnes lettres: singulièrement nostre poësie française, pour m’estre plus familiere, qui vivoy parmi ignorans des langues étrangères. Depuis, la raison m’a confirmé en cete opinion: considérant que si je vouloy gagner quelque nom entre les Grecz et Latins, il y faudroit employer le reste de ma vie, et (peult estre) en vain, estant ja coulé de mon aage le temps le plus apte à l’etude: et me trouvant chargé d’affaires domestiques, dont le soing est assez suffisant pour dégouter un homme beaucoup plus studieux que moy.⁴²⁷

Auch Du Bellay ruft zunächst alle wichtigen Topoi des frühneuzeitlichen Dichters auf: Bescheidenheit, Inspiration, Bitte um Wohlwollen des Lesers. Diese begründet er anhand eines Alterssystems, das die Etablierung des Dichters an einen Ausbildungsprozess knüpft: mit Rückblick auf die „enfance“ und die „adolescence“ führt Du Bellay sich selbst als mittlerweile erwachsenen Dichter vor. Der

⁴²⁵ *Ibid.*

⁴²⁶ Galand-Hallyn 2001, S. 120.

⁴²⁷ Du Bellay 2007, S. 229.

Konfigurationsprozess des Dichters entwickelt sich auch hier analog zur Ausbildung des jungen Mannes und kennt ebenfalls einen idealen Referenzpunkt: „les Grecs et Latins“. Wie schon Boccaccio beklagt Du Bellay einen Mangel an Ausbildung, die ihm einen Zugang zu den Idealen verwehre. Vor diesem Hintergrund versucht der Schriftsteller, sich im literarischen Raum zu positionieren und nutzt hierbei das Modell der verschiedenen Lebensalter, um mögliche Verfehlungen gegeneinander abzuwägen. Den Vorwurf, ein unabgeschlossenes Werk veröffentlicht zu haben, „avoir trop tost mis ma plume au vent“⁴²⁸, weist Du Bellay unter Rückgriff auf die „jeunesse“ zurück und bezieht sich hierbei deutlich auf ein weltliches Altersstufenmodell: „Car si mes escriz sont bons, ma jeunesse ne leur doibt oster leur louange meritée. S'ilz ne sont telz, elle doibt pour le moins leur servir d'excuse.“⁴²⁹ Du Bellay hebt die ambivalente Stellung hervor, die der „jeunesse“ zukommt, da sie zugleich unvermeidliches Zeichen einer Unvollkommenheit ist und den temporär begrenzten Zustand des Lernens poetischer Fertigkeiten beschreibt, sich somit also grundsätzlich vom Idealzustand gelehrter Poesie abgrenzt und gleichzeitig Erklärung und Rechtfertigung für Verfehlungen ist, entstehen diese doch aus einem natürlichen Mangelzustand heraus. Seine Überlegungen erinnern hierbei deutlich an die Akzeptanz von Mangel und Übermaß beim jungen, unfertigen Mann, wie sie bereits Aristoteles formulierte.

Du Bellay scheint diesen Verweis jedoch eher als metaphorische Verteidigungsstrategie, denn als Tatsachenbeschreibung zu nutzen, hatte er doch in den einleitenden Zeilen erklärt, seine „adolescence“ sei bereits verstrichen. Der Autor des *Olive*, der die Arbeiten an der *Deffence et Illustration de la langue françoise* bereits abgeschlossen hatte, kann hier daher nur auf einen durch fehlende Ausbildung metaphorisches Jugendalter anspielen, dass zur Verdeutlichung eines noch unabgeschlossenen Werkes herangezogen wird. Zudem nutzt Du Bellay den Bezug auf die „jeunesse“, um sich von einem anderen Modell poetischen Schaffens abzugrenzen: „mais aussi ne suis-je de l'opinion de ceux qui gardent religieusement leurs escriz, comme saintes reliques, pour estre publiez après leur mort“⁴³⁰. Die zwei anhand der beiden Lebensabschnitte verdeutlichten Modelle stehen sich komplementär gegenüber; während der junge Poet sich als zu forsch und voreilig erweist, wird der Autor, der auf posthumen Ruhm setzt von Du Bellay aufgrund seiner Zurückhaltung abgelehnt. Sehr deutlich tritt hier das aristotelische Referenzmodell hervor, das auf einer Akzeptanz des Unperfekten in den altersbedingten Randgruppen des virilen Ideals fußt und diesen trotzdem eine Komplizenschaft in Form potenzieller Virilität (im Werden oder in der Vergangenheit) zugesteht.

⁴²⁸ *Ibid.*, S. 231.

⁴²⁹ *Ibid.*; siehe auch Maira, Daniele (2004): „Les ‚erreurs‘ rhétoriques de Pétrarque et de Pontus de Tyard ou la collection éditoriale des Juvenilia“, in: Balsamo, J. (Hg.): *Les poètes français de la Renaissance et Pétrarque*, Genf, Droz, 171-183.

⁴³⁰ *Ibid.*

Du Bellay konzipiert nun allerdings anders als noch im rhetorischen Modell Aristoteles' die dominierende zentrale Männlichkeitsinkarnation nicht mehr als Zwangsideal: „Car je ne suis du nombre de ceulx qui ayment myeux deffendre leurs faultes que les corriger.“⁴³¹ Er integriert in den Prozess die Option einer reversiblen Verfehlung, die die dominierenden Machtposition in keiner Weise in Gefahr bringe.

Der Dichter und seine Brüder – Vielschichtige Männlichkeitskonzepte des Poeten

Die der Poesie zugrundeliegten Erklärungsmuster bedienen sich also auf den ersten Blick derselben genderbasierten Metaphorik wie bereits die Rhetorik, verschieben diese jedoch in einen alternativen Raum, innerhalb dessen es gilt, sich die intravirilen Abgrenzungsmechanismen noch einmal genauer anzusehen.

In seiner *Art poétique* (1605)⁴³² führt Vauquelin de la Fresnaye seine Überlegungen zu verschiedenen Dichterfiguren aus, indem er zunächst auf die etablierte Unterscheidung Poet-Orator rekurriert, „Cela fist que l'on vid maints doctes recognostre,/ Les Orateurs se faire, et les Poètes naistre“⁴³³, und geht hierbei von der angeborenen Vokation aus. Diese wird in der *Art poétique* jedoch noch weiter unterteilt und verschiedene Formen der Poetik anhand einer männlichen Typologisierung vorgenommen:

Depuis il s'ensuivit qu'en beaucoup de façons
Elle fut divisée en l'esprit des garçons,
Selon que de leurs meurs de la coustume diverse
A faire les pousoit des vers à la traverse.⁴³⁴

Vauquelin de la Fresnaye betont die Poesie als männliche Domäne und schreibt sie den „garçons“ zu. Durch die exponierte Stellung am Versende und den Reim („façons“) hervorgehoben, stellt der Autor das exklusiv männliche Subjekt in den Fokus seiner Überlegungen. Die Wahl des Terms legt eine komplexe Lesart nahe: in Abgrenzung zum „enfant“ wird hier deutlich, dass es sich nur um männliche

⁴³¹ *Ibid.*, S. 237.

⁴³² Reyff, Simone de (2005): „Vauquelin de la Fresnaye et l'art ‚tardif‘“, in: Bedouelle, G./Belin, C./Reyff, S. (Hgg.): *L'art de la tradition: journées d'études de l'Université de Fribourg*, Freiburg, Academic Press Fribourg, 45-58, hier S. 47.

⁴³³ Vauquelin de la Fresnaye (1970): *L'Art poétique de Vauquelin de la Fresnaye ou l'on peut remarquer la perfection et le défaut des anciennes et des modernes poésies*. Texte conforme à l'édition de 1605, édité par Georges Pellissier, Genf, Slatkine, S. 7, V. 115sq.

⁴³⁴ *Ibid.*, S. 7, V. 129-132.

Kinder handelt. Wird das männliche üblicherweise als stummer Idealtypus gedacht, der keine weitere Ausführung benötigt⁴³⁵. Die weibliche Dimension, die in ihrer Funktion als „Andere“ bisher implizit nicht mitgedacht wurde, wird nun explizit zurückgewiesen und das Dichtertum von der üblichen geschlechtsneutralen „enfance“ in einen gegenderten Raum überführt.

Von Geburt aus angelegt, erweist sich die Poesie somit als Teil einer männlichen Identität, die sich im Laufe des Erwachsenens auszuformen scheint. Die poetische Vokation nimmt in den Ausführungen Vauquelins jedoch keine uniforme Gestalt an: sie nimmt, je nach Prädisposition des Jungen („leurs meurs de la coustume diverse“), dem sie angeboren ist, eine individuelle Form an. Es deutet sich hierbei also die auch bei Du Bellay angelegte Abgrenzung an, die den Dichter nicht als eine literarische Figur, sondern als Vielzahl unterschiedlicher Personen nahelegt. Vauquelin deutet die Unterscheidung zwischen den „garçons“ schon als intravirile Abgrenzung an und verdeutlicht diese anhand konkreter Beispiele:

Dela vint qu'on voyoit les sages genereux
 Les gestes imiter des hommes valeureux:
 Les prudens contrefaire une vieille prudence,
 Et mettre d'un Nestor l'esprit en evidence,
 En imitant leurs meurs, leurs belles actions.
 Comme elles ressembloient à leurs intentions⁴³⁶

Vauquelin betrachtet zwei Typen möglicher Dichter, die er in „sages genereux“ und „prudens“ unterscheidet und die zwei Gattungen verkörpern: erstere als Verfasser der Tragödie und letztere als Dichter des Epos. Vauquelin erweist sich als Kenner Aristoteles⁷ und stellt den Poeten in seiner mimetischen Funktion dar („imiter“), der in verschiedenen literarischen Formen ein männliches Modell der realen Welt abbildet.⁴³⁷ Der Dichter der Tragödie – in Anlehnung an die von Aristoteles erdachte eindimensionale Erzählebene der Tragödie, fasst Vauquelin sich kurz – bildet die „hommes valeureux“ ab und überträgt hierbei das Abbild eines idealtypischen Mannes in die Diegese. Über die Reimpaarung verknüpft Vauquelin die Dichterfigur der „sages genereux“ außerhalb und der abgebildeten „hommes valeureux“ innerhalb der Tragödie und lässt hierbei die weltlichen Tugendsysteme vom Dichter annehmen und in die Poesie übertragen. In einem zweiten Schritt zeichnet er

⁴³⁵ Vgl. Connell 2015, S. 67sq., die aufzeigt, wie das Männliche immer automatisch in den Fokus rückt, ohne explizit als Referenz benannt werden zu müssen.

⁴³⁶ *Ibid.*, S. 7sq., V. 133-138.

⁴³⁷ Marie-Noëlle Casals zeichnet die Rezeption Aristoteles⁷ in der *Art poétique* nach und hebt dabei hervor, wie Vauquelin sich an dem Prinzip der veritablen Mimesis abarbeitet, siehe Casals, Marie-Noëlle (2001): „La vérité comme indice dans trois poétiques du premier XVIIe siècle: Jean Vauquelin de La Fresnaye, Pierre de Deimier, Jean Chapelain“, in: *Dix-septième Siècle*, 201.1, 19-33; die Referenz befindet sich bei Aristoteles (2017): *Poetik*, 1448b.

dieselbe Parallelssetzung für die Epiker nach – nun, im Sinne der von Aristoteles entworfenen komplexen Verknüpfung mehrerer, synchroner Erzählstränge weiterschweifiger gefasst – und zeigt auf, wie auch im Epos ein Ideal in die Diegese übertragen werden. Die Dichterfigur – nun als „prudens“ bezeichnet – übernimmt hierbei komplexe normierte Identität in die Diegese, die durch die Figur des Nestor eine konkrete Entsprechung findet und auf die homerischen Epen als Referenzmodell verweist. Nestor, bekannt als „man of clear and sweet speech, lucid old age, position of rule and good intentions“⁴³⁸, Beispiel für Tugendhaftigkeit und Redegewandtheit,⁴³⁹ verkörpert hierbei ein viriles Ideal, das sich aus einer mehrpoligen Identität speist und ihre besondere Konkretisierung in seiner mittelnden Beraterposition findet. Auch der Epiker erweist sich als poetisches Gegenmodell zum weltlichen virilen Ideal und verortet sich in einer Schlüsselposition, in der er selbst durch seine poetische Sonderstellung die mimetische Übertragung männlicher Tugenden in eine erdachte Welt ermöglicht. Die Zuschreibung viriler Ansprüche an den Poeten wird erst durch die Dekonstruktion anhand einer möglichen Verfehlung deutlich:

Les autres plus legers les actions legeres
Imitoient des mauvais: et comme harangeres
Touchoient l'honneur de tous usant de mots picquants.⁴⁴⁰

Vauquelin stellt der dem Tragiker und Epiker gegebenen Ernsthaftigkeit und *gravitas* die *facilitas* gegenüber, die sich sowohl in dem Dichter selbst („plus legers“), als auch in der Wahl des dargestellten Stoffes widerspiegelt („actions legeres“). Diese dritte Dichterfigur konstruiert sich abseits der ersten beiden Kategorien und erscheint hierbei nicht nur ob ihrer größeren Leichtigkeit anders als die anderen Dichter. Offenbar wird die Alterität durch eine Zusammenführung dieser dritten Dichterkategorie mit dem Sprachgebrauch einer „harangere“, einer Fischverkäuferin oder Marktfrau, die für ihre in besonderem Maße ungezügelter, frevelhaften Sprachgebrauch bekannt sind.⁴⁴¹ In der Abgrenzung von Männlichkeit und Weiblichkeit wird von Vauquelin das Weibliche zusätzlich durch eine soziale Zuordnung in eine untere Schicht⁴⁴² spezifiziert und dem Dichtertypus gleichgesetzt, wodurch sich ein ordnendes Grundprinzip der verschiedenen Dichterfiguren ergibt, das auf einer

⁴³⁸ Roisman, Hanna (2005): „Nestor the Good Counsellor“, in: *The Classical Quarterly* 55.1, 17-38, hier S. 18.

⁴³⁹ Dickson, Keith (1993): „Nestor among the Sirens“, in: *Oral Traditions* 8.1, 21-58.

⁴⁴⁰ Vauquelin 1970, S. 8, V. 139-141.

⁴⁴¹ Der Godefroy hält unter dem Eintrag „harangerie“ den Unterpunkt „Propos de harangère“ mit der Notiz „harangeries, discours de harangeres, injures“ fest; siehe Godefroy 1881-1902.

⁴⁴² Siehe Connell, die darstellt, dass Geschlechterdynamiken nicht rein auf das Geschlecht beschränkt sein können, sondern immer im Wechselspiel mit weiteren identifikatorischen Elementen wie Klasse und Rasse gedacht werden müssen; vgl. Connell 2015, S. 129.

Verhandlung von Machtbeziehungen im zwischengeschlechtlichen Raum fußt. Dabei wird die Ordnung offenbar, die, wie Connell herausstellt, als die Basis einer jeden Machtkonfiguration angelegt ist: die „allgegenwärtige Unterordnung von Frauen“⁴⁴³ zur Stabilisierung der männlichen Allmachtsposition. Durch die Annäherung des Dichtertypus an die Frau erfährt dieser eine verweiblichende Aufladung, die ihn in eine untergeordnete Position verschiebt. Obwohl er durch seine Dichtung bemüht ist, an den hegemonialen Praktiken teilzuhaben, verdeutlicht die symbolische Annäherung an das Weibliche⁴⁴⁴, dass die patriarchale Teilhabe durch seine Form der Selbstkonfiguration nicht erreicht werden kann.

Hatte Du Bellay sich noch an antiken Idealen gemessen und versucht, sich im Vergleich zu ihnen zu positionieren, nutzt Vauquelin vielmehr ein viriles Referenzsystem, das auf unterschiedlichen Inkarnationen des Männlichkeitstypus fußt. Hierbei erweitert der Franzose nun sein metaphorisches Repertoire und dekonstruiert den idealen Dichter als *vir bonus* anhand einer Feminisierung, die sich als sprachlicher Abstieg darstellt und nicht nur sein dichterisches Schaffen, sondern seine Stellung zu anderen (sein Sprachgebrauch wendet sich gegen „l'honneur de tous“) infrage stellt. Der Poet bewegt sich so in einem virilen Universum, das eine doppelte Entsprechung in der Realität und der Diegese aufweist und aus dem er sich durch fehlerhafte Dichtung entfernt, sich hierbei dem Weiblichen annähert und schließlich seine Verbindung zum idealen Dichtertypus verliert. Der Rückbezug der Feminisierung des Einzelnen auf den gesamten Dichterethos erscheint hierbei als Indikator für die „Krisentendenz“⁴⁴⁵ der gesamt-patriarchalen Struktur. Während sich hier, wie Connell betont, schlecht von einer „Krise einer Konfiguration“⁴⁴⁶ sprechen lässt, kann doch sehr wohl in den Fokus gerückt werden, wie sehr die Krise des Einzelnen eine gesamte Ordnung zu erschüttern oder zu transformieren mag. Das Risiko wiegt schwer, wenn man beachtet, dass Vauquelin sich mit seinen Zeitgenossen immer noch auf einer Suche nach dem Idealtypus in der französischen Sprache (in Abkehr von den alten Meistern) befindet.

In einer posthum erschienenen *Préface sur la Franciade touchant le poème héroïque* stellt auch Pierre de Ronsard dem Leser unterschiedliche Dichtertypen der französischen Renaissance⁴⁴⁷ vor und legt hierbei ein geschlechterbasiertes Ordnungssystem zur Klassifikation an. Er unterscheidet hierbei drei Typen, die sich an dem Konzept des Maßes aus Arsitoteles' *Nikomachischer Ethik* orientieren und zwischen zwei entgegengesetzten Formen des Mangels und einem, sich in der Mitte zwischen den fehlerhaften Polen positionierendem Ideal oszillieren. Die erste Gruppe der Dichter zeichnet sich durch einen Mangel an Kraft aus und verfehlt so das Ideal durch Unterlassung:

⁴⁴³ *Ibid.*, S. 127.

⁴⁴⁴ Vgl. *ibid.*, S. 132.

⁴⁴⁵ *Ibid.*, S. 138.

⁴⁴⁶ *Ibid.*

⁴⁴⁷ Franchet, Henri (1923): *Le poète et son œuvre d'après Ronsard*, Paris, Champion.

La plus grande partie de ceux qui escrivent de nostre temps,
se traînent enervez à fleur de terre, comme faibles chenilles,
qui n'ont encore la force de grimper aux festes des arbres,
lesquelles se contentent seulement de paistre la basse hu-
meur de la terre, sans affecter la nourriture des hautes cimes,
ausquelles elles ne peuvent atteindre à cause de leur imbeci-
lité.⁴⁴⁸

Ronsard akkumuliert eine Terminologie, die auf den Mangel eines Großteils der Dichter seiner Generation verweist und dabei den Mangel in eine mehrschichtige Dekonstruktion einbettet. Dem Poeten Mangel es an „Nerven“ („enervez“), was sich in doppeltem Sinne nicht nur auf die körperliche Konstitution, sondern auf die eingehend erläuterte metaphorische Bedeutung bezieht und die Konnotation einer Verweiblichung des männlichen Dichters anklingen lässt. Diese wird von Ronsard in einem vergleichenden Zusatz noch weiter ausgeführt – „comme faibles chenilles“ – und deutet hierbei eine Animalisierung des Poeten an, der sich in diesem Status nicht von der Erde erheben kann, sondern sich auf dem niedrigsten Stand befindet. In dieser „basse humeur de la terre“ legt Ronsard die Beschränktheit eines Typus an, der sich von seiner körperlichen Devianz auf einen mentalen Mangel überträgt („imbécilité“), denn das Motiv des „bas monde“ ist, wie Daniel Ménager betont, bei Ronsard nicht selten und verweist auf „le *mundus* de la Vulgate, lieu de l'erreur et de la fragilité, lieu où les hommes ne veulent pas recevoir la lumière de la vérité“⁴⁴⁹. Die Poeten, die sich also durch ihren Mangel an diesen „bas monde“ anschließen, erweisen sich als Dichter ohne Vokation und Zugang zur göttlich inspirierten Poesie.

Eine zweite Gruppe verfehlter Dichter lässt sich anhand des entgegengesetzten Fehlers nachzeichnen: statt sich als zu schwach zu erweisen und auch ihre Dichtung wenig auszuformen, ist dieser zweite Typus „trop ampoulez, & presque crevez d'enfleures comme hydropiques“⁴⁵⁰. Dem Mangel stellt sich an dieser Stelle ein Übermaß gegenüber, das sich nicht nur in der Dichtung selbst zeigt, sondern sich auch auf den Poeten überträgt. Dieser wird von Ronsard durch eine sukzessiv gesteigerte Aufzählung dekonstruiert: zunächst einfach nur durch ein Übermaß gekennzeichnet, zersetzt sich der Dichter aufgrund ebendieser Weitschweifigkeit und erlangt im letzten Schritt einen morbiden Zustand. Der Dichter und seine Dichtung sind hierbei deckungsgleich angelegt, denn die Poesie, die dieser Poentypus hervorbringt,

⁴⁴⁸ *Préface de la Franciade*, in Ronsard, Pierre de (1993a): *Œuvres complètes*. Édition par Jean Céard, Daniel Ménager et Michel Simonin, 2. Bd., Paris, Gallimard, S. 1166.

⁴⁴⁹ Ménager, Daniel (1994): „Le « bas monde » et le « beau monde » chez Ronsard“, in: *Littératures classiques* 22, 29–44, hier S. 32.

⁴⁵⁰ Ronsard 1993a, S. 1166.

ist „extravagant, crevé & bouffy, pleins de songes monstrueux & paroles piaffées“⁴⁵¹. Die Dopplung der Adjektive betont die Verschiebung eines metaphorischen textimmanenten virilen Ideals auf den außertextlichen Raum und macht hierbei das Übermaß auf textueller Ebene zu einer menschlichen Qualität, die Invention also zu einer Frage des virilen Ethos. Deutlich unterstreicht Ronsard dieses, wenn er seine Ausführungen mit einem Beispiel illustriert, das den „jargon de Gueux ou de Boëmiens“⁴⁵² den „paroles d’un Citoyen honneste & bien appris“⁴⁵³ gegenüberstellt und dabei die Idee eines hegemonialen Gefüges, das sich an einem gebildeten Bürger orientiert und hierbei eine typische intersektionale Betrachtung des Männlichkeitsideals in Kongruenz zu einer Klassenvorstellung heranzieht, in den poetischen Raum überträgt. Wie auch Boccaccio trägt Ronsard eine Idealvorstellung an den Poeten heran, die ihn durch metaphorische Analogien stets als *vir bonus* mit dem Zusatz *poeticus* beschreibt.

Dieser ideale *vir bonus poeticus*⁴⁵⁴ orientiert sich schließlich an der Sophrosyne, die in der *Nikomachischen Ethik* die Basis der männlichen Tugend ausgemacht hatte und eine Übertragung in den poetischen Raum auf textueller Ebene erlebt hatte⁴⁵⁵.

Les autres plus rusez tiennent le milieu des deux, ny rampant
trop bas, ny s’eslevans trop haut au travers des nues, mais
qui d’artifice & d’un esprit naturel elabouré par longues es-
tudes, & principalement par la lecture de bons vieux Poetes
Grecs & Latins, descrivent leurs conceptions d’un style
nombreux, plein de vénérable Majesté [...].⁴⁵⁶

Das Ideal erreicht also ein Dichter, der in keines der zuvor kritisierten Extreme verfällt und hierbei das Zusammenspiel aus *natura* und *ars* in sich vereint. Die angeborene dichterische Prädisposition („un esprit naturel“), die ihre Natürlichkeit nicht einbüßt, wird mithilfe einer präzisen Ausbildung („longues études“) und der *imitatio* antiker Vorbilder perfektioniert. Dieser idealtypische Dichter⁴⁵⁷ erreicht einen Stil, der sich an den griechischen und lateinischen Vorbildern orientiert und von *varietas*

⁴⁵¹ *Ibid.*

⁴⁵² *Ibid.*

⁴⁵³ *Ibid.*

⁴⁵⁴ Ich erlaube mir diesen Neologismus als Weiterentwicklung des lateinischen Bonmots „Orator est vir bonus, dicendi peritus“ einzuführen, um die Dopplung der Adjektive auf das Subjekt explizit männlichen Geschlechts zu beziehen und die unterschiedlichen Attribute in einer Bezeichnung zusammenzuführen.

⁴⁵⁵ Diese Ausführungen finden sich im Detail im ersten Teil dieser Arbeit.

⁴⁵⁶ Ronsard 1993a, S. 1166.

⁴⁵⁷ Dieser wird hier auch als „rusez“ beschrieben; siehe hierzu Millet, Olivier (2017): „Entre la chasse et la lecture, à propos des termes ruseet ruséen moyen français“, in: Boutet, D. / Nicolas, C. (Hgg.): *La question du sens au Moyen Âge. Mélanges à l’hommage de Armand Strubel*, Paris, Honoré Champion, 703-718.

(„style nombreux“)⁴⁵⁸ und „Majesté“ zeugt. Die Positionierung dieser beiden Stilideale nimmt den Dichter als *vir bonus poeticus* in den Fokus und überträgt das Primat des virilen Stils aus dem metaphorisch-textimmanenten Raum zurück auf den Poeten. Die *majestas* erweist sich hierbei, wie Francis Goyet betont, als Verlängerung der rhetorischen *dignitas*, die sich gleichermaßen auf Text und Redner bezogen hatte: „La *dignitas* suprême de l’orateur tient en dernière analyse à la *dignitas* du sujet lui-même.“⁴⁵⁹ Die „Majesté“, wenn auch durch ihren komparativen Charakter (im ständigen Gegensatz mit einem „minus“)⁴⁶⁰ in ihrer Form weniger absolut, ruft doch eine ähnliche, komplexe Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Text auf. Hierbei unterscheidet Goyet zwischen dem „porte-parole de la divinité“⁴⁶¹, der sich durch göttliche *dignitas* auszeichnet und dem die *majestas* verfolgenden Subjekt, das sich als Dichter des Weltlichen erweist⁴⁶². Ronsard wählt mit seiner Anknüpfung des Dichters an dieses Ideal eine Position in einem weltlichen Universum, das politische Strukturen und gesellschaftliche Hierarchien als Referenzmodell für die Verortung des Poeten heranzieht. Das von dem französischen Dichter gewählte aristotelische Tugendsystem und die klassifizierenden, hierarchisierenden Beschreibungen legen für die Typologisierung des Poeten in der Konzeption Ronsards ein Virilitätssystem nahe, das schon für den Text angelegt war und nun eine konkrete Entsprechung im Subjekt findet. Auch Ronsard geht hierbei von einem dominieren Ideal und unterschiedlichen Typen der Devianz aus, die sich – wie bereits im Text – aus den aristotelischen Gegenpolen von Mangel und Übermaß speisen. Der Dichter als *vir bonus poeticus* wird also als männliche Figur in einem Universum konzipiert, das sich analog zum weltlichen männlichen Ethos verhält.

Der *vir bonus poeticus* und der Umgang mit seiner *molle oisiveté*

Diesem Grundverständnis einer virilen Idealvorstellung folgend, hinterfragt Joachim du Bellay in den Sonetten der *Regrets* die Kategorien, die das Tugendsystem des *vir bonus poeticus* bestimmen und greift dabei auf die „*molle oisiveté*“⁴⁶³ als Leitmotiv eines devianten Dichtertypus zurück. Im 115. Sonett definiert Du

⁴⁵⁸ André Gendre betont, wie Ronsard sein eigenes Werk auch im Sinne einer stilistischen und Gattungsvarietät, als „exercice souverain de la variété“ konzipiert; siehe Gendre, André (1997): *L’Esthétique de Ronsard*, Paris, SEDES, S. 151.

⁴⁵⁹ Goyet, Francis (2018): *Le sublime du „lieu commun“: L’invention rhétorique dans l’Antiquité et la Renaissance*, Paris, Classiques Garnier, S. 307.

⁴⁶⁰ Siehe hierzu Dumézil, Georges (1969): *Idées romaines*, Paris, Gallimard, Kapitel „Majestas“.

⁴⁶¹ Goyet 2018, S. 307.

⁴⁶² *Ibid.*, S. 308sq.

⁴⁶³ Du Bellay (1994): *Les Regrets. Suivi de Les Antiquités de Rome*. Le Songe, Paris, LGF, Sonett 14, S. 63 und Sonett 115, S. 114.

Bellay den Referenzrahmen für das von ihm gewählte Begriffspaar, das schon in die Betrachtungen des idealen Redners Einzug gehalten hatte⁴⁶⁴. In dem Sonett adressiert Du Bellay eine Kritik italienischer Manieren an Dagaud, der nicht mehr wie Du Bellay in Rom weilt. Die räumliche Unterteilung in das Italien des römischen Hofes, dem die Sonette 113 bis 116 gewidmet sind, und das Frankreich Dagauds ermöglicht eine doppelte Darstellung der mangelnden Tugend in Rom, das von „gent cruelle“⁴⁶⁵ beherrscht wird, die sich durch Sünden wie „L’avarice, l’envie, et la haine immortelle“⁴⁶⁶ auszeichnen. Sie entzögen dem in Italien weilenden Franzosen „le bien, et la vie, et l’honneur“⁴⁶⁷ und zögen ihn mit in den Einfluss ihres devianten Verhaltens.

Dem gegenüber wird Frankreich als Raum der Tugend etabliert: „La molle oisiveté n’y engendre le vice“⁴⁶⁸. Der Topos einer Kritik am italienischen Beispiel wird anhand dieses Horaz-Zitates⁴⁶⁹ mit der „mollesse“ verknüpft, die sich als Attribut des Müßiggangs in der italienischen Hofgesellschaft etabliert und dem „chétif courtisan“⁴⁷⁰ zugeschrieben wird. Die Figur des Kurtisanen als Inkarnation einer weiblich besetzten, devianten Männlichkeit greift einen Gemeinplatz der französischen Italienkritik auf⁴⁷¹ und ruft gleichzeitig die „mollesse“ als effeminierendes Charakteristikum auf. In diesem Sinne wirkt die „molle oisiveté“ als Katalysator für Devianz, die sich im Besonderen gegen die virilen Tugendsysteme richtet. Die Nähe zum Weiblichen und die Abkehr vom heteronormativen Ideal werden von Du Bellay mobilisiert, um eine poetische Hierarchie zu etablieren, innerhalb derer er nationale Poetologien gegeneinander abwägt. Die herangezogene Metapher erweist sich hierbei als epistemologisches Model im Sinne Ricœurs⁴⁷², das es ermöglicht, sich einer neuen Realität zu stellen, in der französische und italienische Poeten sich nicht nur im synchronen, sondern auch im diachronen Rahmen verorten müssen – und was läge da näher, als die geschlechterbasierte Ordnung eines intravirilen Feldes zu bemühen.

Der Dichter selbst sieht sich im 14. Sonett mit der „molle oisiveté“⁴⁷³ konfrontiert, der er sich zu entziehen sucht. In diesem Sonett widmet sich Du Bellay nicht

⁴⁶⁴ Siehe Kapitel 2.1.

⁴⁶⁵ Du Bellay 1994, Sonett 115, S. 114, V. 2

⁴⁶⁶ *Ibid.*, V. 7.

⁴⁶⁷ *Ibid.*, Sonett 115, S. 114, V. 4; die triadische Struktur ahmt hier deutlich den Vergleich mit Herkules’ Kampf gegen die Hydra nach: jedes Widersetzen gegen den italianisierenden, devianten Einfluss zieht eine Verstärkung der Konsequenzen nach sich – die Kritik der italienischen „mollesse“ wird detailliert in Kapitel 3.2 betrachtet.

⁴⁶⁸ *Ibid.*, Sonett 115, S. 114, V. 9.

⁴⁶⁹ „Mollis inertia cur tantam diffuderit imis/ oblivionem sensibus“; Horaz (2014): *Oden und Epoden*, Berlin, De Gruyter, S. 302-303, XIV, 1-2

⁴⁷⁰ Du Bellay 1994, Sonett 155, S. 114, V. 8.

⁴⁷¹ Siehe hierzu die Ausführungen im Kapitel 3.2.

⁴⁷² Siehe beispielsweise Ricœur 1975, S. 302*ssq.*

⁴⁷³ Du Bellay 1994, Sonett 14, S. 63, V. 9.

dem Prozess des Schreibens als poetisches Schaffen oder Inspirationsprodukt, sondern führt eine autoreflexive Beschreibung der durch den Akt des Dichtens hervorgerufenen Transformation des Poeten durch und in der sich dieser durch seine Dichtung von den weltlichen Belastungen abgrenzt.

Si l'importunité d'un crédeur me fâche,
 Les vers m'ôtent l'ennui du fâcheux crédeur:
 Et si je suis fâché d'un fâcheux serviteur,
 Dessus les vers (Boucher) soudain je me défâche.
 Si quelqu'un dessus moi sa colère délâche,
 Sur les vers je vomis le venin de mon cœur⁴⁷⁴

Im ersten Quartett legt Du Bellay den Spannungsbogen des Sonetts als Gegenüberstellung einer im weltlich-gesellschaftlich angesiedelten Belastung und der durch die Poesie hervorgerufene Entlastung an. Die lexikalische Akkumulation („fâche“, „fâcheux“, „fâché“, „fâcheux“) gipfelt in der Umkehrung („défâche“), durch die der Poet dem negativen Einfluss entkommt und in einem nächsten Schritt das ihm inhärente Potential zu negativem Verhalten („le venin de mon cœur“) überwindet. Diese Abgrenzung bringt Du Bellay im zweiten Quartett mit der Annahme einer poetischen Fortifikation zusammen:

Et si mon faible esprit est recru du labeur,
 Les vers font que plus frais je retourne à ma tâche.
 Les vers chassent de moi la molle oisiveté,
 Les vers me font aimer la douce liberté,
 Les vers chantent pour moi ce que dire je n'ose.⁴⁷⁵

Der „faible esprit“ sieht sich hier mit der Last seiner Tätigkeit konfrontiert und durchlebt eine Stärkung im Moment der Dichtung. Diese Schwäche schreibt sich in einen Dualismus von Ideal und Verfehlung ein, in dem traditionellerweise die Stärke die anzustrebende Norm darstellt und die der Poet zunächst zu verfehlen scheint, durch den Einfluss der Dichtung jedoch noch erreicht. Die Personifizierung *par-pro-toto* der Verse verschiebt ihn hierbei in eine passive Position, während die Poesie als Agens einen Einfluss auf ihn ausübt und auch die Stärkung gegen die „molle oisiveté“ als Ursprung von Devianz prägt. Zieht man die metaphorische Aufladung, die dem Begriffspaar im 115. Sonett zugeschrieben wurde, hinzu, tritt der Fortifikationsprozess auch als die Virilität stärkender Moment hervor. Die „mollesse“ des prä-poetischen Mannes wird unter Annahme der Verse durch eine „douceur“ ersetzt, die poetologischen Kategorien (der *lenitas* und *suavitas*) aufruft. Die Fortifikation des schwächelnden Mannes bei seinem Übertritt in den Raum des Poeten wird hierbei also nicht als Abgesang auf jede Form der Weichheit konzipiert, sondern

⁴⁷⁴ *Ibid.*, Sonett 14, S. 63, V. 1-6.

⁴⁷⁵ *Ibid.*, Sonett 14, S. 63, V. 7-11.

ersetzt die mit Schwäche konnotierte weltliche „molle oisiveté“ durch eine produktive „douce liberté“, die die vermeindliche Schwäche in eine poetologische Kategorie umsetzt und aus ihr eine neue Stärke hervorrufen – die sich der eigenen Zurückhaltung zu widersetzen und zum Ausdruck zu bringen „ce que dire je n’ose“. Der im irdisch-gesellschaftlichen Kontext als schwach und mangelhaft beschriebene Poet lässt beim Eintritt in die poetische Sphäre seine Fehlerhaftigkeit zurück und nimmt eine aus der Poesie resultierende Kraft an, die ihn dem Ideal näherückt, das jedoch keine bloße Übertragung des virilen Ethos ist, sondern ein alternatives Referenzsystem aufzeigt. So verfolgt der *vir bonus poeticus* keineswegs die Abkehr von der Weichheit als Ziel für den Idealzustand, sondern lernt diese in einen fruchtbaren Zustand zu übertragen und anzunehmen („me font aimer la douce liberté“). Der Poet etabliert sich also jenseits des weltlichen Rahmens und verfolgt dabei ein Ideal, das sich nur in diesem poetischen Raum trägt.

Auch innerhalb der französischen Poesie zieht Du Bellay die Gegenüberstellung von „mollesse“ und „douceur“ heran, um eine Hierarchie zwischen verschiedenen Formen der Poesie zu etablieren, wobei die Sonette des Olive sich als poetische Konkretisierung und metapoetisches Reflexionsfeld gleichermaßen lesen lassen⁴⁷⁶. In den einleitenden an Princesse Madame Marguerite gerichteten Versen beschreibt Du Bellay sich selbst als „Là élevé au cercle radieux/ Par un Démon heureux, qui me conforte,/ Celle fureur tant douce j’en rapporte“⁴⁷⁷, der durch den Eintritt in einen erleuchteten Kreis Zugang zum „douce“ *furor poeticus* erhält und diesen anschließend mit sich trägt („j’en rapporte“). Der Inspirationsweg ähnelt dem raumsemantischen Gefüge, das bereits Ficino in seinen Platonkommentaren ausgeführt hatte, erfährt jedoch eine detaillierte Unterteilung, in denen Du Bellay sich selbst zu verorten sucht. Im ersten einleitenden Sonett lehnt Du Bellay zunächst unterschiedliche Inspirationsquellen – und somit poetische Schulen – ab:

Je ne quiers pas la fameuse couronne,
saint ornement du Dieu au chef doré,
Ou que du Dieu aux Indes adoré
Le gay chapeau la teste m’environne⁴⁷⁸

Du Bellay grenzt sich zunächst von der apollonischen Dichtung des „Dieu au chef doré“ ab und spielt auf deren lange Tradition an („fameuse couronne“), von der er sich allerdings lossagen will, ebenso wie von der dionysischen Dichtung unter dem

⁴⁷⁶ Siehe hierzu Josiane Rieu, die auf Du Bellays Versuche eingeht, sich selbst in einem Spannungsfeld zwischen heidnischer, christlicher und intellektueller Dichtung zu verorten; Rieu, Josiane (1995): *L’Esthétique de Du Bellay*, Paris, SEDES, S. 45.

⁴⁷⁷ Du Bellay 2007, S. 228.

⁴⁷⁸ *Ibid.*, S. 241.

Einfluss Bacchus' („Dieu aux Indes adoré“)⁴⁷⁹, den er als Ursprung einer leichtfertigen, konsistenzlosen Dichtung (unter dem Zeichen des „gay chapeau“) betrachtet. Die Hierarchie, in der diese poetischen Traditionen zueinander stehen wird von Du Bellay durch den vestimentären Abstieg von der Krone des Göttervaters zum Hut des Bacchus deutlich gemacht. In einem dritten Schritt lehnt Du Bellay ebenfalls ein poetisches Schaffen unter dem Einfluss der Venus ab: „Encores moins veulx-je que l'on me donne/ Le mol rameau de Cypre décoré“⁴⁸⁰. Die sukzessive Entwicklung wird durch die nachgeordnete Verskonstruktion betont („encores moins“) und setzt die „mollesse“, mit der die venerische Poesie von Du Bellay besetzt, wird als unterstes Glied in einer Anordnung dreier Inspirationstraditionen situiert. Das poetische Feld wird hierbei in einer mehrschichtigen Hierarchie entworfen, in der sich der Dichter durch den Gegenstand auszeichnet, den er sich im Zuge der göttlichen Eingebung aneignet („couronne“, „chapeau“, „rameau“) und wird durch die qualifizierenden Adjektive deutlich hierarchisiert („fameuse“, „gay“, „mol“). Du Bellays eigenes Schaffen grenzt sich besonders von der dritten Tradition ab, denn er fordert vom Göttinnenpaar Minerva und Pallas Athene („Celuy qui est d'Athenes honoré/ Seul je veulx, et le Ciel me l'ordonne“⁴⁸¹): „donne moy hardiesse“⁴⁸². Durch diese Anbindung an das Primat der „hardiesse“ betont Du Bellay seine besondere Abneigung gegenüber dem dritten, untersten Element seiner zuvor aufgestellten Inspirationshierarchie: das Begriffspaar *hardiesse-mollesse* stellt in der Tat ein Gegenspiel von Tugend und Verfehlung dar⁴⁸³, in dem sich Du Bellay für die eigene poetische *hardiesse* ausspricht. Diese verbindet er mit den Göttinnen Pallas Athene und Minerva – Josiane Rieu weist auf die nicht eindeutige Besetzung der in Athen geprägten Schule hin⁴⁸⁴ – und spricht sich somit für eine intellektgeleitete Poesie aus. Die „sage Déesse“⁴⁸⁵ wird als Inkarnation der Intelligenz und Gelehrtheit⁴⁸⁶ hervorgehoben und stellt sich somit als Ursprung einer rationalitätsgeleiteten, durch den Intellekt stärker als durch einen unkontrollierten Inspirationsprozess hervorgerufenen Poesie vor. Die nicht spezifizierte Doppelbesetzung des Einflusses „d'Athenes honoré“ als die griechische Göttin Pallas Athene oder als die römische Göttin Minerva deutet auch auf das Autonomiebestreben des Dichters hin: ließen sich die griechischen Göttinnen noch, wie bei Ficino hervorgehoben, als Musen und direkte

⁴⁷⁹ Ronsard hingegen wird sich positiv über den Gott des Weines als Ursprung für poetisches Schaffen aussprechen; siehe weiter unten in diesem Kapitel.

⁴⁸⁰ *Ibid.*, S. 241.

⁴⁸¹ *Ibid.*

⁴⁸² *Ibid.*

⁴⁸³ Siehe Ferguson, Gary (2021): „« Licence grecque », hardiesse et mollesse dans les Essais de Montaigne“, in : Maira, D. / Patera, P. / Baur, F. (Hgg.) : *Molleses Renaissanceles. Defaillances et assouplissement du masculin*, Genf, Droz, 417-437.

⁴⁸⁴ Siehe Rieu 1995, S. 179.

⁴⁸⁵ Du Bellay 2007, S. 241.

⁴⁸⁶ Siehe hierzu den Eintrag „Minerva“ in Pauly, August Friedrich (1932): *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*. Bd. 15, Stuttgart, Metzler.

Einflussgeber(innen) verstehen, nimmt Minerva vielmehr die Rolle einer Schutzpatronin ein, einer Begleiterin des dichterischen Schaffens.

In Verlängerung der zur Italienabgrenzung mobilisierten „molle oisiveté“ nutzt Du Bellay erneut die Referenz zur „mollesse“, um ein intrafranzösisches Hierarchiesystem zu etablieren und führt dieses über die Anknüpfung an vestimentäre Praktiken mit einem mehrpoligen Feld zusammen, in dem der Dichter sich der „hardiesse“ zuwendet, um so an Idealvorstellungen von physischer Stärke und psychischer Determination anknüpft.

Poeta vates und der Eintritt in die Sphäre der Musen

Wenn sich der Poet also als dem virilen Ethos unterworfenen Wesen versteht, lässt sich auch der Begriff der „mollesse“ mit den ihm zugeordneten Unterbegriffen in diesem Zusammenhang beleuchten. Das poetische Schaffen stellt hierbei eine besondere Schnittstelle zwischen dem theoretischen Ideal und der konkreten Inkarnation dar und führt eine Vielzahl von Begriffen zusammen, die sich vor dem Hintergrund des virilen Ethos neu beleuchten lassen. Zunächst stellt sich die Frage, unter welchem Einfluss gedichtet wird und welche Bedeutung die Inspiration für den männlichen Dichter erlangt, wenn Connell doch herausstellt, dass männliche Identität auch immer mit einer Immunität gegen die Einflussnahme (in Connells Ausführungen konkretisiert durch Gewalt) des anderen darstellt⁴⁸⁷.

Die Poetik der Renaissance durchläuft einen komplexen Wandel und hinterfragt hierbei das Erbe antiker Traditionen, das sich auf eine heidnische göttliche Inspiration beruft, nimmt aber auch den christlichen Gott und Emotionen, wie die amoureuse Passion oder das trauernde Leid als Quelle dichterischen Schaffens in den Fokus. Vor dem Hintergrund heidnischer Einflüsse auf den Poeten lässt sich besonders die platonische Darstellung des Dichters nachzeichnen, die ihren Weg aus dem Dialog des *Ion* über die Platonkommentare Ficinos bis in die *Préface* der *Franciade* findet und den Dichter in seiner Abhängigkeit von einer weiblichen Muse reflektiert. In dem Dialog zwischen Sokrates und Ion von Ephesos führt Sokrates die Dichtung als durch und durch irrationalen Prozess an, der sich nicht als Umsetzung einer zu erlernenden Technik verstehen lässt, sondern lediglich durch äußere Einflussnahme entstehen kann.

⁴⁸⁷ Vgl. Connell 2015, S. 137.

Wie ich eben bereits sagte, es ist nicht eine Kunst, indem es nicht in deinem eignen Vermögen liegt, über den Homeros gut zu reden; sondern es ist eine göttliche Kraft, welche dich dabei treibt, gerade wie sie in dem Steine liegt, welchen Euripides den Magneten nannte, während er gewöhnlich der herakleische heißt. Auch dieser Stein nämlich zieht nicht bloß selber die eisernen Ringe an, sondern er legt dieselbe Kraft auch in diese Ringe hinein; so daß sie ebendasselbe wie der Stein selbst zu tun vermögen, nämlich andere Ringe anziehen, so daß bisweilen eine gar lange Reihe solcher Eisenstücke aneinanderhängt: diesen allen ist dann diese Kraft von jenem Steine angehängt. Ebenso schafft auch die Muse selbst Begeisterte, und indem diese solche Begeisterung weiterverpflanzen, hängt sich an sie eine Kette anderer Begeisterter⁴⁸⁸

Platon legt Sokrates seine grundlegende Einstellung zur Verknüpfung zwischen dem Dichter und den ihn inspirierenden Musen in den Mund und nutzt dazu das Bild des Magnets nach Euripides: von den Musen geht eine Begeisterung (im Sinne eines Einflusses auf den Geist des Poeten), ähnlich einem magnetischen Spannungsfeld, aus, die den Dichter anzieht und in seiner Substanz in dem Maße verändert, dass auch er nun diesen Einfluss in sich aufnimmt und in seiner Dichtung weitergeben kann. Die Inspiration verläuft hierbei in mehreren Schritten von der Anziehung des vorherbestimmten Dichters – eine Sensibilität für den Eintritt in die Begeisterung wird gleichsam der Beschaffenheit der Eisenringe vorausgesetzt – über die Annahme der poetischen Fähigkeiten als tiefgreifende, von der Muse hervorgerufene Veränderung bis hin zur Weitergabe der Begeisterung als poetisches Schaffen ab. Die Inspiration erweist sich als *conditio sine qua non* für die Dichtung und setzt hierbei eine Einflussnahme durch die Muse voraus, die einen Teil ihrer Eigenschaften auf den Dichter überträgt. Wollte man diese Verbindung noch einmal aus genderkritischer Sicht hinterfragen, lässt sich das Dependenzgefälle zwischen einem genuin männlichen Dichter und einer dem weiblichen Geschlecht zugeschriebenen Figur der Muse⁴⁸⁹. Als Poet scheint sich also nur etablieren zu können, wer sich in den Einflussbereich des Weiblichen begibt und dieses teilweise in sich integriert – der Weg zum idealen Poeten scheint somit nur als teilweise Verweiblichung denkbar zu sein.

⁴⁸⁸ Platon (1940): *Sämtliche Werke*. Berlin: Lambert Schneider, 533d

⁴⁸⁹ Wenn der Sammelband von Allen und Young im Weiteren auch die Philosophie des französischen 20. Jahrhunderts in den Fokus nimmt, liefern die Herausgeber in ihrem Vorwort doch eine präzise Abgrenzung der weiblichen Muse von den klassischen männlich konnotierten Handlungen; vgl. Allen, Jeffner / Young, Iris Marion (1989): *The Thinking Muse. Feminism and modern french philosophy*, Bloomington, Indiana University Press, S. 1-17.

Deutlicher zeigt sich dies in den Platonkommentaren Marsilio Ficinos, der sich in seinem *Argumentum in Platoniam theologiam* im Allgemeinen und in seinem *Argumentum Marsilii Ficini Florentini in Platonis Ionem de furore poetico* ausgehend von den Werken des griechischen Philosophen eigene Schwerpunkt in seiner Konzeption einer poetischen Inspiration ausführt. Unter den vier Arten der göttlichen Begeisterung tritt der „poeticus furor“⁴⁹⁰ als harmonisierende, das weltliche Chaos in Einklang bringende Kraft hervor, die auf den Einfluss der Musen zurückzuführen ist. An die sokratischen Passagen des *Ion* angelehnt⁴⁹¹ konzipiert Ficino den von *furore poeticus* beeinflussten Mann als Sondertypus, der Zugang zu einer poetischen Sphäre hat, die durch weltliches Dasein nicht erreicht werden kann; „ad percipiendam poesim iam traditam humanum ingenium non sufficit“⁴⁹². Die weltlichen menschlichen Fähigkeiten geraten somit im Angesicht der inspirierten Poesie an ihre Grenzen und können nur einen beschränkten Zugang ermöglichen. Auch sind es keine weltlichen Tugenden, die den Dichter ausmachen: „non prudentissimi quique et ab ineunte aetate eruditissimi optimi evasere Poetae“⁴⁹³. In dieser Ablehnung weltlicher Tugenden in Form von Bildung und erlernter Technik führt Ficino die Idee einer parallelen Welt weiter, die schon bei seiner Vorstellung der Jugend des Poeten eine Rolle spielte.

Diese abseits des weltlichen Ordnungssystems gelegene Dimension⁴⁹⁴ konzipiert Ficino in anhand einer raumsemantischen Überlegung, indem er eine zweite Sphäre, die der Musen „cum Musas, spherarum mundi animas“⁴⁹⁵, ersinnt, innerhalb derer ein Zugang zu den grundlegenden Prinzipien der Inspiration möglich ist.

⁴⁹⁰ Ficino, Marsilio (1984): *Über die Liebe oder Platons Gastmahl*. Übersetzt von Karl Paul Hausse, herausgegeben von Paul Richard Blum, Hamburg, Meiner, S. 334.

⁴⁹¹ Platon 1940, S. 533.

⁴⁹² Ficino, Marsilio (2008): *Commentaries on Plato. Bd. 1. Phaedrus and Ion*, Cambridge, Harvard University Press, S. 202sq.

⁴⁹³ Ficino, Marsilio (1964): *Théologie platonicienne de l'immortalité des âmes*. 2 Bd. Édition critique par Raymond Marcel, XIII, 2, Bd. II, S. 203.

⁴⁹⁴ Jean Lecointe betrachtet die Dynamiken dieser abseitigen poetischen Dimension genauer und stellt deren, aus der Inspiration resultierende Inkonsistenz fest: „Enfin, aussi bien par référence à la doctrine platonicienne de l'enthousiasme telle qu'elle s'exprime dans l'*Ion*, avec ses accès imprévisibles et provisoires de mania, qu'en relation avec le texte aristotélicien des Problèmes XXX, qu'il exploite pour son tableau du génie mélancolique, Ficino est amené à insister sur l'imprévisibilité, le caractère soudain et déroutant, des formes de manifestation de l'inspiration et du génie, ce qu'Aristote appelle son *anómalia*, son in-constance essentielle.“ Es wird deutlich, wie diese Dimension voller „improvisation“, „spontanéité“ und „irrégularité“ durch die Abwesenheit der irdischen Konsistenz sich nicht mehr als patriarchaler Raum verstehen lässt, der nach den Ordnungsstrukturen der weltlichen Logik agiert; Lecointe 1992, S. 285sq.; siehe auch Lecointe, Jean (1989): „Naissance d'une prose inspirée: prose poétique et néo-platonisme au XVI^e siècle en France“, in: *Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance*, LI, no.1, 13-58.

⁴⁹⁵ Ficino 2008: *Ion*, S. 204sq.; siehe hierzu Lecointe, Jean (2003): „Douceur et harmonie cosmique dans la spéculation néo-platonicienne au début du XVI^e siècle en France“, in: Prat, Marie-Hélène / Servet, Pierre (Hgg.): *Le doux aux XVI^e et XVII^e siècles. Écriture, esthétique, politique, spiritualité*. Colloque des 28 et 29 mars 2003, Cahier du GADGES no. 1, Lyon, 29-42.

Und wie schon bei Platon wirkt die Inspiration der Musen als Übertragungsprozess, in dem das Poetische auf den Dichter übergeht, der es selbst annimmt und weitergibt: „Apollo illuminat Musas, Musae suscitant et exagitant lenes et insuperabiles vatum animas; vates inspirati interpretes suos inspirant; interpretes autem auditores movent.“⁴⁹⁶ Der Prozess der Dichtung läuft hierbei als Kettenreaktion ab, die von der apollonischen Inspiration über die Musen bis hin zu den Rezipienten der Dichtung verläuft. Der Dichter selbst wird in einer Schlüsselrolle positioniert, in der er zwischen den außerweltlichen Sphären der Inspiration und den weltlichen Zuhörern vermittelt. Von besonderer Bedeutung erscheint hierbei die dichterliche Charakterisierung als „lenes“, als in seiner Grundkonstitution nachgiebig und für die Einflussnahme offen. Die poetische *lenitas* als etablierter Fachbegriff, die in dieser Beschreibung angelehnt ist, täuscht nicht über die Abkehr von der eigentlichen Anforderung an den *homo scribens* hinweg, wie wir sie aus der Rhetorik kennen. Nicht „virilis et fortis et sanctus“, sondern von besonderer Nachgiebigkeit sollte also der Dichter sein. Ein Mangel an ebendieser Eigenschaft zeigt sich in einer entleerten Poesie: „sine furore Musarum poeticas ad fores accedit, inanem esse ipsum atque eius poesim“⁴⁹⁷. Die Öffnung des Poeten für einen Einfluss durch die Musen erweist sich hierbei als Notwendigkeit, um nicht nur Zugang zur Inspiration zu haben, sondern auch die eigene Dichtung und das dichterliche Selbst gegen das Risiko der Leere und des Mangels abzusichern.

Das direkte Streben nach Poesie, ohne sich auf den Einfluss der Musen einzulassen, führt zu einem doppelten, sowohl textuellen als auch menschlichen Mangel an Substanz und ruft eine Leere und Abwesenheit hervor, die die Dichtung ebenso wie den Schriftsteller in einen leeren Raum jenseits der Poesie aber auch ohne Zugang zu den Interpreten und Zuhörern in der irdischen Dimension verbannen. Hatte sich die Verortung im weltlichen sozialen Raum als Positionierung zu anderen, am Ideal beteiligten Akteuren, verstanden, lässt sich beobachten, wie die Konfigurationsstrategien in der parallelen, poetischen Sphäre zwar deckungsgleich angelegt sind, aber erst durch eine Aufweichung und Öffnung des männlichen Dichters erfolgen kann. Diese Tätigkeit, von Ficino als „occupatio“ ausgeführt, geht jedoch über die eingangs angeführte Annahme musischer Attribute hinaus: „Occupatio significat raptum animae et conversionem in Musarum numina“⁴⁹⁸. Der männliche Dichter wird also nach dem Eintritt in den weiblichen Raum⁴⁹⁹ nicht nur mit

⁴⁹⁶ Ficino 2008, S. 204sq.

⁴⁹⁷ *Ibid.*

⁴⁹⁸ *Ibid.*, 200sq.

⁴⁹⁹ Diese Grenzüberschreitungen lassen sich im Sinne Lotmans zunächst als das Sujet, den notwendigen Wechsel eines semantisch aufgeladenen Raumes in einen anderen lesen, von dem die gesamte Spannkraft der dichterischen Veränderung ausgeht, doch stellt sich in der vorliegenden Arbeit vielmehr die Frage, in welchem Sinne der weiblich besetzte Raum Einfluss auf den *vir bonus poeticus* nimmt. Ich erlaube mir hier, die Gedanken Lotmans in die Betrachtung der Inspirationsräume mit einzubeziehen, auch wenn Lotman sich in erster Linie der Struktur narrativer Texte zugewandt hat,

neuen Fertigkeiten versehen, sondern durchläuft einen tiefgreifenden Transformationsprozess, der den Geist des Dichters in den der Muse überträgt. Der virile Dichter muss, indem er eine Entrückung und damit stückweise Auflösung der eigenen Seele in Kauf nimmt, somit zunächst mit einer neuen weiblichen Prädisposition ausgestattet werden, bevor er sich im poetischen Feld vollends etablieren kann⁵⁰⁰. Die weltlichen Attribute treten hierbei nicht nur in den Hintergrund, sondern werden vollends ausgetauscht und entfremden den Dichter durch die Konversion zur Muse sich selbst in einem solchen Maße, dass die von ihm produzierte Dichtung für ihn kaum verständlich bleibt, denn „quand ils sont en délire, ils composent de nombreux chants, souvent admirables, qu'ils ne comprennent plus dès que leur délire s'est calmé, comme s'ils ne les avaient pas exprimés d'eux-mêmes“⁵⁰¹. Im Inspirationsprozess verliert sich der Dichter immer stärker und tritt schließlich hinter der Muse zurück, die durch ihn das Göttliche zum Ausdruck bringt. Als Sprachrohr der Muse zersetzt sich die Figur des Dichters, wird durch die weiblich-göttliche Instanz ersetzt und erlebt hierbei einen Fortifikationsprozess, der sich anhand des Begriffes der *mollesse* neu beleuchten:

lenem' dicit quasi agilem a Musisque formabilem: nisi enim praeparata sit, non occupatur; ‚insuperabilem' quia, postquam rapta est, superat omnia et a nulla rerum inferiorum inquinari vel superari potest: exsuscitat e somno corporis ad vigiliam mentis⁵⁰²

Ficino führt seine Theorie zum Einfluss der Musen anhand der *lenitas* des dichterischen Geistes aus. In der Übertragung dieses durch die Rhetorik doppeldeutig besetzten Begriffes auf die *persona* des Poeten wird noch einmal die gegenseitige Einflussnahme von Text und textexternem Subjekt deutlich. Das Primat der *virilitas* als Indikator für den Idealzustand wird deutlich aus dem metaphorischen in den konkreten Raum übertragen und findet eine reale Entsprechung im Poeten. Dieser ist zunächst Träger einer poetischen Weichheit – einer *lenitas*, die sich in ihm ebenso wie schon oben beschrieben in seinen Texten verdeutlicht – und tritt mit dieser form- und beeinflussbaren Prädisposition vor die Muse, die eine grundlegende Veränderung des Geistes vornimmt: als Folge der Inspiration ist der Poet selbst gestärkt gegen negative und niedere Eindrücke. In der fast schon als Hendiadyoin zu

denn es lässt sich in den Ausführungen Ficanos durchaus eine narrative Grundstruktur aufzeigen, die den Werdegang des Dichters wie eine Erzählung nachzeichnet; siehe Lotman, Juri M. (1993): *Die Struktur literarischer Texte*, München, Fink.

⁵⁰⁰ Es ist interessant festzuhalten, dass Ficino auch eine feminine Binnendifferenzierung kennt und die neun Musen den unterschiedlichen Männertypen zuordnet, die schließlich ihren Weg als Poet finden können. Er scheint also nicht nur die Virilität als komplexes mehrstufiges Konzept anzulegen, sondern auch eine weibliche Entsprechung im Raum der Musen hierfür zu kennen; siehe *ibid.*, S. 206,ssq.

⁵⁰¹ Ficino 1964, XIII, 2, Bd. II, S. 203.

⁵⁰² *Ibid.*

lesenden Dopplung aus „omnia“ und „nulla“ betont Ficino diese neue Stärke besonders und führt sie dann erneut auf die Entfremdung des Dichters von sich selbst zurück. Es kommt hier zu einer Spaltung von Seele und Körper, wobei der poetische Geist durch die Inspiration eine Erweckung erlebt, die seine Entwicklung versetzt zu der des Körpers nach sich zieht. Der Dichter vor der Inspiration stellt hierbei einen somnolenten, sanften, nicht dem virilen Ideal entsprechenden Mann dar, der durch den Einfluss der Muse eine Stärkung erfährt und einen omnipotenten Widerstand gegen nicht-poetische Eindrücke entwickelt. Die Aufnahme weiblicher Attribute und einer teilweisen Angleichung an die Muse führt hier, nicht wie zu erwarten, zu einer Verweiblichung, sondern zieht eine Verhärtung des Poeten nach sich, der nun an Substanz und poetischem Können gewinnt. Nach Annahme der weiblichen Attribute kehrt der Dichter jedoch nicht zurück in die irdischen Virilitätsstrukturen, sondern positioniert sich als Mittlerfigur zwischen göttlicher und weltlicher Instanz und verfolgt hierbei wie eingehend hervorgehoben eine eigene Hierarchiestruktur, in der der inspirierte Poet die Inkarnation der Hegemonie darstellt und sich von den durch unbearbeitete Weichheit gekennzeichneten uninspirierten Dichtern abgrenzt.

Die neoplatonische Auslegung Ficanos hält auch in die Poetik Ronsards Einzug, der sein Werk in doppelter Perspektive von den poetologischen Traditionen durchdringen lässt: als theoretisch-pädagogischer Appell im *Abrégé de l'art poétique*, aber auch als (auto)reflexive Definition der Dichterfigur in seiner Poesie. Wie Jean Lecoite betont, ist der Einfluss Ficanos in Frankreich leicht zu überschätzen und trägt zu einer Unterschätzung der Präsenz Boccaccios bei, doch lohnt sich im vorliegenden Fall die direkte Linie von Platon über Ficino bis zu Ronsard nachzuzeichnen, um die anthropologische Dimension der Poesie im Detail nachzuzeichnen, denn „alors que sur le plan stylistique, sa pensée reste assez traditionnelle, sur le plan anthropologique, Ficin opère [...] une véritable inversion des valeurs hiérarchiques jusque là en vigueur.“⁵⁰³ Es ist ebendiese Hinterfragung des Menschlichen hinter dem Text, die auch Ronsards Überlegungen durchdringt. Im *Abrégé* führt Ronsard in verknappter Form seine Theorien zur aktuellen Situation der französischen Poesie aus und entwirft für seinen Leser einen Leitfaden, der jedoch schon zu Beginn die unabdingbare Präsenz der Musen aufruft:

⁵⁰³ Lecoite 1992, S. 285.

Sur toutes choses tu auras les Muses en révérence, voire en singulière vénération, et ne les feras jamais servir à choses déshonnêtes, a risées, ni à libelles injurieux, mais les tiendras chères et sacrées, comme les filles de Jupiter, c'est-à-dire de Dieu, qui de sa sainte grâce a premièrement par elles fait connaître aux peuples ignorants les excellences de sa majesté.⁵⁰⁴

Eine Dichtung ohne Einfluss der Musen erweist sich als sinnlos und der Poet wird – unter Rückgriff auf den Mythos des Ursprungs der Musen – als Verlängerung eines göttlichen Sprachorgans entworfen. Hierbei stellt sich der Dichter in eine Reihe mit der Figur der Muse, von der er die Bilder für eine Poesie als „Théologie allégorique“⁵⁰⁵ erhält, die es ihm ermöglicht, ein göttliches Weltverständnis an „des hommes grossiers“⁵⁰⁶ zu übermitteln. Wie schon Ficino stellt Ronsard den Dichter als Vermittler zwischen Göttlichem und Weltlichen, als Sprachrohr Gottes und als Zugang zum gemeinen Mann dar. Es entsteht hierbei eine klare Abgrenzung zwischen dem zum Poeten vorherbestimmten und dem weltlichen Mann, die sich auf verschiedene Bereiche der *Virilitas* auszuweiten scheint, denn Ronsard fordert auch den Poeten dazu auf, auf eine „sainte et vertueuse“⁵⁰⁷ Prädisposition achtzugeben und sich „de bonne nature, non méchante, refrogné, ni chagrin: mais animé d'un gentil esprit“⁵⁰⁸ zu erweisen. Das Tugendsystem ist zunächst ein bekanntes, das sich aus der Übernahme antiker Idealvorstellungen speist und auf einen (im Sinne der „lenitas“) milden, zugewandten Geist verweist, der sich in einem christlichen Sinn moralisch und vorbildlich verhält – Ronsard legt hier die auch für die Inspiration grundlegende Unterscheidung von einem heidnisch-philosophischen und einem christlich-religiösen Referenzsystem an und lässt die beiden Strömungen gleichsam in der Aufzählung nebeneinandertreten und sich gegenseitig ergänzen. Es wird deutlich, dass auch der Dichter sich also einer Idealvorstellung zu unterziehen und sich innerhalb dieser zu positionieren hat, doch wird diese normative Struktur noch im selben Satz in eine Parallelstellung verschoben, denn der Poet „ne laisseras rien entrer en ton entendement qui ne soit sur-humain et divin.“⁵⁰⁹ Es entsteht hier eine Abgrenzung, die sich erst in der Zusammenschau der beiden Anforderungsbereiche deuten lässt: an den Poeten (im Werdungsprozess) wird ein Tugendanspruch herangetragen, der sich durch weltliche, religiöse und moralische Normbegriffe deuten und veranschaulichen lässt, der aber zugleich in einen Raum jenseits des menschlichen Raumes enthoben wird. Die angestrebte Idealvorstellung erweist sich hierbei

⁵⁰⁴ Ronsard 1990: *Abrégé*, S. 468.

⁵⁰⁵ *Ibid.*

⁵⁰⁶ *Ibid.*

⁵⁰⁷ *Ibid.*

⁵⁰⁸ *Ibid.*

⁵⁰⁹ *Ibid.*

als komplex mehrschichtig, ähnelt sie doch zunächst dem weltlichen Wertesystem, um sich dann in einem zweiten Schritt in eine poetisch-göttliche Parallelebene verschoben zu sehen.

In diesem poetischen Raum wirkt der Einfluss der Musen auf den Dichter. Die neoplatonische Inspirationskonzeption Ronsards lässt sich in der Verlängerung Ficinos lesen – besonders die *Ode à Michel de l'Hospital* kehrt die Frage nach der Implikation des Weiblichen im Dichterischen um und hinterfragt den Anteil der Musen an der Poesie von ihrer Warte aus. Die Musen fordern in der Ode von Jupiter die Macht, die Menschen zu beeinflussen:

Donne nous encor la puissance
D'arracher les ames dehors
Le sale borbier de leurs corps,
Pour les re-joindre à leur naissance.⁵¹⁰

Die von Platon über Ficino bis zu Ronsard tradierte Dissoziation von Körper und Geist wird hier mit der Frage nach der „puissance“ der Musen verknüpft, die sich hier in ein Machtgefälle gegenüber dem Dichter einzuschreiben suchen. Auch die räumliche Aufteilung macht die Position des weiblichen Einflusses deutlich – in seiner irdischen Inkarnation wird der Poet vor der Inspiration auf eine physische Beschränktheit reduziert, die ihn in Zusammenhang mit den schon eingangs betrachteten dem Erdboden nahen „versificateurs-chenilles“⁵¹¹ bringt. Er selbst erscheint hierbei „impuissant“ und seinem menschlichen Status ausgeliefert, bis sich die Muse, ihre „puissance“ nutzend, ihn aus diesem Zustand enthebt und seine Seele in den göttlichen Einflussbereich enthebt. Zieht man die Dominanzmuster heran, wie man sie aus intravirilen Abgrenzungs- und Konfigurationspraktiken ableiten konnte, lässt sich der Muse durch ihre Einflussnahme ein geradezu viriles Verhalten zuschreiben, das den Poeten in einen lediglich komplizenhaften Randbereich verschiebt. Als Nutznießer der poetischen Dividende kann er an der dichterischen Welt teilhaben, ohne selbst eigenständig den dominierenden Idealzustand erreichen zu können. Der Poet selbst kann ohne den äußeren Einfluss diese Veränderung nämlich nicht hervorrufen, erscheint also in seiner Kraft und seinem Handlungsspielraum beschnitten und beschränkter als die weibliche Inspirationsgeberin. Jupiter erhört die Bitte seiner Töchter, diese „puissance“ übertragen zu bekommen und legt den genauen Prozess der Inspiration dar, der sich in zwei Schritten zunächst zwischen ihm und den Musen und dann von den Musen auf den poetisch veranlagten Menschen vollziehen wird:

⁵¹⁰ Ronsard 1993a: *Ode à Michel de l'Hospital*, S. 637, V. 361-364.

⁵¹¹ „versificateurs-chenilles qui rampent par terre“ Silver, Isidore (1970): „Ronsard poète rusé“, in: *Cahiers de l'Association internationale des études françaises* 22, 41-52, S. 51.

Lors que la mienne ravissante
 Vous viendra troubler vivement,
 D'une poitrine obéissante
 Tremblez dessous son mouvement:
 Et souffrez qu'elle vous secoue
 Le corps et l'esprit agité,
 A fin que Dame elle se joue
 Au temple de sa Dèité.
 Elle de toutes vertus pleine,
 De mes secrets vous remplira,
 Et en vous les accomplira
 Sans art, sans sueur ne sans peine⁵¹²

Die Dynamik wird von dem von Jupiter ausgehenden *furor poeticus* („la mienne ravissante“) beherrscht, der sich der Musen bemächtigt und die Loslösung und Erhebung der Seele vom Körper ermöglicht. Die Musen zeigen sich hierbei unterwürfig („D'une poitrine obéissante“) und nehmen den Einfluss an, der eine poetische Passion im doppelten Sinne aus Leid und Erhebung nach sich zieht, um schließlich die selbst Träger und Transmitter des *furor* zu werden. Diese Annahme einer poetischen Fähigkeit wird gleichgesetzt mit dem Einzug der Inspiration als „Dame“ „Au temple de sa Dèité“. Die beherrschende Position des *furor* wird hier durch den doppelt besetzten Begriff der „Dame“ deutlich, die sich als überlegen weibliche Figur und als „domina“⁵¹³ präsentiert und in einem ihr zugewiesenen Raum etabliert. Die Rolle des Poeten orientiert sich hierbei an dem Beispiel, das die Renaissance aus der römischen Elegie übernommen hat, die „celebrates the pleasures and pains of being dominated by a mistress (domina)“⁵¹⁴. Die hieraus resultierende Stellung des Poeten erweist sich, wie Craig Williams betont, nicht nur als der weiblichen Figur unterworfen, sondern konzipiert sich selbst automatisch als „soft (mollis liber)“⁵¹⁵ beschreibt. Die Hingabe des Dichters versteht sich somit notwendigerweise nicht nur als Unterwerfung, als Abkehr von einer virilen Dominanzposition, sondern ruft automatische auch das Bild eines sich aufweichenden Mannes hervor.

⁵¹² Ronsard 1993: *Ode à Michel de l'Hospital*, S. 639sq., V. 443-454.

⁵¹³ In den Anmerkungen der Ausgabe von 1993 heben die Herausgeber den hier angelegten Doppelsinn durch die Hinzunahme einer lateinischen Semantik („en souveraine“ (domina)) hervor; siehe Ronsard 1993a, S. 1504.

⁵¹⁴ Williams 2010, S. 171.

⁵¹⁵ *Ibid.*, Williams zieht hier als Beispiel Propertius heran, der in der Renaissance als bekannte Referenz vorausgesetzt werden kann. Die semantische Einschreibung in ein Feld aus dominanter Frau, „domina“ und weichem, nachgiebigem Poeten, „mollis“, lässt sich also als bekannt voraussetzen, siehe hierzu Andersson, Benedikte (2016) : „Patronage des Muses et construction générique : l'exemple de l'élegie ronsardienne“, in : Galand-Hallyn, P. / Pouey-Mounou, A.-P. (Hgg.) : *La muse s'amuse. Figures insolites de la Muse à la Renaissance*, Genf, Droz, 235-256.

In der Sphäre der Muse öffnet er sich so der Inkarnation „de toutes vertus“, die jedoch nicht wie beim Dichter auf ein irdisches Tugendsystem zurückgeführt werden, sondern sich allein auf Jupiter beziehen („de mes secrets vous remplira“) und keine irdischen Anstrengungen („sans art, sans sueur ne sans peine“) erfordern. Die schon bei Ficino tradierten Bilder platonischer Inspirationsvorstellungen erleben in diesem Wechselspiel zwischen Jupiter und den Musen bei Ronsard eine klare Konkretisierung: die „fureur“ erweist sich als dominante, weibliche Qualität, die einen dichterischen Tempel bewohnt und dadurch einen Raum schafft, in den auch der spätere Dichter eintreten wird. Die hierarchische Struktur – Unterordnung der Musen unter Jupiters Einfluss – wird in einem nächsten Schritt auf das Verhältnis von Muse und Dichter übertragen: „Eux de vostre puissance atteints/ Raviront la tourbe estonnée“⁵¹⁶, wobei der furor poeticus sich im Schaffen der Menschen vergegenwärtigt: „Un vers en fureur qui fera/ Au cœur des hommes sa demeure“⁵¹⁷. Die Machtstruktur überträgt sich also in einem nächsten Schritt auf einen Austausch von Muse und Poet, von weiblicher Inspirationsgeberin und männlichem Interpreten und Vermittler, der in einem nächsten Schritt die von Jupiter mitgegebenen Einflüsse an die breite Masse („la tourbe“) weiterreicht. Die Positionierung des Dichters in einem Zwischenfeld zwischen menschlicher und göttlicher Sphäre wird erneut durch das Weibliche als Vermittler bestimmt – der mehrfache Verweis auf die „puissance“ der Muse, die Jupiters Einflüsse überträgt und der der Poet gänzlich ausgeliefert ist, betont seine „impuissance“ erneut.

Auch die transformatorische Kraft dieses Einflusses greift Ronsard anhand des magnetischen Steins des Euripides wieder auf:

Comme l’Aimant sa force inspire
 Au fer qui le touche de pres,
 Puis soudain ce fer tiré tire
 Un autre qui en tire après⁵¹⁸

In der sukzessiven Beeinflussung des Eisens durch den Kontakt mit dem Magneten steht die „force“, die vom einen zum anderen übergeben wird, im Fokus und die nicht als temporärer Einfluss wirkt, sondern eine dauerhafte langfristige Veränderung in Gang setzt, die Ronsard auch in der *Préface* der *Franciade* erneut aufnimmt und sie auf die Musen zurückführt, „lesquelles te feront Poëte, encores que tu fusses un rocher, t’imprimeront des verves, & t’irriteront les naïfves et naturelles scintilles de l’ame que des la naissance tu as receues“⁵¹⁹. In der Verlängerung des platonischen Referenzmodells tritt der Dichter hier als festes, trockenes, gesteinsartiges Material („un rocher“) vor die Musen, um durch den *furor* eine vollständige Transformation

⁵¹⁶ Ronsard 1993a: *Ode à Michel de l’Hospital*, S. 639, V. 419sq.

⁵¹⁷ *Ibid.*, S. 640, V. 465sq.

⁵¹⁸ *Ibid.*, S. 638, V. 409-412.

⁵¹⁹ Ronsard 1993a: *Franciade*, S. 1162.

zu erleben, die Ronsard in den Verben „irriter“ und „imprimer“ anklingen lässt, die zugleich die Verneinung menschlicher Charakteristika⁵²⁰ und die Implementierung des Musenhaften aufzeigen. Der poetisch veranlagte Mann unterwirft sich diesem Einfluss und lässt, bis auf die Vorherbestimmtheit zum Dichter, seine irdischen Attribute hinter sich, um sich die der Musen anzueignen.

Wie sich dieser Prozess konkret in einem Spannungsfeld aus „amollissement“ und „endurcissement“ darstellt, hat Daniele Maira am Beispiel des *Délie* von Maurice Scève aufgezeigt⁵²¹, in dem der Poet zunächst den aufweichenden Einfluss der Inspiration aufruft – „Ce doux venin, qui de tes yeux distille, / M’amollit plus en ma virilité“⁵²² –, um in einem nächsten Schritt nachzuweisen, wie der in seiner Virilität zunächst beschnittene Poet sich im Verlauf wieder verfestigt und eine neue Form annimmt. Konkret nutzt Scève das Bild der zu Sahne geschlagenen Butter, die im Prozess zunächst durch das Schlagen aufgeweicht und schließlich in neuer Form verfestigt wird⁵²³. Auf poetischer Ebene vollführt der Dichter mit der zu dichtenden Materie einen deckungsgleichen Transformationsprozess: „plus tendrement/ Je l’amollis, et plus je l’endurcis“⁵²⁴.

Aus diesem humoristischen Moment geht der Prozess hervor, dem sich der Dichter stellen muss, denn der Versuch, sich gegen die inspirierende Einflussnahme zu stellen, erweist sich, wie Daniele Maira aufzeigt, als Fehlversuch: „pour le je lyrique la rigueur de ses désirs signifie incontestablement une défaite écrasante“⁵²⁵. Die Auflösung ergibt sich hingegen in dem Moment, in dem der poète-amant sich der Einflussnahme hingibt, seine eigene „mollesse“ zulässt und über dieses vorübergehende „amollissement“ eine neue Souveränität erlangt, die einem „endurcissement“ gleichkommt.

Um sich als poeta vates etablieren zu können, muss der Dichter der französischen Renaissance somit die Inspiration durch eine weibliche Instanz zulassen, die der Muse, der Geliebten, der Inspiratorin, die in ihrer Form weiblich ist und den Dichter zunächst unterjocht. Dieser gerät somit kurzfristig in eine dem Weiblichen untergeordnete Position und erlebt nicht nur eine Form der Dominanz, sondern auch der Aufweichung, aus der die anschließende poetische Vollkommenheit hervorgeht.

⁵²⁰ Der *Godefroy* stellt „irriter“ als Prozess des „anuuler, casser, rendre de nul effet“ vor; *Godefroy*, Eintrag „irriter“.

⁵²¹ Siehe Maira, Daniele (2015a): „La mollesse endurcies dans *Délie* de Maurice Scève“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 81, 129-155.

⁵²² Scève, Maurice (2004) : *Délie, objet de plus haute vertu* ; édition par Gérard Defaux, Genf, Droz, S. 388.

⁵²³ Siehe Maira 2015a, S. 148.

⁵²⁴ Scève 2004, S. 293.

⁵²⁵ Maira 2015a, S. 148.

Bacchische Inspiration – der Dichter abseits der hegemonialen Poesie

Neben der klassischen göttlichen Inspiration auf dem Weg über die Musen, hebt Ronsard in mehreren seiner Werke die Dichtung des Weines hervor. Wie Philippe Morel uns in Erinnerung ruft, hat Bacchus-Dionysos⁵²⁶ schöpferische Kraft in der frühen Neuzeit schon reichlich Betrachtung gefunden, doch lohnt es sich, die bisherigen Analysen noch einmal vor dem Hintergrund des Dichters als *vir bonus poeticus* zu durchleuchten und den Platz der *virilitas* in der bacchischen Poesie auszuloten.⁵²⁷ Wie schon weiter oben betrachtet, findet Dionysos seinen Platz in der Reihe der *furors* eigentlich auf Seiten der Mystiker und wird in Platons *Phaidros*⁵²⁸ (und später bei Ficino) nicht als genuin poetischer Gott betrachtet, doch findet schon in Platons *Ion* eine Verschiebung des Weingottes in den poetischen Raum statt.⁵²⁹ Nachdem der Gott während des Mittelalters besonders durch die kirchliche Auslegung zurückgedrängt worden war, erlebt Bacchus-Dionysos zunächst in der italienischen Malerei, dann in der französischen Literatur der Renaissance eine Rehabilitierung,⁵³⁰ die sich auch in Ronsards Werk, besonders die *Bacchanales* ou *Le folatrisse voyage de'Hercueil*, die *Hinne de Bacus* und die *Dithyrambes* einschreibt. In allen dreien nähert sich Ronsard unter verschiedenen Prämissen – einmal als Picknick der Mitglieder der *Brigade*, später *Pléiade*, einmal als *Genealogia deorum* und einmal als dionysisches Chorlied – der Figur des Bacchus und der für seine Anhänger typischen Dichtung „sans ordre ni compas“⁵³¹ / „sans compas“⁵³² an. Diese Dichtung beschreibt Ronsard als Novum für sein eigenes Wirken wie für seine Zeit, „Tout ravy d'esprit je forcene, / Une nouvelle fureur me mène“⁵³³, und legt im ersten Vers der *Dithyrambes* hierbei direkt das neue poetische Programm an: die göttliche Inspiration wird zum Teil durch menschlichen Wahnsinn ersetzt und zieht so eine unkontrollierte Dichtung nach sich, die gleichsam als Akt der „perte de raison“ und als Form der

⁵²⁶ Wie Nathalie Mahé hervorhebt, werden die beiden Namen in der französischen Renaissance Synonym mit leichter Präferenz für die Benennung „Bacchus“ und der hierdurch unterschweligen Abgrenzung vom hellenischen „Dionysos“ als Ursprung der Tragödie; siehe Mahé, Nathalie (1988): *Le mythe de Bacchus dans la poésie lyrique de 1549 à 1600*; Bern/ Frankfurt/ New York/ Paris, Peter Lang, S. 11sq.

⁵²⁷ Siehe Morel, Philippe (2015): *Renaissance dionysiaque: inspiration bachique, imaginaire du vin et de la vigne dans l'art européen (1430 - 1630)*, Paris, Félin, S. 297 und Moffitt, John (2005): *Inspiration: Bacchus and the Cultural History of a Creation Myth. Philosophy of History and Culture* 22, Leiden and Boston, Brill Academic Publishers.

⁵²⁸ Siehe Platon 2014, 265b.

⁵²⁹ Siehe Platon 1940, 533-534.

⁵³⁰ Siehe Mahé, Nathalie (1992): *Le Mythe de Bacchus*, Paris, Fayard, Kapitel VII „Un âge d'or pour Bacchus à la Renaissance“ und Garrier, Gilbert (1998): *Histoire sociale et culturelle du vin*, Paris, Larousse, Kapitel 3.1 „Une Renaissance aussi pour le vin“.

⁵³¹ Ronsard 1993b: *Dithyrambes*, S. 286, V. 15.

⁵³² Ronsard 1994: *Voyage d'Hercueil*, S. 824, V. 12.

⁵³³ Ronsard 1993b: *Dithyrambes*, S. 285, V. 1-2.

„fureur“ und der unkontrollierten Rage⁵³⁴ entsteht. Diese Transition vom *furor poeticus* zum *furor bacchicus* wird dabei mit der Abkehr von etablierten Idealtraditionen gleichgesetzt: Die Disposition ist nicht mehr gegeben und weicht einem unkontrollierten Dahingleiten und auch die *varietas* wird durch eine *copia*⁵³⁵ ersetzt, die im Gegensatz zum Ideal der *brevitas* steht. In der Verlängerung dieser Abkehr von der *brevitas* und dem stark umrissenen Stil führt Ronsard für die dionysische Dichtung eine „douceur“ ein, die sich zunächst als bereits bekanntes Element der klassischen *suavitas* (fast schon als französische Übertragung des lateinischen „lenis“) lesen lässt – „Iô, Iô, quel doux stile/ Se distile/ Parmi ses nombres divers“⁵³⁶ – sich in der Zusammenschau der drei Bacchus gewidmeten Texte in einem weiter gefassten komplexen Spannungsfeld präsentiert.

Pere, que ta vérve douce
 Me repousse
 En un doux afolement:
 Plus fort que devant ta rage
 Le courage
 Me rafole doucement.⁵³⁷

In dem gewählten Anruf Bacchus' als „Pere“ legt Ronsard eine Repositionierung des Weingottes an und überträgt die Rolle des (Götter)Vaters, die Ficino noch Jupiter zugesprochen hatte, nun auf Bacchus. Von diesem geht jedoch eine Weichheit aus, die sich sowohl in einer stilistischen „douceur“ zeigt, als auch den Gott im Ganzen befällt. Ronsard greift die „verve“ wieder auf, die schon den Einfluss der Musen in der *Préface* zur *Franciade* ausgemacht hatten und versieht sieht mit dem qualitativen Adjektiv „douce“, das sich in mehrfacher Repetition durch die Beziehung zwischen Bacchus und dem Poeten zieht und zum dominanten Attribut der dionysischen Inspiration wird.

Vigne, ainçois douce guerriere,
 Qui derriere
 Chasse des hommes bien loin
 Non l'amour ny la plaisance
 Ny la dance,
 Mais le travail et le soin.⁵³⁸

Wie auch Du Bellay grenzt Ronsard eine mit belastenden Einflüssen aufgeladene, irdische Sphäre von einem zweiten Raum ab, in dem diese Last in den Hintergrund

⁵³⁴ Siehe hierzu den Eintrag „forsener“ im Godefroy.

⁵³⁵ Siehe Jeanneret, Michel (1987): *Des mets et des mots. Banquets et propos de table à la Renaissance*, Paris, Corti, Kapitel „Naturaliser le récit“ und Cave 1979.

⁵³⁶ Ronsard 1994: *Voyage d'Herveuil*, S. 834, V. 397-399.

⁵³⁷ *Ibid.*, S. 830, V. 241-246.

⁵³⁸ *Ibid.*, S. 828, V. 163-168.

tritt, doch anders als Du Bellay tritt der Mann in diesen Raum nicht durch die poetische Inspiration, sondern mithilfe des Weins ein. Dieser erlebt eine Personifizierung durch die Synekdoche des Rebstocks, der in die Position einer „douce guerriere“ erhoben wird, die sich des Mannes bemächtigt. Dieser wird von „travail“ und „soin“ enthoben, wohingegen ihm Positives erhalten bleibt, das sich in seiner Form nicht verändert und den Verweis auf eine lustgeleitete Poesie abseits dichterischer Mühen zulässt. Diese Omnipräsenz einer stilistischen „douceur“, die sich nicht auf den textimmanenten Raum beschränkt, sondern sich auch auf den Gott und den Poeten überträgt (der „doux afolement“ des einen überträgt sich als Akt des „me rafole doucement“ auf den anderen), findet eine konkrete Entsprechung in der bacchischen Physionomie.

Das Gedicht „La Lyre“, das in veränderter Form Teil der *Poèmes* werden wird, findet sich 1569 noch als Jean Belot gewidmete Einleitung des *Sixiesme et Septiesme Livre des Poèmes* und beschreibt unterschiedliche (auf einer Lyra aufgeprägte) Einflüsse auf den Dichter, darunter auch das Porträt des Bacchus⁵³⁹:

Sur l'autre ivoire où les cordes s'attachent,
Et d'ordre esgal dessus la Lyre marchent,
Vit un Bacchus potelé gros et gras,
Vieil jouvenceau, qui tient entre ses bras
De l'Abondance une corne qui semble,
S'enorgueillir de cent fruits tous ensemble,
Qui surpassent les levres du vaisseau⁵³⁹

Die Beschreibung der imaginären ikonographischen Darstellung greift hier die Topoi künstlerischer Bacchus-Darstellungen der frühen Neuzeit auf, in denen Bacchus meist als bartloser Jüngling mit zugleich überraschend erwachsenen Zügen⁵⁴⁰ dargestellt wird, dem neben dem Wein häufig eine Fülle an Lebensmitteln beiseite gestellt⁵⁴¹ wird, die Ronsard poetisch in dem Füllhorn anklingen lässt. Bacchus selbst stellt die menschliche Inkarnation dieser *cornu copiae* dar („potelé gros et gras“) und sticht hierdurch als deviante Abkehr vom virilen Ideal hervor. Diese Abweichung wird noch verstärkt durch den Referenzrahmen, in den sich die „lyre“ einschreibt, die in Johannes Ravisius Textors Repertorium explizit mit der Kategorie „molla“⁵⁴² zusammengebracht wird und für die Poeten der Frühen Neuzeit deutlich als Vertreter des Weichen zu lesen ist.

⁵³⁹ Ronsard, Pierre de (1968): *Œuvres complètes*. Édition critique par Paul Laumonier. Bd. V, Paris, Marcel Didier., Bd. XV, S. 33.

⁵⁴⁰ Caravaggio wird diese Darstellungsweise besonders im *Kranken Bacchus* (um 1593, Galleria Borghese, Rom) aufnehmen.

⁵⁴¹ Auch diese wird Caravaggio aufnehmen (*Bacchus*, um 1597, Galleria degli Uffizi, Florenz).

⁵⁴² Siehe Johannes Ravisius Textor (1638): *Epitheta Joannis Ravisii textoris Nivernensis, Opus absolutissimum: post varia editiones*, Genf, Iacobi Stoer, S. 286.

Auch in der *Hymne de l'Autonne* greift Ronsard dieses antivirile Bacchus-Portrait erneut auf und führt den Topos weiter aus:

Ses yeux estinceloient tout ainsi que chandelles,
 Ses cheveux luy pendoient plus bas que les aisselles,
 Sa face estoit vierge, et avoit sur le front
 Deux petits cornichons comme les chèvres ont:
 Ses lèvres n'estoyent point de barbe crespelées.
 Son corps estoit bouffi, ses cuisses poetlées,
 Jeunesse et Volupté luy servoyent de voisins,
 Et tenoit en sa main deux grapes de raisins.⁵⁴³

Auch in der Hymne zeichnet sich Bacchus' Körper durch besondere Formlosigkeit, Weichheit und Übermaß aus, die sich in der Begleitung durch „Jeunesse et Volupté“ widerspiegeln. Bacchus wird von Ronsard als Gott jenseits von poetischer *gravitas* inszeniert, als Ursprung einer Poesie, die ihre „plus haute manifestation dans le prestige de l'œuvre d'art, son luxe et son décor opulent“⁵⁴⁴ in der bacchischen Einflussnahme findet und hierbei auf eine *copia* setzt, die physisch in der Gestalt des Weingottes angelegt ist und sich ihren metaphorisch-stilistischen Weg in die Poesie selbst bahnt. Die unmännliche Physionomie wird noch zusätzlich durch die doppelte Amplifikation der Bartlosigkeit und die langen Haare ergänzt, wodurch sich Ronsard schließlich konkret mit der Frage nach der Virilität des bacchischen Einflusses konfrontiert. In den *Dithyrambes* erscheint der Gott selbst als „bon Bacchus Diphyyen“⁵⁴⁵ und nimmt hierbei eine Doppelgestalt ein, die Paul Laumonier auf den effeminierten Charakter des Weingottes zurückführt: „Du grec διφυης, doué de double nature, masculine et féminine; les Hymnes Orphiques l'appellent ainsi pour cette seule raison qu'il était hermaphrodite“⁵⁴⁶. Laumonier führt seine Erklärung auf die Beschreibung Bacchus-Dionysos' in den *Orpheschichen Hymnen* zurück, strapaziert jedoch die dimorphe Darstellung des Weingottes, der zwar als „διφυη“⁵⁴⁷ bezeichnet wird, was sich jedoch ohne weitere Konnotation als „Doppelgestaltigkeit“⁵⁴⁸ übersetzen lässt. Die konkrete Zusammenführung des Weingottes mit dem weiblichen Geschlecht findet erst in einer Umkehr ex negativo statt, als Ronsard in der *Hinne de Bacus* einen valorisierenden Blick auf den Gott wirft:

⁵⁴³ Ronsard 1994: *Hymne de l'Autonne*, S. 568, V. 573-580.

⁵⁴⁴ Cave, Terence (1973): „Mythes de l'abondance et de la privation chez Ronsard“, in: *Cahiers de l'Association internationale des études françaises* 25, 247-260, S. 249.

⁵⁴⁵ Ronsard 1993b: *Dithyrambes*, S. 287, V. 47.

⁵⁴⁶ Ronsard, Pierre de (1968): *Œuvres complètes*. Édition critique par Paul Laumonier. Bd. V, Paris, Marcel Didier, S. 56, FN. 4.

⁵⁴⁷ Dietsch, David (Hg.) (1822): *Die Hymnen des Orpheus*. Griechisch-Deutsch, Erlangen, Palm und Enke, S. 76, V. 2.

⁵⁴⁸ Siehe Gemoll, Eintrag διφυης.

Et certes je ne puis m'esmerveiller assez
 De ceux qui t'ont pourtrait és vieux siecles passez
 Gras, douillet, poutelé, la face effeminée,
 Et de barbe ne t'ont la bouche couronnée:
 Car tu devins barbu, soudain tu fus fait
 D'un jeune enfant qui tette, un jouvenceau parfait.⁵⁴⁹

Ronsard greift die literarischen und ikonographischen Darstellungen Bacchus' als göttlichen Jüngling, verweiblichten Mann und wahnhaftem Gott⁵⁵⁰ auf und richtet seinen Blick statt auf die mythologische Genealogie vielmehr auf den späteren Gott und seine Bedeutung für die Dichter der *Brigade*, die sich auf seinen Einfluss berufen. Das aufgerufene semantische Feld wiederholt sich nahezu unverändert – Ronsard greift erneut die Jugendlichkeit, den fehlenden Bartwuchs und den unförmigen, weichen Körper wieder auf – wird jedoch um ein entscheidendes Element erweitert: die Verweiblichung („effeminée“), die hier zum ersten Mal aufgenommen und im gleichen Schritt negiert wird. Ronsard scheint um den femininen Charakter Bacchus' zu wissen, nutzt er doch alle Gemeinplätze der mythologischen Darstellungen, nimmt diesen jedoch erst in seine Ausführungen auf, als es darum geht, Bacchus' Virilität zu definieren und den Weingott keinesfalls als verfehlten Mann im Sinne einer verweiblichten Figur darzustellen. Die deviante Physiognomie und die Verkörperung einer stilistischen Reichheit scheinen hierbei für Ronsard keine direkte Verknüpfung mit einer Abkehr von Geschlechteridealen zu haben, sondern sich erst durch die Einbettung in einen antivirilen Diskurs aufzuzeigen, den Nathalie Mahé als die Aufnahme weiblicher Attribute identifiziert, ohne notwendigerweise von einer Verweiblichung zu sprechen: „Les traits en réalité efféminés, de Bacchus sont à l'image des plaisirs et de la volupté qu'il procure à l'homme. Le mode de vie que ceux-ci suggèrent est imprégné d'une certaine mollesse (rendue par la rondeur des contours du dieu et de l'élasticité de sa chair), qui, loin d'être vertu virile, se rattache à un univers féminin. Toutes ces caractéristiques permettent la mise en place d'une figure symbolique en harmonie complète avec le monde dont elle est la source: jeunesse, gaieté, plaisirs et sensualité en sont les traits dominants.“⁵⁵¹ Diese von Nathalie Mahé als „mollesse“ beschriebene physische und symbolische

⁵⁴⁹ Ronsard 1994: *Hinne de Bacus*, S. 596, V. 87-92.

⁵⁵⁰ Philippe Morel greift diesbezüglich eine Anekdote auf, die Giorgio Vasari über Maarten van Heemskerck verfasst: weiter seiner Arbeit an den bacchischen Potraits (häufig als autoreflexives Selbstbildnis) verließen Heemskerck und seine Anhänger ihr Atelier aus Zeitgründen fast nie und ließen sich stattdessen kontinuierlich Speisen und Wein direkt an die Staffelei tragen, weshalb sie sich ihrem Schaffen in einem Zustand dauerhafter Trunkenheit widmeten; die Bacchus-Darstellungen des auslaufenden 16. Jahrhunderts zeugen daher oft von der Omnipräsenz des Weines, sowohl in der Realität als auch in der Mimesis; siehe Morel 2015, S. 326.

⁵⁵¹ Mahé 1988, S. 173.

Devianz überträgt Ronsard von Bacchus' auf die Figur des Poeten, den er mit Marcus Antonius vergleicht:

Qu'on prodigue, qu'on respande
 La viande
 D'une libérale main,
 Et les vins dont l'ancienne
 Memphienne
 Festia le mol Romain.⁵⁵²

Der historische Rahmen greift das Festmahl auf, das Kleopatra für den römischen Konsul Marcus Antonius veranstaltete und von dem sich beide Seiten gegenseitige politische Einflussnahme versprochen. Der Sage entsprechend, greift auch Ronsard die Speisen und den Wein im Übermaß („d'une libérale main“) wieder auf, die sich als Leitmotiv von seinen bacchischen Darstellungen über diesen allegorischen Vergleich des Poeten mit dem Röme bis hin zur Metapher für stilistische *copia* ziehen. Der genaue Charakter der „mollesse“, durch die sich der römische Konsul auszeichnet, erschließt sich erst in der Wiederaufnahme der Festmahlszene an Kleopatras Prunkschiff in der XVI. Ode (À Maclou de la Haie): „Vien soul: car tu n'auras festin ancien,/ Que prodigue donna l'orgueil Egyptien/ Au Romain qui vouloit tout l'Empire estre sien“⁵⁵³. Marcus Antonius erscheint hier in einer Doppelposition, die sich unter Rückgriff auf die geschichtliche Einbettung erschließt: aus politischem Kalkül streben sowohl er als auch Kleopatra ein gemeinsames Festmahl an, das Kleopatra – um Marcus Antonius' Hang zum Prunk wissend – auf ihrem Schiff mit für diese Gelegenheit eigens erdachter Ausstattung veranstaltet. Im Zuge des Aufeinanertreffens und unter Einfluss des Weins kommen jedoch beide von ihren eigentlichen politischen Vorhaben ab und beginnen eine Liebesbeziehung miteinander. Die „mollesse“ löst sich in dieser Abkehr vom politischen Ziel auf und verdeutlicht Marcus Antonius' Unbefangenheit, die ihn von seinem eigentlichen Ziel Abstand nehmen und sich dem Genuss des Augenblicks hingeben lässt. So fordert Ronsard auch für den Poeten: „chasse de toy tout le mordant souci“⁵⁵⁴ und spricht sich in der Ode für eine moderate Sorglosigkeit und Leichtigkeit aus, die auch der bacchischen Inspiration als Katalysator für genussgeleitete Dichtung innewohnt, die nicht mit der *gravitas* der Dichtung als Vermittlungsmoment göttlicher Konzepte in Einklang gebracht werden kann.

Zugleich scheut sich Ronsard aber, diese weiche Poesie in einem marginalen poetischen Raum zu verorten, sondern spricht Bacchus eine „force de ton

⁵⁵² Ronsard 1994: *Voyage d'Hercueil*, S. 832, V. 337-342.

⁵⁵³ *Troisième Livre des Odes: Ode XVI, À Maclou de la Haie*; Ronsard 1993a, S. 766, V. 25-28.

⁵⁵⁴ *Ibid.*, S. 766, V. 13.

pouvoir“⁵⁵⁵ zu, die den Dichter zu göttlichem Erkenntnisgewinn befähigt; wenn gleich auch diese Kraft von Weichheit durchdrungen ist („ta douce force“⁵⁵⁶). Bacchus-Dionysus kommt also die Fähigkeit zu, den der Poesie zugewandten Mann mit dichterischen Fertigkeiten auszustatten – „Tu rens l’homme vaillant, tu adjoins au conseil/ De celuy qui te croit, un pouvoir nompereil“⁵⁵⁷ – doch muss der Poet selbst sich aktiv einbringen und sich zu dem Weingott bekennen, also den aktiven Akt des Trinkens aufzunehmen, denn wie Terence Cave hervorhebt, „*fièvre* itself is based on parallel dualism, the joint operation of drink and of inspiration“⁵⁵⁸. Die göttliche Inspiration geht hierbei zwar auf Bacchus zurück, doch kann sie nicht ohne den Willen des Poeten, zu trinken, ausgeübt werden, zieht in diesem doppelten Zusammenwirken jedoch auch eine weitreichendere Konsequenz nach sich:

Par toy Pere, chargez de ta douce Ambroisie
 Nous elevons au Ciel l’humaine fantaisie
 Portez dedans ton char, et d’hommes vicieux
 Purgez de ta liqueur osons monter aux Cieux,
 Et du grand Jupiter nous assoir à la table.⁵⁵⁹

Die Dynamik, die schon durch die Musen in Gang gesetzt worden war, wird von Ronsard hier umgekehrt: statt die göttliche Inspiration auf dem Umweg über die weibliche Mittlerfigur an den Dichter als menschlichen Transmitter zu übertragen, ist es nun der Dichter, der sich selbst der göttlichen Sphäre nähert. In diesen letzten Versen der Hinne de Baccus führt Ronsard noch einmal alle den Weingott bestimmenden Elemente zusammen: neben der „douceur“ auch die Rolle des Göttervaters, der den Dichter aus dem Menschlichen enthebt. Die Abgrenzung erweist sich zunächst als bekannte Unterscheidung von poetischem und irdischem Mann (den „hommes vicieux“, die den „peuples ignorants“ und der „tourbe estonnée“ ähneln), doch wird der Poet des Weines nicht als Mittler zwischen den Welten stilisiert, sondern in den göttlichen Raum enthoben und an Jupiters Tisch positioniert. Es lässt sich hier erneut eine räumliche Gestaltung des Inspirationskonzepts aufzeigen und die Dichtung als Sujet im Sinne Lotmans lesen: Statt die poetische Vokation über die weibliche Zwischeninstanz in den weltlichen Raum hinabzureichen, erlebt der Poet durch die dionysische Inspiration einen Aufstieg und verlässt selbst den irdischen Raum, um sich in die göttliche Sphäre zu begeben, in der er auch dauerhaft verharret, wie Ronsard in den letzten Versen der Dithyrambes deutlich macht:

⁵⁵⁵ Ronsard 1993b: *Dithyrambes*, S. 297, V. 252.

⁵⁵⁶ *Ibid.*, S. 295, V. 226.

⁵⁵⁷ Ronsard 1994: *Hymne de Bacchus*, S. 601, V. 267-268.

⁵⁵⁸ Cave, Terence (1970b): „Ronsard’s Bacchic Poetry: from the ‚Bacchanales‘ to the ‚Hymne de l’automne““, in: *L’Esprit créateur* 10.2, 104-116, S. 107.

⁵⁵⁹ Ronsard 1994: *Hymne de Bacchus*, S. 601, V. 277-281.

Par toy chargés de ton Nectar,
 Rempans avec toy dans ton char,
 Nous concevons des cieux
 Les segrés precieux,
 Et bien que nous soyons qu'hommes,
 Par toy Demidieux nous sommes.⁵⁶⁰

Der Poet bleibt nicht, wie bei der Inspiration durch die Musen auf seine *conditio humana* beschränkt, aus der er zwar durch die Inspiration kurzzeitig herausgelöst wurde, auf die er jedoch durch seine Vermittlerposition immer wieder zurückgeworfen wird. Durch den bacchischen Einfluss tritt er nun direkt in den göttlichen Raum über, in dem er die Geheimnisse inspirierter Dichtung in sich aufnimmt und zugleich selbst zu einem Halbgott erhoben wird. Ronsard greift hier den Widerspruch des Doppelstatus' auf, der sich in dem Zusammenfall der restriktiven menschlichen Gestalt („qu'hommes“) und des Göttlichen auftut und eigentlich nur durch eine dimorphe Genealogie hervorgerufen werden kann. Eigentlich eine rein angeborene Zugehörigkeit zu beiden Welten, wird der Halbgottstatus von Ronsard mit einer neuen, auf dem Weg über die bacchische Inspiration greifbaren Erreichbarkeit aufgeladen, die eine direkte Verbindung zwischen dem irdischen Dichter und dem göttlichen Einflussgeber knüpft: „Bacchus permet donc à Ronsard d'accéder à une puissance divine qui s'incarne dans la création poétique. En même temps, il a la fonction de relier cette activité créatrice à la fécondité de la terre: partout, l'énergie bachique se manifeste dans l'abondance.“⁵⁶¹

Wie Terence Cave betont, propagiert Ronsard zwar den bacchischen Einfluss, eine Abkehr vom Ideal der *brevitas* und einen neuen Stil, den er als wechselhaft und unregelmäßig beschreibt, führt jedoch gleichzeitig die Rezeption der Gemeinplätze klassischer Dichtung fort⁵⁶². Durch die Anbindung seiner Dichtung an Bacchus-Dionysos, „le seul dieu du panthéon gréco-romain susceptible de s'inscrire à la charnière entre réalité naturelle et poïesis“⁵⁶³, entwirft Ronsard ein Programm für die Mitglieder der entstehenden *Pléiade*, das vermehrt das Menschlich-Weltliche in der durch göttliche Instanzen inspirierten Dichtung hervorhebt, denn „Ronsard is interested precisely in the extent to which it is possible to blur the distinction between the two dimensions, and to establish a continuity between recognisable everyday experience and the poetic forms in which this experience was projected by the ancients.“⁵⁶⁴ Diese Neuorientierung wird von Ronsard auch über eine Revision des

⁵⁶⁰ Ronsard 1993: *Dithyrambes*, S. 302, V. 361-366.

⁵⁶¹ Cave 1973, S. 248.

⁵⁶² Cave 1970b, S. 105.

⁵⁶³ Morel 2015, S. 297.

⁵⁶⁴ Cave 1970b, S. 106.

Primats der *virilitas* verdeutlicht, denn die Frage nach der Männlichkeit des Weingottes und seinem womöglich devianten Einfluss durchzieht die bacchische Dichtung Ronsards. Hinter dieser teils ambivalenten Einbindung des Bacchus-Mythos in immer wiederkehrenden analogen Bildern legt Ronsard gleichsam eine Verteidigung der erstarkenden Pléiade an. Noch unter Berufung auf ihre vorläufige Form als Brigade stellt Ronsard sich selbst⁵⁶⁵ und eine Liste weiterer Poeten (Baïf, Belleau, Colet, Vergèce, Denisot, Muret, Jodelle)⁵⁶⁶ vor, die sich bei geselligen Treffen gemeinsam dem Weingenuss hingeben und ihren Empfindungen und irdischen Eindrücken in der Poesie Raum geben. Die Entfernung vom ursprünglichen Ideal wird durch die dauerhaften Rückgriffe auf das Begriffspaar „douceur“ und „mollesse“ in der Zusammenschau mit der bacchischen Physis immer wieder deutlich gemacht und gipfelt nicht nur in einer textimmanenten Überarbeitung normativer Strukturen, sondern stellt auch die Figur des Poeten auf den Prüfstand, der nunmehr in einem nonchalanten, impressionsgeleiteten Zustand geselliger Trunkenheit dichtet⁵⁶⁷, statt sich in direkter, zweisamer Verbindung mit der göttlichen Instanz zu befinden, wie Ronsard die Inspiration noch im Beisein der Musen beschrieben hatte. Zugleich lobt er Jodelles Poesie „pour avoir d’une voix hardie/ Renouvé la Tragédie“⁵⁶⁸ und bindet dieses Lob in eine programmatische Erklärung einer neuen Poesie ein, die eben auf der „hardiesse“ fußt, sich der bacchischen „mollesse“ zu stellen und diese als neue poetische Form anzunehmen. Widmet Ronsard sich der bacchischen Poesie, durchläuft er also diesen typischen Prozess einer neuen Poesie in der frühen Neuzeit, die sich zwischen normativen Traditionen und der Integration überarbeiteter Konzeptionen zu verorten sucht. Über die Anknüpfung des Weingottes nicht nur an poetische, sondern auch an geschlechtliche Idealvorstellungen, bringt Ronsard gleichzeitig ein traditionelles mythologisches Referenzbild und eine aus normativen Körperbildern gespeistes Legitimationskonzept zur Verteidigung einer neuartigen Poetik zusammen.

Die Dekonstruktion des Poeten – Verortung des Dichters in der irdischen Männlichkeitsstruktur

⁵⁶⁵ Siehe Ronsard 1993b: *Dithyrambes*, S. 292, V. 138; in der Aufzählung junger Poeten unter Bacchus' Einfluss nennt Ronsard sich selbst, was die Kritik immer wieder beschäftigt und den Rückschluss zulässt, er stelle in den Dithyrambes ebenden exaltierten Zustand bacchischer Inspiration dar. Paul Laumonier stellt noch eine zweite Lesart vor, die hier einen Hinweis auf Ronsards Geltungsbedürfnis sieht („L’objection est plus spécieuse que solide, vu le désir naturel qu’il dt avoir de se mettre en scène“, Ronsard 1968, S. 62, FN 4), sich jedoch nicht durchsetzt.

⁵⁶⁶ *Ibid.*, S. 292, V. 136-140.

⁵⁶⁷ Siehe hier besonders das Sonntagspicknick in den Bacchanales; siehe Cave 1970b, S. 105.

⁵⁶⁸ Ronsard 1993b: *Dithyrambes*, S. 292, V. 143sq.

Die sich in der französischen Renaissance entwickelnde Figur des Poeten entsteht also in einem doppelten Spannungsfeld: in Abgrenzung zur Rhetorik, die sich zuletzt als dienendes Moment in der Definition einer idealtypischen Virilität erwiesen hatte und zugleich in Anlehnung an ein Ordnungssystem, das durch ebendiese Virilität bestimmt wird. Der Poet wird hierbei über seine Zugehörigkeit zu einer Gruppierung definiert, die sich an männlichkeitstypischen Standards misst, auch wenn diese sich in einem Paralleluniversum verorten, in dem die Weiblichkeit der Musen beispielsweise ein grundlegendes konstituierendes Moment für Männlichkeit darstellt. Der Poet ist also durch die geschlechtlichen Beziehungsgeflechte und intravirilen Abgrenzungsmechanismen, wie schon der Orator, in einer hegemonialen Hierarchie begriffen, die sich durch ein dominierendes Zentrum und marginalisierte Devianzen auszeichnet, nimmt aber zugleich die Möglichkeit eines komplizenhaften Zusammenspiels alternativer Virilitäten an, indem er über Raumgrenzen hinweg zwischen verschiedenen Dichterfiguren oder von Poet zu Rezipient agiert.

Die Verortung des Poeten in einem analog zur irdischen Männlichkeit gestalteten Feld beschäftigt auch Michel de Montaigne, der sich in mehrfacher Hinsicht mit der Poesie seiner Zeit auseinandersetzt. Wir erinnern uns an die Bedeutung seiner Freundschaft mit Étienne de la Boétie, die Montaigne in besonderem Maße in der Struktur des ersten *Livre* der *Essais* aufnimmt: im Herz des Bandes stehen neunundzwanzig Sonette de la Boéties, um die herum Montaigne seine *Essais* in Form von „crottesques“⁵⁶⁹ anordnet. Und auch in seinen eigenen Schriften wird die Poesie immer wieder hinterfragt und in einem normativen System gedacht⁵⁷⁰, aus dem Montaigne sich seinerseits bedient⁵⁷¹, um die für die *Essais* determinierenden, individuellen, ihm eigene Form zu erreichen, die in der Zusammenschau poetischer Elemente und eines moralphilosophischen Gedankengangs entsteht. Ein Beispiel, das Gisèle Mathieu-Castellani als determinierendes Moment für die Lektüre der *Essais* in einer antiken poetischen Traditionsreihe hervorhebt, stellt der *Essai* II.36 „Des ples excellens hommes“ dar, der sich als dialogische Verhandlung mit den Positionen Ronsards aus den *Préface* der *Franciade* lesen lässt und aufzeigt, wie Montaigne Stück für Stück einer doppelten Poetik, der Antike und der Renaissance, in

⁵⁶⁹ Die genauen Überlegungen gehen zur Beschreibung seiner „Amitié“ mit Étienne de la Boétie voraus und beschreiben den Aufbau eines Gemäldes, dessen Zentrum die eigentliche Schönheit beinhaltet – die Sonette seines Freundes ins Herz seiner eigenen Werke aufzunehmen, stellt den besonderen Status der Poesie heraus; siehe Montaigne 1999, I, 28, S. 183sq.

⁵⁷⁰ Siehe Bady, René (1959): „Un concours de poésie dans les *Essais*“, in: *Bulletin de l'Association Guillaume Budé* 18, 527-534, der hervorhebt, wie Montaigne im *Essai* I, 37 nicht nur den „Jeune Caton“ betrachtet, sondern vielmehr die verschiedenen Stimmen, die sich ihm widmen, zueinander in Konkurrenz bringt und auf ihre poetische Kunstfertigkeit hin miteinander vergleicht.

⁵⁷¹ Gisèle Mathieu-Castellani beispielsweise beschreibt, wie Montaigne im *Essai* I, 21 im Sinne einer stilistischen „copia“ mit „accumulation und entassement d'emprunts divers et hétéroclite“ ausschmückt, um seine Gedanken so eine poetische Form angedeihen lässt; siehe Mathieu-Castellani, Gisèle (1996): „Montaigne en son laboratoire“, in: *Genesis* 9, 73-82, hier S. 76.

seinen philosophischen Schriften Raum gibt und sich selbst in der Verlängerung der Poeten denkt.⁵⁷²

Sich selbst im Besonderen, aber den Poeten im Allgemeinen, denkt Montaigne hierbei jedoch in einem präzisen Wechselspiel mit der ihn umgebenden Welt – oder vielmehr in einem rezeptiven Kontext. Hatte er in dem Vorwort „Au Lecteur“ die Möglichkeit verworfen, sich „tout entier, et tout nud“⁵⁷³ darzustellen, um ein von starken Normen geprägtes Publikum zu schonen und hierbei die Rezeptionsebene rein auf sich selbst und seine eigenen Werke beschränkt, erweitert er diese Reflexion auch auf den Poeten. Auf diesem Weg revidiert Montaigne dessen Verortung in einer parallel angelegten, poetischen Welt und führt ihn über die Rezeption durch ein irdisches Publikum zurück in den Kreis ursprünglicher Ideal- und Tugendvorstellungen.

Hatte in den sprachtheoretischen Traktaten der Poet sich in einem triangulären Verhältnis von *natura-ars-furor* bewegt, verschiebt Montaigne die Frage nach der poetischen *virilitas* in einen textexternen Rahmen: die Integrität des Dichters wird hierbei zu einem nicht beeinflussbaren, der *Fortuna* preisgegebenen Glücksspiel. In dem Essai *Divers evenemens de mesme conseil* (I, 24), lässt Montaigne die Möglichkeit einer rezeptionsorientierten Poetik⁵⁷⁴ in die Betrachtung verschiedener, dem Schicksal ausgelieferter „sciences“⁵⁷⁵ und „arts“⁵⁷⁶, wie der Medizin oder der Heerführung einfließen. In dieser vielschichtigen Zusammenstellung unterschiedlicher Beispiele für den arbiträren Einfluss einer externen Größe im Sinne einer schicksalhaften Fügung führt Montaigne auch die Rolle des Dichters aus:

Or je dis que non en la médecine, seulement: mais en plusieurs arts plus certaines la fortune y a bonne part. Les sailles poétiques, qui emportent leur auteur et le ravissent hors de soi, pourquoi ne les attribuons-nous à son bonheur? Puisqu'il confesse lui-même qu'elles surpassent sa suffisance et ses forces, et les reconnaît venir d'ailleurs que de soi, et ne les avoir aucunement en sa puissance...⁵⁷⁷

Wie Alain Legros hervorhebt, kommt der „fortune“ in den *Essais* eine besondere Bedeutung zu, die sich am besten im Gegensatz zur „providence“ greifen lässt. Während die „fortune“ knapp 350 Erwähnungen findet, lässt sich die „providence“

⁵⁷² Siehe Mathieu-Castellani, Gisèle (1988): *Montaigne. L'Écriture de l'essai*, Paris, Presses universitaires de France, S. 92sq.

⁵⁷³ Montaigne 1999, I, „Au Lecteur“, S. 3.

⁵⁷⁴ Zur Poetik bei Montaigne, siehe Langer, Ullrich (2015): *Lyric in the Renaissance. From Petrarch to Montaigne*, Cambridge, Cambridge University Press, Kapitel 6.

⁵⁷⁵ Montaigne 1999, I, 24, S. 127.

⁵⁷⁶ *Ibid.*

⁵⁷⁷ *Ibid.*

weniger aus zehnmals in den *Essais* ausmachen,⁵⁷⁸ was, wie Legros betont, den arbiträren, wankelmütigen Charakter dieser Schicksalsergebenheit betont, losgelöst von der in „providence“ angelegten unabänderlichen Vorherbestimmtheit: „To use the word ‚fortune‘ is to place the discourse in the wake of a humanist and poetic tradition that does not balk at the use of ancient language, even on the part of clerks, whenever it is necessary to tell of unpredictable or inexplicable facts or changes in state.“⁵⁷⁹ Während Legros sich in besonderem Maße auf Montaignes säkulares Ringen mit sakraler, gottgegebener „fortune“ bezieht, lässt sich hier eine weitere Bedeutungsebene herausarbeiten, die an die Tradition der durch göttliche Instanzen inspirierten Poetik anknüpft. Montaigne führt an dieser Stelle eine viergliedrige Begriffsgruppe an („fortune“, „suffisance“, „force“, „puissance“), das in seiner Zusammenschau eine grundlegende Dekonstruktion eines normativen Ideals des Dichters nach sich zieht. Der Dichter gibt sich in der Darstellung des Moralisten einer klassischen von außen eingegebenen Inspiration hin (die ihn „hors de soi“ dichten lässt), die von Montaigne jedoch nicht als gottgegebene Erhöhung des *poeta vates* angenommen, sondern als Ringen mit externen Kräften beschrieben wird. Der inspirierte Dichter erscheint hier in mehrfachem Sinne mangelhaft und geschwächt, denn seine eigenen poetischen Fähigkeiten erweisen sich als unzulänglich (jenseits seiner „suffisance“) und seine „forces“ überschreitend. In dieser externen Beeinflussung tritt also eine Größe auf, im Angesicht derer der Poet auf seine Fehlbarkeit und seine beschränkte Einflussnahme zurückgeworfen wird, da sich etwas außerhalb der von ihm möglichen „puissance“ abspielt: der Dichter erweist sich im Umkehrschluss als „impuissant“, äußeren Instanzen ausgeliefert und seiner dichterischen Autonomie beraubt. Montaigne lässt hierbei offen, in welchem Maß der Dichter sich selbst der Poesie ermächtigen kann und umgeht hierbei die Frage der Selbstkonfiguration. Der performative Akt im Sinne einer Selbstschaffung in Anlehnung an idealtypische Verortungspraktiken wird hierbei negiert. Hatte die Sprache eigentlich die Funktion gehabt das Self-fashioning des Dichters zu ermöglichen, der, wenn auch unter dem Einfluss der musischen Inspiration, den Akt der Dichtung selbstständig zu vollzieht, gibt Montaigne diesen nun der „fortune“ preis und reduziert hierbei die Kapazität der Selbstschaffung. Statt hier einen Akteur im sozialen Feld zu konzipieren, der durch aktive Praktiken an der Konstitution und Konfiguration von Dominanzstrukturen an der aktuellen Ordnung mitwirkt, erdenkt Montaigne den Dichter in einer passiven Rolle.

Montaigne löst diese dichterische Impotenz im Angesicht der „fortune“ als Produkt literarischer Rezeptionsmechanismen auf:

⁵⁷⁸ Siehe Legros, Alain (2009): „Montaigne between Fortune and Providence“, in: Lyons, D. / Wine, K. (Hgg.): *Chance, literature, and culture in early modern France*, Surrey, Ashgate, 17-30, hier S. 18.

⁵⁷⁹ *Ibid.*, S. 19.

Mais la fortune montre bien encore plus évidemment, la part qu'elle a en tous ces ouvrages, par les grâces et beautés qui s'y trouvent, non seulement l'intentions, mais sans la connaissance même de l'ouvrier. Un suffisant lecteur découvre souvent ès écrits d'autrui des perfections autres, que celles que l'auteur y a mises et aperçues, et y prête des sens et des visages plus riches.⁵⁸⁰

Die Dichtung erweist sich bei Montaigne als zweigliedrige sukzessive poetische Dynamik, die nicht den Schaffensprozess allein in den Fokus nimmt, sondern ihn um eine Rezeptionsebene ergänzt. Die Fehlbarkeit des Poeten wird hierbei erst im zweiten Schritt deutlich: zunächst spielt Montaigne auf die „grâces et beautés“ an, die in einem intentionellen Schreibprozess vom Dichter im Sinne des *ornatus* in den Text eingebettet wurden, auch wenn der Poet hierbei nicht als Agens auftritt, sondern wieder die „fortune“ in den Fokus gerückt wird. Zu diesem Prozess des Verfassens kommt noch eine zweite, nicht intentionell bedingte poetische Ebene hinzu, die durch die Instanz des „suffisant lecteur“ aufgetan wird. Poet und Leser werden hierbei beide durch ein gewisses Maß an „suffisance“ beschrieben, schreiben sich also in einen Rahmen poetologischer Vorbildung ein und erreichen erst im Zusammenspiel die Entschlüsselung verschiedener Ebenen der „perfections“ innerhalb der Poesie. Um diese unterschiedlichen Perfektionsebenen erreichen zu können, ist die Überlagerung zweier Perspektiven notwendig: die des Dichters und die des Lesers, einer textimmanenten und einer rezeptiven Lesart, die schließlich zu einer vollständigen Erschließung und einem Texte „plus riche“ führen. Was sich hier als geradezu hermeneutische Poesietheorie andeutet, lässt sich über den Begriff der „fortune“ als Übertragung einer montaignischen Philosophie auf das Feld der Poesie betrachten. Jack Abecassis hebt in seinen Ausführungen das narrative Ringen mit dem Unsteten und Zufälligen hervor, das Montaignes Essais durchzieht⁵⁸¹ und sich hier auf die Position des Dichters ausweitet, der nicht mehr Herr seiner Poesie, sondern äußeren Einflüssen und vor allem der Rezeption durch andere ausgeliefert ist. Die genauen Mechanismen bleiben hierbei undurchsichtig und das Vorgehen des Lesers bei der Rezeption wird nicht im Detail erklärt, sondern spielt sich in einem undurchdringbaren Feld ab, das sich in die Unvorhersehbarkeit der von Montaigne beschriebenen Welt einschreibt: „If there is a transcendent order to this world in which the predictability of events is limited, that order is hidden from us.“⁵⁸² In dieser undurchsichtigen, zufallsbestimmten Ordnung unterliegt auch die Poesie nicht mehr den determinierenden Idealmarkern, die der Dichter selbst

⁵⁸⁰ Montaigne 1990, I, 24, S. 127.

⁵⁸¹ Siehe Abecassis, Jack (2017): „Randomness and Narrativity: A Cognitive Reassessment of Fortune and Nonsense in Montaigne's Essais“, in: *MLN* 132.4, 1037-1061.

⁵⁸² Lyons, John (2012): *The Phantom of chance: from fortune to randomness in seventeenth-century French Literature*, Edinburgh, Edinburgh University Press, S. 23.

zusammenstellen kann, sondern entwickelt sich analog zu anderen menschlichen Unternehmungen, deren Ausgang sich als ungewiss und unbeeinflussbar erweist. Die bis dahin durch das Zusammenspiel aus angeborener Natur und göttlicher Einflussnahme bedingte Sonderstellung des Dichters und der Poesie verschwimmt hier zunehmend vor dem Hintergrund seiner Abhängigkeit von der „fortune“:

Instead, it was a generalised uncertainty about outcomes and thus about the means to ends. Even before the frequency of use of the word *fortune* declined as it did in the decades following Montaigne, the meaning of the term had shifted to represent a new sense of the disconnection between stable principles and the unstable world of appearances.⁵⁸³

Montaigne entwirft hier einen Dichter der irdischen Welt, der durch seine poetische Fehlbarkeit, die „impuissance“ im Angesicht seiner eigenen Dichtung aus seiner marginalen Position einer alternativen Virilität herausgelöst und wieder in die Reihe der normativ-hegemonialen Männlichkeit eingegliedert wird.

⁵⁸³ *Ibid.*, S. 24; siehe auch Guerrier, Olivier (2015): „Dans l'«arrière-boutique» de l'inventaire. «La fortune se rencontre souvent au train de la raison» («Essais», I, 34)“, in: Desan, P. (Hg.): *Les Chapitres oubliés des «Essais» de Montaigne*. Actes des journées d'ét. à la mémoire de Michel Simonin, Univ. of Chicago (Paris), 9 avril et 5 novembre '10, Paris, Honoré Champion, 107-126.

Dritter Teil

Sprachliche *mollesse* und die Dekonstruktion männlicher Identität(en)

3.1 *brevitas* im Widerstreit mit der *mollesse* – der Übertritt der *garrulitas* in die virile Rhetorik

Hatte sich die metaphorische Verwendung geschlechtlich besetzter Attributionsmerkmale schon als metasprachliche Terminologie in Rhetorik- und Poetiktraktaten etabliert, lässt sich eine Verschiebung dieser Terminologie in die allgemeinsprachliche Reflexion der französischen Frühen Neuzeit beobachten. Nicht nur eine Öffnung der literarischen Genre-Grenzen und eine Reflexion normierten Sprachgebrauchs jenseits der Gattung des Traktats, sondern auch eine Erweiterung des anthropologischen Referenzfeldes ist zu verzeichnen: Der Mensch als *zoon logon echon*, der seine Existenz anhand der Sprache entwirft, erfährt und strukturiert (auch im Sinne einer normierenden Klassifikation) tritt nun in den Vordergrund der Betrachtungen. Es wird hier eine Verknüpfung zwischen dem biologischen Geschlecht (*sexe*) und dem sprachlichen Anspruch an eine performativ ausgeführte Identität im Sinne des *gender* entworfen, die die zuvor etablierte, rein gender-basierte metaphorische Zuschreibung überschreitet. Es erweist sich als notwendig, sich dieser anthropologischen Sicht auf den Sprachgebrauch zunächst rein theoretisch anzunähern, um sich auf der Basis einiger Grundgedanken dann einer detaillierten Lektüre unterschiedlicher Texte zu nähern.

Virile Performanz als Sprechakt

Wenn sich Erasmus in *Lingua, Sive, De Linguae usu atque abusu Liber utilissimus* (1525)⁵⁸⁴ mehrfach auf die Achtung der Männer, „in multis homine (à tous les hommes)⁵⁸⁵, beruft, diese deutlich von einer zweiten, weiblichen Gruppe, „mulieres (femmes)⁵⁸⁶, abgrenzt und diese Differenzierung in einem unterschiedlichen Sprachgebrauch begründet, verschiebt er die bekannte Terminologie in einen neuen Referenzkontext. Es sind nun nicht mehr die Sprache, der Stil oder die Rede, die

⁵⁸⁴ Obschon bereits kurz nach der Veröffentlichung des lateinischen Originals der *Lingua* (1525) 1544 eine deutsche Übersetzung erschienen ist, lässt sich diese einzige Übertragung ins Deutsche nicht als Referenzausgabe nutzen, da sie vielmehr einer kunstvollen Paraphrase nahekommt; so wird beispielsweise im folgenden Zitat nicht in Männer und Frauen unterschieden, sondern lediglich von „jugent“ gesprochen, Erasmus (1544): *Von der Zung: Des nimmer hoch gelobsten D. Erasmi von Rotterdam, vnd wird darinn angezeigt was die Zung sei, wie sie das best vnd das böst glied sei ... Auch findest schöne Artzney Zungen ...*, übersetzt von Johann Heroldt, Straßburg, Beck Verlag, S. 27//8r. Um in der vorliegenden Arbeit den Text in seiner Gänze erfassen und ihn an den frankoromanischen Kulturraum anbinden zu können, werde ich mich hier sowohl der lateinischen Originalausgabe als auch der französischen Übersetzung von Jean-Paul Gillet bedienen; siehe Erasmus 2002: *Langue* und Erasmus (1703): *Opera omnia*. 10 Vol., Hildesheim (reprint 1961-62), Lugundi Batorum.

⁵⁸⁵ Erasmus 2002, S. 80, LB 659.

⁵⁸⁶ *Ibid.*

mithilfe anthropomorpher, genderbasierter Attribute definiert werden, sondern es entsteht eine direkte Wechselbeziehung zwischen der geschlechtlichen Identität und der Sprachverwendung. Die Metapher, die im Sinne Ricœurs als Verkörperung abstrakter Aspekte anhand realer Größen gedient hatte, erlebt hier nun eine Rückkehr in ihren ursprünglichen Kontext: der Zusammenfall von Körper und Stil, die Verkettung von Virilität und Sprache, die in einem epistemologischen Wechselspiel zur Erklärung und Verdeutlichung rhetorischer und poetischer Prinzipien in Bezug zum Menschen (oder vielmehr Mann) hinter dem Text gelesen werden konnte, erfährt eine Umkehrung, die sich zurück auf den konkreten Raum bezieht, dem die Metapher enthoben wurde. Bedeutend ist nun der Transformationsprozess, den die Referenzebene der Metapher bei dieser Enthebung und Rückkehr durchlebt.

Wenn wir uns in Erinnerung rufen, welche Grundprinzipien Ricœur für die Metapher definiert hatte – „1.) que la métaphore est un emprunt; 2.) que le sens emprunté s’oppose au sens propre, c’est-à-dire appartenant à titre originaire à certains mots ; 3.) que l’on recourt à des métaphores pour combler un vide sémantique ; 4.) que le mot emprunté tient au lieu du mot propre absent si celui-ci existe“⁵⁸⁷ –, so können wir feststellen, dass die Metapher durch die Entlehnung und Veränderung ihres ursprünglichen Sinns und ihre Funktion als Lückenfüller einen neuen, eigenen Sinn entwickelt, der ein semantisches Feld abseits bekannter Wörter besetzt. Die Transformation, die die ursprüngliche Semantik dadurch erfährt, lässt sich also auch bei einer Rückübertragung in den konkreten Raum nicht rückgängig machen. In Bezug auf den Begriff der „mollesse“ lässt sich dies als unumkehrbare Wechselbeziehung zwischen Mannsein und Sprachgebrauch beobachten. Wenn wir den Körper und die Sprache als dessen Teil im bourdieu’schen Sinn annehmen, als „dépositaire de principes de vision et de division“⁵⁸⁸, der die virile Dominanz in sich einschreibt, lässt sich nachvollziehen, wie im Umkehrschluss die Metapher den Körper und über ihn den Mann durchdringt und umschreibt. Hatte zunächst die männliche Identität als Referenzmoment für den Stil gedient, ist diese sprachliche durch ihr Dasein als Metapher nun so aufgeladen, dass die Betrachtung der menschlichen Sprache in seiner puren, ursprünglichen Form ohne das breite metaphorische Repertoire nicht mehr möglich ist.

Erasmus’ Gegenüberstellung zweier Geschlechter fußt auf der Binarität, die eine sprachliche Entsprechung in der biologischen Differenz findet, die ursprünglich als metaphorische Entscheidung für Stile gedient hatte. In den Ausführungen des Rotterdamer Humanisten klingt un im Umkehrschluss eine geschlechterkonstituierende Dimension des Sprechens an, die sich erst anhand eines kurzen Blicks auf die Sprechakttheorie Austins und ihrer Anklänge in den Werken Derridas und Butlers

⁵⁸⁷ Ricœur 1975, S. 25.

⁵⁸⁸ Bourdieu 2002, S. 23.

auflösen lässt. Begreift man, im Sinne Austins, das Sprechen als Handlung⁵⁸⁹ und erweitert den Sprechakt, nach Derrida, um den Anspruch der Iterabilität,⁵⁹⁰ lässt sich nachvollziehen, welche grundlegende Konzeption des Sprachgebrauchs Erasmus hier der angegebenen Differenzierung zugrunde legt: Das Sprechen, so wie es von Erasmus dargelegt wird, lässt sich als Handlung von sozialer Bedeutung verstehen, innerhalb derer es eine Unterscheidung der Geschlechter zu verzeichnen gibt. Das Männliche handelt innerhalb eines anderen Bezugsrahmens als das Weibliche, seinem Sprechen geht eine andere Bedürfnisgrundlage voraus, die an den Sprechakt als soziale Handlung herangetragen wird. Diese Unterscheidung präsentiert sich zunächst als überzeitlich fixiertes Gefüge, denn Erasmus grenzt die „mauvaise langue [mala lingua]“⁵⁹¹ von einem idealtypischen Sprachgebrauch ab, den er in seinem Text zu erläutern sucht. Diese Unterscheidung scheint zunächst keinen großen Erkenntnisgewinn für die Sprachreflexion der Renaissance dazustellen – die Unterscheidung von Idealzustand und Verfehlung anhand eines normativen Sprachsystems, das auf Geschlechtermerkmalen fußt, ist bekannt. Die Neuaufladung dieser etablierten Konzepte wird in dem Moment deutlich, in dem man männliches Self-fashioning als performativen Akt begreift.

Denn der normierte Sprechakt lässt sich durch Butlers Performativitätskonzept erschließen. Die Sprache als Akt, als Handlung erweist sich in der Vorstellung Erasmus' insofern als *gender performance*, da über den Sprachgebrauch, die Wortwahl und den Redefluss eine Verortung des (geschlechtlich besetzten) Körpers in einem gender-kategorisch geordneten Raum etabliert wird. Der Körper muss hier natürlich in einem geradezu entgrenzten Sinne verstanden werden, im Sinne einer Essenz des existenten Wesens per se. Durch die weiter oben erwähnte Umkehrung – Sprache vor Körper, statt Körper als metaphorische Referenz von Sprache – ist es nun der Sprachgebrauch, der erst die Konstruktion des *gender* als Attributionsprozess ermöglicht. Man könnte hier sagen, wie die Existenz der Essenz vorausgeht, ist die Sprache vor der geschlechtlichen Zuordnung anzusiedeln, denn

⁵⁸⁹ Siehe Austin, John Longshaw (1981): *How to do things with words: the William James lectures delivered at Harvard University in 1955*, Cambridge, University Press.

⁵⁹⁰ Derrida, Jacques (1972): „Signature événement contexte“. In: *Marges de la philosophie*. Paris, S. 365-393; hier besonders: „Il faut, si vous voulez, que ma « communication écrite » reste lisible malgré la disparation absolue de tout destinataire déterminé en général pour qu'elle ait sa fonction d'écriture, c'est-à-dire sa lisibilité. Il faut qu'elle soit répétable – itérable – en l'absence absolue du destinataire ou de l'ensemble empiriquement déterminable des destinataires“, S. 375.

⁵⁹¹ Erasmus 2002, S. 77, LB 658.

wenn Attribute der Geschlechtsidentität nicht expressiv, sondern performativ sind, wird die Identität, die sich angeblich nur ausdrücken und offenbaren sollen, in Wirklichkeit durch diese Attribute konstruiert. Die Unterscheidung zwischen Ausdruck und Performanz ist zentral: Wenn die Attribute und Alte der Geschlechtsidentität, die zwischen Formen, in denen ein Körper seine kulturelle Bezeichnung zum Vorschein bringt oder produziert, performativ sind, gibt es keine vorgängige existierende Identität, an der ein Akt oder Attribut gemessen werden kann.⁵⁹²

Das Männliche bei Erasmus unterscheidet sich vom Weiblichen durch seine Sprache, doch bietet der Humanist keine Definition des Männlichen *ex lingua* an: erst im Moment des Verbalisierens, des Sprechens in jedweder Form lädt das männliche Wesen die Attribute auf sich – rein sprachtheoretischer Natur – die ihn dem virilen Status überschreiben und ihn als Mann identifizierbar machen.⁵⁹³ Da der *gender*-Identifikationsprozess sich als fluide, sich stetig erneuernde Aktualisierung der Zuschreibung geschlechtlich klassifizierter Attribute vollzieht, wohnt ihm auch das Potenzial einer subversiven Unterwanderung, einer Negierung oder eines Bruches inne, den Judith Butler als Kernstück einer möglichen *gender transformation* betrachtet:

If the ground of gender identity is the stylized repetition of acts through time, and not a seemingly seamless identity, then the possibilities of gender transformation are to be found in the arbitrary relation between such acts, in the possibility of a different sort of repeating, in the breaking or subversive repetition of that style.⁵⁹⁴

Ebendieser Prozess der Transformation, der Verschiebung und Neuordnung geschlechtlicher Identität durch veränderte Sprachakte, durch subversiven Sprachgebrauch und eine Abkehr von etablierten Normen liegt Erasmus' *Lingua*, aber auch vielen weiteren sprachreflexiven frühneuzeitlichen Texten jenseits genuin rhetorischer Gattungen zugrunde.

Erasmus' Traktat *Lingua, Sive, De Linguae usu atque abusu Liber utilissimus* (1525) stellt eine der zentralen (, wenn nicht gar die umfassendste)

⁵⁹² Butler 2014, S. 207sq.

⁵⁹³ Siehe hierzu Butler 2014, S. 208; „Dass die Geschlechter-Realität (gender reality) durch aufrechterhaltene, gesellschaftliche Performanzen geschaffen wird, bedeutet gerade, dass die Begriffe des wesenhaften Geschlechts und der wahren oder unvergänglichen Männlichkeit und Weiblichkeit ebenfalls konstruiert sind.“

⁵⁹⁴ Butler, Judith (1988): „Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory“, in: *Theatre Journal* 40.4, 519-531; siehe hier auch Brickel, Chris (2005): „Mascu- linities, Performativity, and Subversion: A Sociological Reappraisal“, in: *SAGE Journals* 8.1, 24-43.

Auseinandersetzung mit Sprache als sozio-identitärem Referenzmoment dar und beschreibt auch rein zeitlich innerhalb des hier betrachteten Corpus den Anfangspunkt einer von der reinen Rhetoriktheorie losgekoppelten metasprachlichen Reflexionsebene. Schon der Titel deutet auf diese Verschiebung hin: zunächst nur als „Lingua“ bezeichnet, erscheint erst in einem zweiten Schritt, abgegrenzt durch den Einschub „sive“, der inhaltlich relevante Titel, der auch einer Gattungszuschreibung gleichkommt „De Lingua usu atque abusu“. In der Tat erweist sich dieser Text Erasmus' als störrisches Amalgam jenseits literarischer Genre Grenzen und vermischt theoretische, wie philosophische Theorien mit anekdotischen Beschreibungen zu „une réflexion approfondie sur les diverses manifestations du langage tant au niveau organique qu'au niveau conceptuel“⁵⁹⁵, wie es Marie-Rosa Logan in ihrer Analyse der *Lingua* zu definieren sucht. In der Tat deutet bereits der zweiteilige Titel – eines Prosatextes, der sich gleichzeitig als sprachtheoretische Abhandlung im Sinne eines Traktats mit dem klassischen Verweispartikel „De“ darstellt – auf die generische Erweiterung hin, die das thematische Feld hier erfährt: metasprachliche Reflexionen verlassen den rein wissenschaftlichen Rahmen und benennen sich des geschriebenen Textes in einem weiteren Sinne. Der Titel weist auf eine inhaltliche Bedeutung hin, die Erasmus hier vornimmt: Sprachgebrauch wird nicht mehr als Teil einer Kunstform verstanden, der Sprache kommt nicht mehr nur eine dienende Funktion innerhalb der Rhetorik zu, sondern sie wird in ihrer Funktion als Stabilisationsmoment und Dominanzfaktor von sozialer Tragweite erörtert. Erasmus beleuchtet also, wie über normierten Sprachgebrauch auch gesellschaftliche Strukturen etabliert und aufrechterhalten werden, wobei besonders die Verknüpfung von Sprache und virilitas eine besondere Dimension einnimmt.

Erasmus nimmt zunächst eine Abgrenzung von normativem, idealem Sprachgebrauch und dem, was er als „mauvaise langue [mala lingua]“ bezeichnet vor und belegt mit dieser normierenden Gegenüberstellung zwei geschlechtlich besetzte Pole:

Mes exhortations viseraient surtout les femmes dont la réputation, de ce point de vue, est généralement mauvaise, si je ne constatais que les hommes pourvus d'une langue très nuisible sont partout si nombreux que les femmes, comparées à eux, paraissent sobres et modérées. [Hortarer hic potissimum mulieres, quae vulgo male audiunt hoc nomine, nisi viderem vbique tot esse viros nocentissimae linguae, vt prae his mulieres sobriae moderataeque videantur]⁵⁹⁶

Erasmus etabliert schon im ersten Kapitel der *Lingua* einen Vergleich zwischen männlichem und weiblichem Sprachverhalten, wobei er die Sprachverfehlung

⁵⁹⁵ Logan, Marie-Rose (1980): „L'„Homo Loquax“ d'Érasme“, in: Margolin, Jean-Claude (ed) : *Acta Conventus Neo-Latini Turonensis*, Paris, Vrin, 349-357.

⁵⁹⁶ Erasmus, 2002, S. 80; LB 659.

deutlich auf Seiten der Frauen verortet, die als alleinige Adressaten seines Textes auftreten könnten, wenn es nicht eine Veränderung im männlichen Sprechen zu verzeichnen gebe, die dazu führe, dass die männliche Sprachdominanz ins Wanken gerate. Die Hierarchie erscheint zunächst als Wiederholung klassischer Strukturen: das Ideal ist viril besetzt, wohingegen das Weibliche als Form der Devianz und Verfehlung betrachtet wird. Die soziale Struktur ist herkömmlich aufgebaut: die Dominanz des Patriarchats versteht sich als Ausgrenzung und Unterdrückung des Weiblichen, die „Machtbeziehungen“⁵⁹⁷ zwischen den Geschlechtern fußen auf einer Überordnung des Männlichen. Virile Praktiken als Stabilisator dieser Ordnung erweisen sich auch sprachlich als notwendig.

Die dem Adressatenwechsel (von der eigentlich sprachlich unterlegenen Gruppe der Frauen hin zu den Männern) verzieht sich parallel zu einer Inversion dieser Geschlechterhierarchie: der Komparativ, der das etablierte Gefüge revidiert, wird klar benannt („comparées à eux“), wodurch das männliche Sprechen gegenüber dem weiblichen nun durch seine – aus dem Weiblichen entlehnte – Fehlerhaftigkeit in die untergeordnete Position verschoben wird. In ebendieser Verschiebung sieht Erasmus die Notwendigkeit eines Prosatextes, der – umfangreich und gespickt mit Anekdoten – zwar von dem Wissen zeugt, dass Sprache, „ihrem naturgemäßen Gebrauch nach nicht nur facettenreich sondern auch ständig im Wachstum und Wandel begriffen“⁵⁹⁸ ist, aber im Sinne eines *usus communis*, so Gabriele Schmidt, doch stets einer gewissen Normativierung unterworfen ist.

Erasmus sucht diese Norm zu definieren und zu re-etablieren, wobei diese Definitionen einen deutlichen Anklang in der antiken Rhetorikvorstellung finden. Die Beschreibung des sprachlichen Ideals geschieht in erster Linie *ex negativo*, wie sie auch schon in der Adressatenbeschreibung anklang: als Abkehr von der *moderatio*, die sich in Form zweier bekannter rhetorischer Konzepte zusammenfassen lässt: dem des *aptum* und der *brevitas*. Erasmus führt seine Reflexionen zunächst auf den aristotelischen Grundgedanken der Einheit zwischen *res* und *verba* zurück, wobei sich letztere als Quelle der idealtypischen Sprachverwendung hervorheben lassen: „la parole doit [donc] avoir pour première qualité de prendre en considération le sujet, les circonstances, le lieu et les personnes [Prima laus orationis est, vt apta sit, habita rei, temporis, loci ac personarum ratione]“⁵⁹⁹. In dem gesamten Text wird Erasmus die *verba* und die Frage des *aptum* in den Fokus nehmen, wobei die inhaltliche Dimension in den Hintergrund tritt und die rein sprachliche Ebene den Referenzpunkt für Sprachnormierung ausmacht. Die Angepasstheit von Sprachlichem und (nicht näher definiertem) Inhaltlichem wird erweitert durch das Primat der *brevitas*, dem Erasmus die Notwendigkeit einer gedanklichen Stärke zuschreibt, denn

⁵⁹⁷ Connell 2015, S. 127.

⁵⁹⁸ Schmidt, Gabriele (2006): „Lingua, quo vadis?\": Die Ambivalenzen humanistischer Sprachtheorie und Thomas Mores *History of Richard III*“, in: *Anglia* 124:2, 244-275, S. 254.

⁵⁹⁹ Erasmus 2002, S. 126, LB 678.

„la parole concentre une très grande force de pensées [multam sententiae] dans très peu de mots [paucissimus verbis]“⁶⁰⁰. In dieser Verknüpfung aus Anpasstheit und Kürze klingt die Basis einer Sprachnorm an, deren Schlüsselbegriff die „Stärke“ ist. Diese Kraft, die die Rede bestimmt, dringt bei Erasmus in jeden sprachlichen Kontext ein und wird damit als generelles sprachbestimmendes Moment etabliert. Erasmus unterscheidet nicht zwischen dem Orator, dem Redner in einem öffentlichen Raum und dem Redner im Privaten, ebenso wenig wie zwischen dem professionellen Redner (in politischer oder beratender Funktion) und dem okkasionellen Redner (wie Friseuren, Drogenhändlern oder Bademeistern)⁶⁰¹, das Primat der Sprachstärke bleibt für alle Redner und Redeanlässe unverändert bestehend. Seinem eigenen Vorbild folgend fasst Erasmus diese von ihm angeführte Norm in einem Ausspruch zusammen, den er von dem athenischen Feldherren Phokion übernimmt: „La hache de mes paroles est ici tout près [ἡ τῶν ἐμῶν λόγων χοπὶς παρὲσπιν]: ce qu’il appelait la hache, c’était bien sûr sa concision, efficace et vive [efficace mac viuidam eius breuiloquentiam], qui n’avait aucun mal à trancher avec art de vigoureuses pensées [contorta enthymemata].“⁶⁰²

Das von Phokion gewählte und von Erasmus aktualisierte Bild ist nicht völlig gewaltlos: die metaphorische Axt dient an dieser Stelle der entschiedenen Beschneidung der Sprache, der Unterteilung in überflüssige und notwendige Sprache, wobei alles Überflüssige durch gezielte Auslassung beschnitten werden soll. Dieser deutlich begrenzende Anspruch an den Sprachgebrauch erwartet vom sprechenden Individuum eine große rhetorische Kenntnis, die es dann in die Fähigkeit umzusetzen gelte, die idealtypische, kurz gefasste, weiter oben evozierte Einheit von *res* und *verba* herzustellen. Dass sich dieses Sprachhandeln bildlich in körperliche Kraft (beim Schwingen der metaphorischen Axt) überträgt, ermöglicht es Erasmus in seinen Ausführungen an eine terminologische Tradition anzuknüpfen und hierdurch theoretische Konzepte aus der *ars rhetorica*⁶⁰³ in den allgemeinen Sprachgebrauch zu übertragen.

Zugleich rufen sie das Kernstück viriler Identität auf: Gewalt als soziales Ordnungsmoment, die sowohl gegenüber untergeordneten Gruppen als auch innerhalb des hegemonialen Kerns ausgeübt wird, um patriarchale Strukturen zu verteidigen.⁶⁰⁴ Der Akt der „mutilation“⁶⁰⁵ liest sich hierbei als autoviriles

⁶⁰⁰ *Ibid.*, S. 119, LB675.

⁶⁰¹ Fumaroli beschreibt die Eloquenz als „ciment de la cohésion sociale, [l’]instrument de la durée et de la vitalité des sociétés civile et religieuse“ (Fumaroli 1980, 38) und hebt hervor, dass die Rede schon allein aus diesem Grund nicht völlig desinteressiert sein kann. Auf diesen Punkt und die unterschiedlichen Verwendungsformen der Rede werde ich später in diesem Kapitel zurückkommen.

⁶⁰² Erasmus 2002, S. 126; LB 678.

⁶⁰³ Die Frage, inwiefern es sich hier um eine vom Menschen geschaffene und zu schaffende Kunstform handelt oder inwiefern Inspiration als poetische (und rhetorische) Grundvoraussetzung die Einflussnahme des homo loquens auf die von ihm produzierten Diskurse beschneidet, stellt sich Monferran 2011, S. 46; und Kapitel 2.3 dieser Arbeit.

⁶⁰⁴ Vgl. Connell 2015, S. 127.

⁶⁰⁵ Badinter 2005, S. 193.

Definitionsmoment, denn männliche Identität konstituiert sich, so Badinter, grundlegend durch die Entfernung alles Weiblichen. Die Umkehr der virilen Metapher ermöglicht es, die identitätskonstituierende Dimension der „hache des paroles“ zu entschlüsseln: um sich als viriles Ideal an der hegemonialen Vormachtstellung zu beteiligen, muss der Sprecher an den dominierenden Gewaltpraktiken teilhaben und diese auch sprachlich ausführen.

Die als viriles Ideal stilisierte, kurz gehaltene und klar begrenzte Sprache wird hierbei jedoch nicht in einem luftleeren Raum definiert, sondern dauerhaft in Bezug zu einem Gegenideal, einer Form der Verfehlung und des Makels gesetzt, wodurch Erasmus eine dauerhafte zweipolige Gegenüberstellung etabliert, die, so Marie-Rose Logan, dauerhaft zwischen *bona* und *mala lingua* pendelt; „D’entrée de jeu, son raisonnement s’articule autour des polarités bona lingua/mala lingua, saluberrimum pharmacum/letale venenum.“⁶⁰⁶ Der zweiteilige Gegensatz, wie Logan ihn zusammenfasst, lässt sich um eine dritte Kategorie erweitern; die des Männlichen und des Weiblichen. Die klassische hierarchische Ordnung wird aktualisiert und auf die allgemeine Sprachverwendung übertragen: das Weibliche erweist sich als Gegen-Ideal, als Verfehlung und Makel und äußert sich konkret in einer überbordenden Sprache, die von der *brevitas* keinen Gebrauch macht. Diese „langue débridée [lingua effreni]“⁶⁰⁷, „le désir insatiable de jaser [insatiabili libidine garriendi]“⁶⁰⁸ und „le bavardage démesuré, irréfléchi, confus, criard en même temps qu’enragé [quam immodicam, citraque, delectum, inconditam, clamosam pariter ac rabiosam loquacitatem]“⁶⁰⁹ werden in Erasmus’ *Lingua* als Antimodell des idealtypischen Sprachgebrauchs entworfen und knüpfen dabei an ein Sprachkonstrukt an, das seit Plutarchs *Περὶ ἀδολοσχίας - De garrulitate*⁶¹⁰ theorisiert ist und, wie Nicholas Hammond analysiert, in einer vielfältigen Terminologie Einzug in die französische Frühe Neuzeit gehalten hat: „le bavardage“, „le babil“, aber auch „le caquet“ oder schlicht „le bruit“⁶¹¹ umschreiben das unübersetzbare Prinzip der *garrulitas* (oder auch *loquacitas* oder *verbositas*), das Chomarat im Hinblick auf die Werke Erasmus’ als „le vice qui consiste à parler à l’excès, à tort et à travers sans prudence ni discernement“⁶¹² definiert.

⁶⁰⁶ Logan, 1980, S. 351, Hervorhebung der Autorin.

⁶⁰⁷ Erasmus 2002, S. 71, LB 656.

⁶⁰⁸ *Ibid.*, S. 87, LB 662.

⁶⁰⁹ *Ibid.*, S. 88, LB 662.

⁶¹⁰ Plutarch (2003): „Du Bavardage“, in: *Œuvres morales*, Bd. 7.2, édition établie par J. Dumortier, Les Belles Lettres, Paris; die Ausgabe der *Moralia* in der Übersetzung von Jacques Amyot prägt deren Rezeption in der französischen Renaissance; Plutarch (1581): *Les Oeuvres morales et philosophiques Texte imprimé de Plutarque*; translatees de Grec en François, reueuës et corrigees en ceste presente edition en plusieurs passages par le Translateur Jacques Amyot, Paris, Jean Macé.

⁶¹¹ Siehe Hammond, Nicholas (2011): *Gossip, sexuality and scandal in France (1610-1715)*, Oxford, Peter Lang, S. 30-39; siehe auch Hammond 2008.

⁶¹² Chomarat, Jacques (1981): *Grammaire et rhétorique chez Érasme*, 2 Bd., Paris, Éditions des Belles Lettres, Bd 1, S. 74, n. 90.

Die Anknüpfung der sprachlichen Verfehlung an Geschlechterkonzepte erfolgt über den Umweg der eingehend etablierten Sprachökonomie, die so Marie-Rose Logan in einer Kondensation rationeller Gedanken gipfelt, „l'économie de paroles favorise le travail de la pensée autant que les échanges philosophiques“⁶¹³, und daher nach der von Erasmus beschriebenen „force de pensée“ fordert. Konkreter fasst Erasmus also den Umkehrschluss „là où la fermeté et le cœur déclinent, la langue prend le dessus“⁶¹⁴ zusammen und stellt dabei einen direkten Zusammenhang zwischen menschlichem Charakter und Sprachgebrauch her. Sprachliche Virilität als idealtypisches Referenzmodell wird somit als Verlängerung einer physischen, moralischen und sprachlichen Stärke etabliert, die von *brevitas* zeugt und sich somit jeder Form der „bavardage“ entgegenstellt.

Anhand dieser Frage nach der Präsenz, oder vielmehr Absenz von Festigkeit und Determiniertheit („fermeté“), ruft Erasmus auch die Frage nach der geschlechtlichen Zuschreibung auf: „Quant aux enfants, aux vieillards, et aux femmes, leur langage est plus intempérante parce que la vigueur de leur esprit est plus faible [Et in oeris, senibus ac mulieribus, quoniam imbecillior est animi vigor, lingua est intemperantior]“⁶¹⁵. Während der Humanist die geistige Stärke zur Begrenzung eines Diskurses beim Mann als grundlegendes Attribut erfasst hat, spricht er sie drei weiteren Gruppen ab: den Frauen, sowie Männern im Kindes- und Greisenalter. Diese drei Gruppierungen zeichnen sich durch eine naturgegebene Abwesenheit der geforderten „fermeté“ aus und erweisen sich hierdurch als unfähig zu sprachlicher *brevitas*. Diese Schwäche wird von dem Humanisten aufgrund ihrer Natürlichkeit entschuldigt. Der Greis und das Kind können aufgrund ihres Alters nicht an der sprachlichen hegemonialen Männlichkeit partizipieren, stützen diese jedoch kompliziertenhaft aus ihrer marginalen Position heraus; „als Komplizenhaft verstehen wir in diesem Sinne Männlichkeiten, die zwar die patriarchale Dividende bekommen, sich aber nicht den Spannungen und Risiken der vordersten Frontlinie des Patriarchats aussetzen.“⁶¹⁶ In diesem Sinne etabliert Erasmus den kindlichen Jungen und den alten Mann als Männer außerhalb des virilen Anspruchsrahmens: trotz ihrer sprachlichen Ausschweifungen, können sie von einem Status als Mann – entweder in Form einer potenziellen Männlichkeit im Werden oder unter der Präsenz einer vergangenen Virilität des Alters – profitieren, ohne das virile Ethos vollumfänglich erfüllen zu müssen. In einer antiklimaktischen Hierarchie – vom größtmöglichen Potenzial in Hinblick auf das virile Ideal bis hin zur vollständigen Verfehlung des Männlichen – führt Erasmus als dritte Kategorie die „Frauen“⁶¹⁷ an und nimmt hierbei einen Geschlechterwechsel vor. Während der Greis und der Junge als durch ihre marginale Komplizenschaft immer noch mit der hegemonialen Männlichkeit

⁶¹³ Logan 1980, S. 353.

⁶¹⁴ Erasmus 2002, S. 110, LB 671.

⁶¹⁵ *Ibid.*, S. 110, LB 671.

⁶¹⁶ Connell 2014, S. 133.

⁶¹⁷ Siehe hierzu auch McCutcheon, Elizabeth (2015): „Tongues as Ready as Men's': Erasmus' Representations of Women and their Discourse“, in: *Moreana* 52, 301-331.

verbunden sind, ist weibliche *garrulitas* das Erkennungsmerkmal eines Geschlechts, das nicht Teil der Virilität ist und zur untergeordneten Gruppe des Unterdrückten zählt, das dem Patriachat seine Dominanzstellung ermöglicht. Der Ursprung der *garrulitas* – die größere *mollesse* und Abwesenheit von geistiger Stärke – lässt sich somit durch diese Exklusion aus der Gruppe des Männlichen nicht nur erklären, sondern auch entschuldigen, wie Erasmus am Beispiel einer Amme aufzeigt, die sich überraschend kurz zu fassen weiß, obwohl „ou bien le sexe ou bien l'âge aurait pu excuser le bavardage [ac denique nutricem anum, cuius garrulitatem, vel sexus, vel aetas excusare poterat]“⁶¹⁸. Erasmus' Haltung gegenüber weiblicher sprachlicher Verfehlung erweist sich als hochgradig tolerant: da es sich um eine naturgegebene natürliche Schwäche handele, sei sie durchaus ohne Verurteilung zu akzeptieren („excusare“).

Montaigne wird diesen Gedanken wieder aufgreifen, wenn er in „De l'Amitié“ die homosozialen Beziehungen zwischen zwei Männern mit der ehelichen Beziehung zu einer Frau vergleicht:

Joint à dire vray la suffisance ordinaire des femmes n'est pas pour respondre à cette conference et communication, nourrisse de cette saincte couture; ny leur ame ne semble assez ferme pour soustenir l'estreinte d'un neud si pressé et si durable.⁶¹⁹

Auch Montaigne greift die Idee der fehlenden „fermeté“ bei der Frau wieder auf, die in der Beziehung zum Mann, besonders im verbalen Austausch („conference et communication“ wird, wie Pierre Villey in seinen Anmerkungen festhält als knappe Zusammenfassung einer komplexen interhumanen Beziehung verstanden, die auf Intimität, Austausch, auch Kommunikation und gegenseitige Einflussnahme verweist) von Bedeutung ist. Diese weibliche Schwäche versteht er im Sinne einer „suffisance ordinaire“, eines grundlegenden, angeboren weiblichen Attributs, das sich aus der geschlechtlichen Herkunft ergibt und sich somit der Einflussnahme entzieht. Montaigne führt jedoch gleichzeitig die viel untersuchte besondere Beziehung zwischen zwei Männern an, deren Austausch auf einer besonderen Stärke beruht, die Frauen nicht angeboren sei und die von ihnen auch nicht erreicht werden könne. Nachvollziehen lässt sich dieses Primat der (verbalen) Stärke, wenn man die von Eve Sedgwick entwickelte Analyse homosozialer, intraviriler Beziehungen heranzieht. Ausgehend von René Girards „désir triangulaire“⁶²⁰ hebt Sedgwick hervor, wie eine asymmetrische Beziehung zwischen Männern (über den Umweg eines gemeinsamen „desire“) und Frauen entsteht, bei der die Frau aufgrund ihrer nicht

⁶¹⁸ Erasmus 2002, S. 142, LB 685.

⁶¹⁹ Montaigne 1999, I, 28, S. 186.

⁶²⁰ Siehe hierzu Girard, René (1961): *Mensonge romantique et vérité romanesque*, Grasset, Paris.

Teilhabe an der männlichen Machtposition in einen untergeordneten Randbereich gerate, wohingegen Männer durch ihre gemeinsame Partizipation an der Macht (und die damit verbundene Rivalität) eine vorgelagerte Verbindung zueinander hätten.⁶²¹ Diese Verbindung, die auf der Realisierung von „male power“ durch „language“ fuße, bestehe auch in der besonderen Möglichkeit des männlichen Geschlechts, Machtdiskurse in einem verbalen Austausch zu reflektieren.⁶²² Von dieser Grundkonstitution intraviriler Verbindungen aus lässt sich nachvollziehen, inwiefern die weibliche sprachliche Insuffizienz als Teil einer generellen Schwäche und *mollesse* zwar die Inkarnation der Verfehlung darstellt, innerhalb eines rein weiblichen Universums jedoch keiner weiterführenden Betrachtung bedarf, während Erasmus für den virilen Beziehungsrahmen eine ganz andere Bedeutung festhält: „en l’homme il n’y avait rien de mieux qu’une bonne langue, mais rien de plus nuisible qu’une mauvaise [in hominem nihil esse melius bona lingua, mala nihil nocentius]“⁶²³. Das als Ideal definierte Primat der *brevitas* (in Verlängerung des *aptum*) erweist sich somit als *conditio sine qua non* der virilen sprachlichen Performanz, wohingegen eine Verfehlung im Sinne einer Missachtung der *brevitas* sich als weibliches Attribut nicht nur erklären, sondern auch entschuldigen lässt. Zugleich erweist sich der männliche Umgang mit weiblicher Sprachverfehlung – wenn zunächst auch extern – als zentrales Moment des virilen Ethos und als Affirmationssituation für die männliche Identität.

***Garrulitas, caquet und babil* – Die Übermacht des (weiblichen) Geschwätzes**

Die Geschwätzigkeit als ursprünglich weibliches Attribut verbleibt langfristig jedoch nicht im Raum des untergeordneten Geschlechts, sondern hält sukzessive Einzug in die männliche Sphäre über die Rezeption einer ovidianischen Metamorphose: der Teseus-Mythos ruft in der frühen Neuzeit eine Reflektion der Sprache hervor, der den Mann in seiner Vormachtstellung zu revidieren scheint.

Rufen wir uns zunächst die Fassung Ovids in Erinnerung: Im sechsten Buch der *Metamorphosen* (V. 6.412-674)⁶²⁴ entbrennt der Thrakerkönig Tereus für Philomela, die Schwester seiner Frau Prokne und vergeht sich an ihr in einer versteckten Waldhütte. Auf den Akt des körperlichen Missbrauchs reagiert Philomela mit einer

⁶²¹ Siehe Sedgwick, Eve (1985): *Between Men. English literature and male homosocial desire*, New York, Columbia University Press, S. 22ssq.

⁶²² Siehe *ibid.*, S. 24. Sedgwick legt ihren Überlegungen die Lacan’sche Psychoanalyse zugrunde, die hier jedoch nicht weiter ausgeführt werden kann.

⁶²³ Erasmus 2002, S. 77, LB 657.

⁶²⁴ Ovid (2017): *Metamorphosen*. Herausgegeben von Niklas Holzberg, Berlin, De Gruyter.

hohen verbalen Präsenz. Schon während des Übergriffs durch Tereus ruft sie vergebens nach ihrer Familie („clamato saepe parente, saepe sorore sua, magnis super omnia divis“⁶²⁵) und verfällt nach kurzer Ohnmacht auch nach dem Missbrauch wieder in eine Anklagerede, die sich über fünfzehn Zeilen erstreckt und voller Interjektionen und Exklamationen einen einzigen Zweck verfolgt: „[Ich] werde deine Taten verkünden [tua facta loquar]“⁶²⁶. Zieht man in Betracht, dass dieser Ankündigung der Verweis vorausgeht, sie überwinde hierzu ihre „pudor“, die von Hélène Malisse als grundlegendes feminines Attribut und Grund verbaler Beschneidung angeführt wird,⁶²⁷ wird deutlich in welchem Maße das Bedürfnis der Verbalisierung Philomela einnimmt und als prädominantes Charakteristikum hervortritt. Dieses Bedürfnis richtet sich jedoch keineswegs auf einen konkreten Adressaten, sondern scheint vielmehr einem Selbstzweck zu dienen:

...Bekomm ich die Möglichkeit, tret ich
hin vor das Volk; doch bleibe ich eingesperrt in den Wäl-
dern,
klag ich's den Wäldern und rühre die Felsen, die Mitwisser
sind. [si silvis clausa tenebor, implebo silvas et conscia saxa
movebo.]⁶²⁸

Philomelas Drohung gegen Tereus richtet sich rein auf die verbale Repetition des ihr widerfahrenen Unrechts, macht hierbei jedoch keinen Unterschied zwischen der Präsenz oder Absenz eines menschlichen Adressaten – ob vor einer Menschenansammlung, die ihren Worten Gehör schenken könnte oder allein im Wald, Philomela richtet ihren Willen rein auf das Sprechen als solches. Die Rede der Frau wird hier von jeder Form der sozialen Einflussnahme entleert, denn ein aus der Sprache resultierendes Handeln im Sinne eines perlokutionären Aktes intendiert Philomela nicht. Vielmehr scheint der Sprachakt als solcher, ein Reden um des Redens willen hier in den Vordergrund gerückt zu werden. Es wird in doppeltem Sinne die weibliche Rede verdeutlicht: während männliche Sprache das Potenzial der Einflussnahme besitzt und (wir erinnern das weiter oben ausgeführte Beispiel Erasmus) durchaus im Sinne eines, die Hegemonie bekräftigenden Gewaltaktes gelesen werden kann⁶²⁹, während weiblicher Sprache ein solches Potenzial nicht innezuwohnen scheint.

Tereus, der diesem Redefluss Einhalt zu gebieten sucht, schneidet Philomela mit dem Schwert die Zunge heraus:

⁶²⁵ Ovid 2017, S. 318, V. 524-525.

⁶²⁶ *Ibid.*, S. 320sq., V. 545.

⁶²⁷ Siehe Malisse, Hélène (2014): „Le *pudor* féminin dans les oeuvres ovidiennes ou un aperçu du comportement idéal d'une Romaine selon Ovide“, in: *Revue belge de Philologie et d'Histoire* 92.1, 71-101, hier S. 95.

⁶²⁸ Ovid 2017, S. 320sq., V. 545-547.

⁶²⁹ Vgl. Connell, S. 137sq.

Doch er ergriff ihre Zunge, welche sich sträubend des Vaters
 Namen fortwährend rief und zu sprechen sich mühte, mit
 einer
 Zunge und schnitt mit dem wilden Schwerte sie ab. Ihre
 Wurzel
 zuckt noch; sie selbst liegt da und murmelt zitternd ins
 schwarze
 Erdreich, und wie der Schwanz der verstümmelten Schlange
 zu springen
 pflegt, so schnellt sie empor, sucht sterbend die Spuren der
 Herrin.
 [Ille indignatem et nomen patris usque vocantem
 Luctantemque loqui comprehensam forcique linguam
 Abstulit ense fero. Radix micat ultima linguae,
 ipsa iacet terraeque tremens immurmurat atrae,
 utque salire solit mutilatae cauda colubrae,
 palpiat et moriens dominae verstigia quaerit.]⁶³⁰

Tereus' Akt erweist sich als Konfrontation männlicher physischer Kraft mit einem weiblichen verbalen Fehlverhalten: der Thrakerkönig überwindet die übermäßige Sprache der Frau mithilfe eines weiteren körperlichen Übergriffs und verfolgt damit das Ziel, den, wenn auch ziellosen, so doch für ihn kompromittierenden Redefluss zu unterbrechen. In diesem Akt lässt sich die, dem Mythos zugrundeliegende, sukzessive Zersetzung des männlichen Ethos erahnen: Wie Bourdieu analysiert, obliegt dem Mann eine Dominanz, die von beiden Geschlechtern als „tacite et indiscutable“⁶³¹ angenommen wird und auch ohne konkrete physische Ausführung als „violence symbolique“⁶³² im Sinne eines Unterdrückungsmechanismus von allen Seiten akzeptiert. In Tereus' Fall allerdings scheint die Selbstverständlichkeit der männlichen Dominanz ins Wanken zu geraten, denn Philomela wendet sich verbal gegen ihn, subvertiert also die symbolische Vormachtstellung des Männlichen, die Tereus nun in einem konkreten Akt der physischen Gewalt zu rehabilitieren sucht. Der Akt erscheint fast wie eine Übersprungshandlung, ein unreflektiertes Aufbäumen physischer Überlegenheit, das Bourdieu in all seiner Irrationalität erfasst: „Cette force supérieure, qui peut lui faire accepter comme inévitables ou comme allant de soi, c'est-à-dire sans délibération ni examen, des actes qui apparaîtraient à d'autres impossibles ou impensables, c'est la transcendances sociales qui s'est faite corps“⁶³³. Tereus erweist sich in diesem Sinne nicht als rational handelnder, sich Philomelas

⁶³⁰ Ovid 2017, S. 320*sq.*, V. 555-560.

⁶³¹ Bourdieu 2002, S. 57.

⁶³² *Ibid.*, S. 54.

⁶³³ *Ibid.*, S. 74.

ermächtigender Mann, sondern agiert symbolisch (und unreflektiert) als Inkarnation seines Geschlechts im Angesicht einer drohenden Entmachtung.

Die Bemühungen, die ursprüngliche Hierarchie wiederherzustellen und sich in der männlichen Dominanzposition erneut einzurichten, wird jedoch schon hier durch die fortdauernden Autonomiebewegungen der Zunge infrage gestellt: Obschon Tereus das Sprachorgan in Philomela Mund durchtrennt hat, bewegen sich doch sowohl die Zungenwurzel als auch der herausgeschnittene Teil weiter, als wollten sie die begonnene Rede fortsetzen. Schon hier deutet sich die Unbezwingbarkeit weiblicher Rede an, die sich dann in der Fertigung eines gewebten Tuches mit einer versteckten Botschaft konkretisiert sieht, denn auch nach der Entfernung ihrer Zunge, verfolgt Philomela ihr Ziel, sich mitzuteilen und lässt schließlich ihrer Schwester das Tuch übermitteln. Diese reagiert jedoch auf geradezu unweibliche Art:

Da entrollte das Tuch die Gattin des grausamen Herrschers,
las das bejammernswerte Gedicht ihrer Schwester, und –
dass sie's
konnte, ein Wunder! – sie schwieg.
[Evolvit vestes saevi matrona tyranni
Germanaecque suae carmen miserabile legit
et (mirum potuisse!) silet.]⁶³⁴

Die Stellung des determinierenden Verbes am Ende des Satzes, losgelöst von der vorangegangenen Erläuterung durch den Einschub „mirum potuisse!“ und die hierdurch hervorgehobene Alleinstellung des Verbes unterstreicht den besonderen Charakter, der der Haltung Proknes innewohnt. Der Autor scheint, nicht ganz ohne Ironie, der Ehefrau Tereus' ein ebenso großes Mitteilungsbedürfnis zuzusprechen wie ihrer Schwester und etabliert auf diesem Weg den starken Rededrang als genuin weibliches Attribut. Das Schweigen der Prokne erweist sich in mehrfacher Hinsicht als determinierend für die etablierte Geschlechterordnung: durch die Abwesenheit der weiblichen Verbalisierung erreicht Prokne einen Status, der dem Männlichen sehr nahekommt. Wie schon Tereus seitdem er mit Philomela das Schiff betreten hatte, verstummt war, fällt auch Prokne in den Metamorphosen keine aktive Rede zu, bis sie in Gegenwart ihrer Schwester wieder das Wort ergreift und mögliche Rachepläne bespricht.⁶³⁵ Auf die Entdeckung der schwesterlichen Leidensgeschichte hin verstummt also auch Prokne und nähert sich hierdurch ihrem Mann

⁶³⁴ *Ibid.*, S. 322sq., V. 581-583.

⁶³⁵ Es fällt an dieser Stelle auf, dass zwischen den Versen 513 und 611 die einzigen Passagen wörtlicher Rede Philomela zufallen. „oder ich raub mit dem Schwert ihm die Zunge, die Augen, dazu das Glied [aut linguam atque oculus et, quae tibi membra pudorem / abstulerunt]“, Ovid 2017, S. 324sq., V. 616-617.

verbal an. Dieses Schweigen sichert den Fortbestand der etablierten Ordnung⁶³⁶, denn die Herrschaftsposition des Königs wird ebenso wenig infrage gestellt, wie die Position seiner ihm untergeordneten Frau, die durch eine List schließlich ihre Schwester zu sich an den Hof holen kann. Gemeinsam setzen sie dem unwissenden Tereus seinen zuvor getöteten Sohn als Mahl vor und brechen erst anschließend, auf die Frage des Königs nach seinem Sohn hin, ihr Schweigen. Diese Rückkehr zur Kommunikation erweist sich durch die Schwestern als doppelter Prozess: Während Prokne dem König zuruft, er habe seinen Sohn bereits in sich, wirft Philomela ihm den abgeschlagenen Kopf zu. Die Äußerung spielt sich somit zunächst auf einer verbalen, dann auf einer nonverbalen, physischen Ebene ab und vereint in sich die verschiedenen Formen weiblicher Kommunikation, die bereits zuvor angelegt worden waren. Zudem wird die Rede von dem vorangegangenen Gewaltakt – der Tötung des Sohnes – durchzogen, der eine für das Weibliche untypische Konfigurationspraktik darstellt.

In diesem Moment der Reverbalisierung, des erneuten Sprachhandelns, gerät der König außer sich und will, wie bereits zuvor, den Redefluss mit dem Schwert beenden. Während er die beiden Schwestern verfolgt, werden alle drei in Vögel verwandelt, Tereus in einen Wiedehopf, „epops“⁶³⁷, Prokne und Philomela in eine Schwalbe und eine Nachtigall, die eine in der Stadt und eine im Wald („quarum petit altera silvas, / altera tecta subit“⁶³⁸) in Gestalt der Vögel ihre Rede in Form von Vogelsang fortführen. In dieser weiblichen Doppelbesetzung sieht sich die Ankündigung Philomelas erfüllt: ihre Anklagen werden sowohl in der Stadt als auch in der Zurückgezogenheit der Natur vorgebracht und ohne Adressatenorientierung immer wieder aktualisiert, während das Königreich des Thrakerkönigs zerfällt. Die zerstörerische Dimension weiblicher Rede verdeutlicht sich in diesem Wechselspiel aus Schweigen und Sprechen: während Prokne sich über die ihrem Geschlecht zugeschriebenen Attribute hinwegsetzt, bleibt die ursprüngliche Ordnung intakt und wird erst durch die erneute Rede der Frau ausgesetzt. Die hier angelegte weibliche *garrulitas* entfaltet ihren eigentlichen Charakter also erst in Abgrenzung zum männlich besetzten Schweigen und erweist sich als Schlüsselmoment in der Inversion etablierter Ordnungen, indem durch die Sprache einer Frau das männliche Herrschaftssystem dekonstruiert wird. Die Krise⁶³⁹, in die das Männliche hierbei gerät, scheint sich daraus zu ergeben, dass Frauen die gegen sie gewandten Dominanzmuster selbst inkarnieren und gegen das Männliche umkehren, um es in seinen eigenen Strukturräumen zu zersetzen.

⁶³⁶ Über die sukzessive Zersetzung der familiären Strukturen, siehe Scarpi, Paolo (1982): „L'espace de la transgression et l'espace de l'ordre. Le trajet de la famille du mythe de Tereus au mythe de Kéléos“, in: *Dialogues d'histoire ancienne* 8, 213-235.

⁶³⁷ Ovid 2017, S. 328sq., V. 674.

⁶³⁸ *Ibid.*, S. 329, V. 668-669.

⁶³⁹ Zu Krisentendenzen männlicher Dominanz, siehe Connell 2015, S. 139sq.

Von diesem antiken Beispiel ausgehend, hält die *garrulitas* Einzug in die Ideengeschichten der Renaissance. Andrea Alciato⁶⁴⁰ widmet einen der Kommentare seiner *Emblemata* der weiblichen Sprachverfehlung im Sinne der „garrulitas“ und verweist verknüpft auf den Tereus-Mythos zur Illustration. Die 1531 unter dem Titel *Emblematum liber* veröffentlichte Übertragungen griechischer Epigramme⁶⁴¹ ins Lateinische erlebte eine schnelle Expansionsgeschichte und wurde fast zeitgleich von Jean Lefevre und Jean II de Tournes mit dem Titel *Les Emblemes traduits en rime Francoises, enrichis de belles figures, & esclarvis par petits commentaires, lesquels expliquent les fables & histoires qui y sont contenues*⁶⁴² ins Französische übertragen. Anhand der Evolution der Übersetzungen der verschiedenen Einträge zur „garrulitas“⁶⁴³ oder später zum „babil“⁶⁴⁴ oder „cacquet“⁶⁴⁵ lässt sich ein sukzessiver Einzug einer Geschlechterdifferenzierung in die Sprachreflexion nachvollziehen.⁶⁴⁶ Der erste Eintrag zur „garrulitas“ lässt sich in der Venezianer Ausgabe von 1546⁶⁴⁷ ausmachen, in der ein kurzer Vermerk von vier Zeilen von einem Holzstich begleitet wird:

⁶⁴⁰ Kusler, Agnes (2017): „Marginalia towards the reconstruction of Alciato's concept of the emblem“, in: Hoepel, I./McKeown, S. (Hgg.): *Emblems and impact: von Zentrum und Peripherie der Emblematis: selected proceedings of the 10th International Conference of the Society for Emblem Studies, 27 July-1 August 2014*, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Newcastle, Cambridge Scholar Publishing, 321-376; Betrachtung zur Positionierung der Geschlechter anhand der Diskurse über Liebe und Verbundenheit, siehe Penguilly, Thomas (2014): „Éros platonicien, ethos chrétien: le discours humaniste sur l'amour dans les *Emblemata* d'André Alciat“, in: *Bulletin de l'Association Guillaume Budé* 1, 150-177; siehe auch Kaufhold, Shelley D. (1997): „Ovid's Tereus: Fire, Birds, and the Reification of Figurative Language“, in: *Classical Philology* 92, no. 1, 66-71.

⁶⁴¹ Siehe Bässler, Andreas (2017): „Von der Ekphrasis zum Emblem bei Andrea Alciato“, in: Hoepel, I./McKeown, S. (Hgg.): *Emblems and impact: von Zentrum und Peripherie der Emblematis: selected proceedings of the 10th International Conference of the Society for Emblem Studies, 27 July-1 August 2014*, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Newcastle, Cambridge Scholar Publishing, 295-319.

⁶⁴² Alciato 1615: *Emblèmes*.

⁶⁴³ Alciato (1546): *Emblematum Libellus*, Venedig, Aldus, S. 40; Alciato, Andrea (1550): *Emblemata*, Lyon, Guillaume Rouille, S. 78; Alciato, Andrea (1556): *Emblematum Libri II*, Lyon, Stockhammer, S. 210 und Alciato, Andrea (1591): *Emblemata*, Leiden, Officina Plantiniana, S. 89.

⁶⁴⁴ Alciato 1615: *Emblèmes*, S. 231.

⁶⁴⁵ Alciato, Andrea (1558): *Toutes les emblemes*, Lyon, Guillaume Rouille, S. 92.

⁶⁴⁶ Zwar hat die Evolution der Emblematis anhand der sukzessiv erschienen Ausgaben der *Emblemata* bereits Betrachtung gefunden, doch sind die Embleme im Hinblick auf ihre lehrende und somit sozinormierende Funktion wenig untersucht worden; zur Entstehungsgeschichte siehe Laurens, Pierre (2005): „L'invention de l'emblème par André Alciat et le modèle épigraphique: le point sur une recherche“, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 149.2, 883-910. In der vorliegenden Arbeit soll natürlich das Hauptaugenmerk auf die Tradierung einer sprachlichen Geschlechternormierung gelegt werden, die aus der sozirefektive Perspektive hervorgeht.

⁶⁴⁷ Alciato 1546: *Emblematum*.

Quid matutinos Progne mihi garrula somnos
 Rumpis, & obstrepero Daulias ore canis?
 Dignus epops Tereus, qui maluit ense putare
 Quàm linguam immodicam stirpitus eruere⁶⁴⁸



Abbildung 1: Alciato: *Emblematus* (1546)⁶⁴⁹

Mit diesen Versen knüpft Alciato an den Mythos des Thrakerkönigs Tereus an. Die kurze Erklärung in Versform ruft jedoch nur eine sehr knapp gehaltene Fassung des in den *Metamorphosen* Ovids⁶⁵⁰ detailliert ausformulierten Mythos auf. Im Vergleich lässt sich sogar notieren, dass die Anbindung der sprachlichen Maßlosigkeit an eine Geschlechterdifferenz in den *Emblemata* nicht explizit anklingt: Es wird zwar der Akt der Zungenbeschneidung („Quàm linguam immodicam stirpitus eruere“) mit einem Schwert („ense“), sowie die Verwandlung Proknes und Philomelas in Vögel aufgerufen, jedoch nimmt Alciato keinen näheren Bezug auf die Ausführungen Ovids. Die Grundstruktur bleibt hierbei unterschwellig erhalten: der Thrakerkönig sucht die Geschwätzigkeit einer Frau zu unterbinden und scheint hier zunächst als Modell der Sprachkorrektur. Während in den ersten Versen die

⁶⁴⁸ *Ibid.*, S. 40.

⁶⁴⁹ *Ibid.*, S. 40.

⁶⁵⁰ Ovid (2017): *Metamorphosen*. Herausgegeben von Niklas Holzberg, Berlin, De Gruyter.

übermäßige Rede der Prokne als das lyrische Ich störendes Fehlverhalten gerügt wird („*mihi garrula somnos rumpis*“), steht diesem in den letzten zwei Versen Tereus' Kampf gegen die „*linguam immodicam*“ gegenüber, der mit physischer Gewalt das weibliche Fehlverhalten zu korrigieren sucht. Der weiblichen Insuffizienz steht hierbei eine virile Physis gegenüber, der es obliegt als korrigierendes Moment nicht nur seinen eigenen Sprachgebrauch, sondern auch den der Frau zu korrigieren und anzupassen. Durch diesen hier rein sprachlichen Akt übt der Mann seine Vormachtstellung gegenüber der Frau aus und nutzt hierbei klassisch seine physische Überlegenheit. Die Beschneidung der Zunge stellt dabei eine deutliche Antwort auf „das Legitimitätsproblem des Patriachats“⁶⁵¹ dar: der Mann sieht sich in seiner Rolle als der Frau übergeordnetem Bestimmer durch seine Funktion als Sprachkorrektor legitimiert und die stellt die Ordnung durch seinen Beschneidungsakt wieder her, wie durch die Kritik des lyrischen Ichs unterstrichen wird: das störende weibliche Geschwätz muss unterbunden werden, um die Ruhe des Naturzustandes wieder herzustellen.

In den folgenden lateinischen Ausgaben wird Alciato die Darstellung des Mythos nahezu unverändert wiederaufnehmen. Die Lyoner Ausgabe von 1550 erhält den Text in seiner ursprünglichen Fassung, ersetzt das Emblem jedoch durch die Darstellung eines Mannes, der vom Fenster seines Hauses aus einen singenden Vogel erspäht. Die textuelle Ausführung erlangt hier eine konkrete bildliche Entsprechung, die jedoch keinen Raum für weiterführende Interpretationen lässt: erneut wird das Bild eines Mannes aufgerufen, der dem weiblichen Geschwätz eine Grenze zu setzen sucht, jedoch erlangt das Männliche durch die Ersetzung des Holzstichs eine größere konkrete Präsenz. War Tereus in der Venezianer Ausgabe lediglich textuell präsent gewesen, tritt nun hier auch bildlich eine Konfrontation zwischen dem nach Ruhe strebendem männlichen Subjekt und der weiblichen Geschwätzigkeit auf.

⁶⁵¹ Connell 2015, S. 130.



Abbildung 2: Alciato: *Emblemata* (1550)⁶⁵²

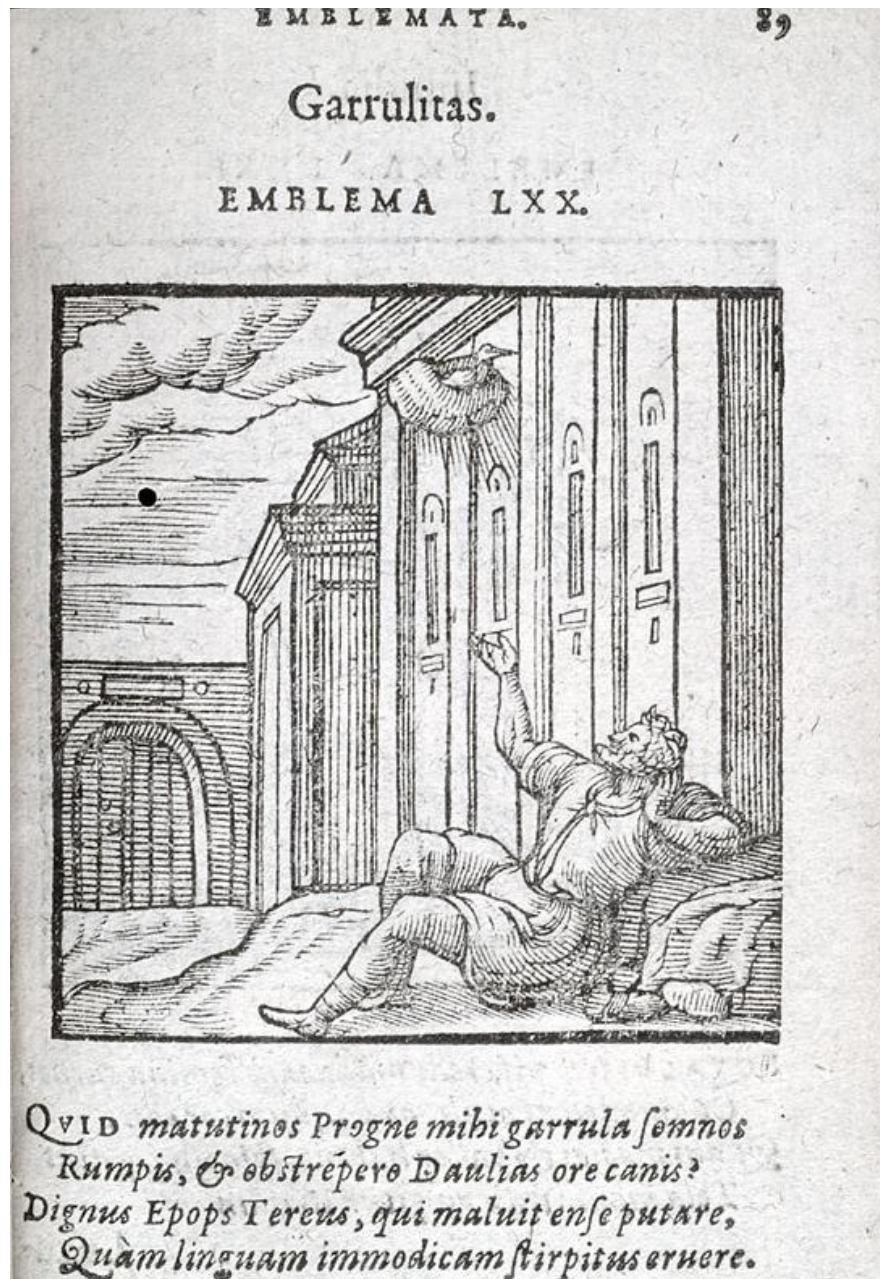
Die zweite Lyoner Ausgabe von 1556 verzichtet vollends auf eine bildliche Darstellung und nimmt in einer alphabetischen Sammlung kurzer Sinnsprüche am Ende des Bandes nur die vier Zeilen unter dem Titel „garrulitas“ wieder auf:

Quid matutinos Progne mihi garrula somnos
Rumpis, & obstrepero Daulias ore canis?
Dignus epops Tereus, qui maluit ense putare
Quàm linguam immodicam stirpitus eruere.⁶⁵³

Die letzte hier zu betrachtende lateinische Ausgabe von 1591 wird lediglich durch den Verweis auf den ovidianischen Ursprung des Textes ergänzt und erneut eine neue graphische Adaption gewählt:

⁶⁵² Alciato 1550: *Emblemata*, S. 78.

⁶⁵³ Alciato 1556: *Emblematum Libri II*, S. 210.

Abbildung 4: Alciato: *Emblemata* (1591) ⁶⁵⁴⁶⁵⁴ Alciato 1591: *Emblemata*, S. 89.

Der Holzschnitte trägt nicht zu einer Erweiterung des Reflexionsrahmens bei: der männliche Kampf gegen weibliche *garrulitas* bleibt unverändert aktuell, wobei dem Mann eine immer größere Präsenz in der Darstellung zukommt, denn er wird mittlerweile zentral im Bild positioniert, während der Vogel in deutlich kleinerer Abbildung an den oberen Bildrand verschoben wurde. Eine Bedeutungsverschiebung lässt sich hier ausmachen, die mittlerweile weniger die weibliche *garrulitas* und ihre Bekämpfung durch den Mann, sondern vielmehr den Mann im Angesicht des Geschwätzes in den Fokus zu nehmen scheint. Er ist in dieser Ausgabe des späten 16. Jahrhunderts nicht nur bildlich präsent, sondern steht im Zentrum der Betrachtung und wird in klar konfrontativer Pose auf das Symbol der Gesprächigkeit hin ausgerichtet. Die heteronormative Grundkonstellation wird hierbei von Ausgabe zu Ausgabe unverändert weitergetragen: während die Frau als Kernmoment der sprachlichen Verfehlung hervortritt, inkarniert der Mann das sprachliche Ideal und nutzt alle Mechanismen der weiblichen Subordination zur Verteidigung patriarchaler Strukturen. Weder der eigentliche Ausgang des Mythos – die Zersetzung des männlichen Herrschaftsbereiches – noch die Umkehrung der Geschlechterpraktiken – die Frau ermächtigt sich der sprachlichen virilen Praktiken und nutzt einen Wechsel aus Schweigen und Sprechen aktiv zur Auflehnung gegen den Mann – finden in die Embleme Einzug, wodurch ein klar viril bestimmtes Feld, man möchte es glatt konservativ nennen, entworfen wird.

Erst ein Blick in die französischen Ausgaben ermöglicht eine weiterführende Anbindung an Ovids *Metamorphosen*⁶⁵⁵ und erlaubt es so, die gender-kritische Komplexität des Geschwätzes zu erfassen. In der 1558 in Lyon erschienenen Übersetzung unter dem Titel *Toutes les emblemes*, wird die *garrulitas* als „Cacquet“ übertragen und eine erste Übersetzung der vier Verse vorgestellt:

⁶⁵⁵ Goldenhard, Ingo / Zissos, Andrew (2007): „Barbarian variations: Tereus, Procne and Philomela in Ovid (*Met.* 6.412-674) and Beyond“, in: *Dictynna* 4, Online Edition <http://journals.openedition.org/dictynna/150>

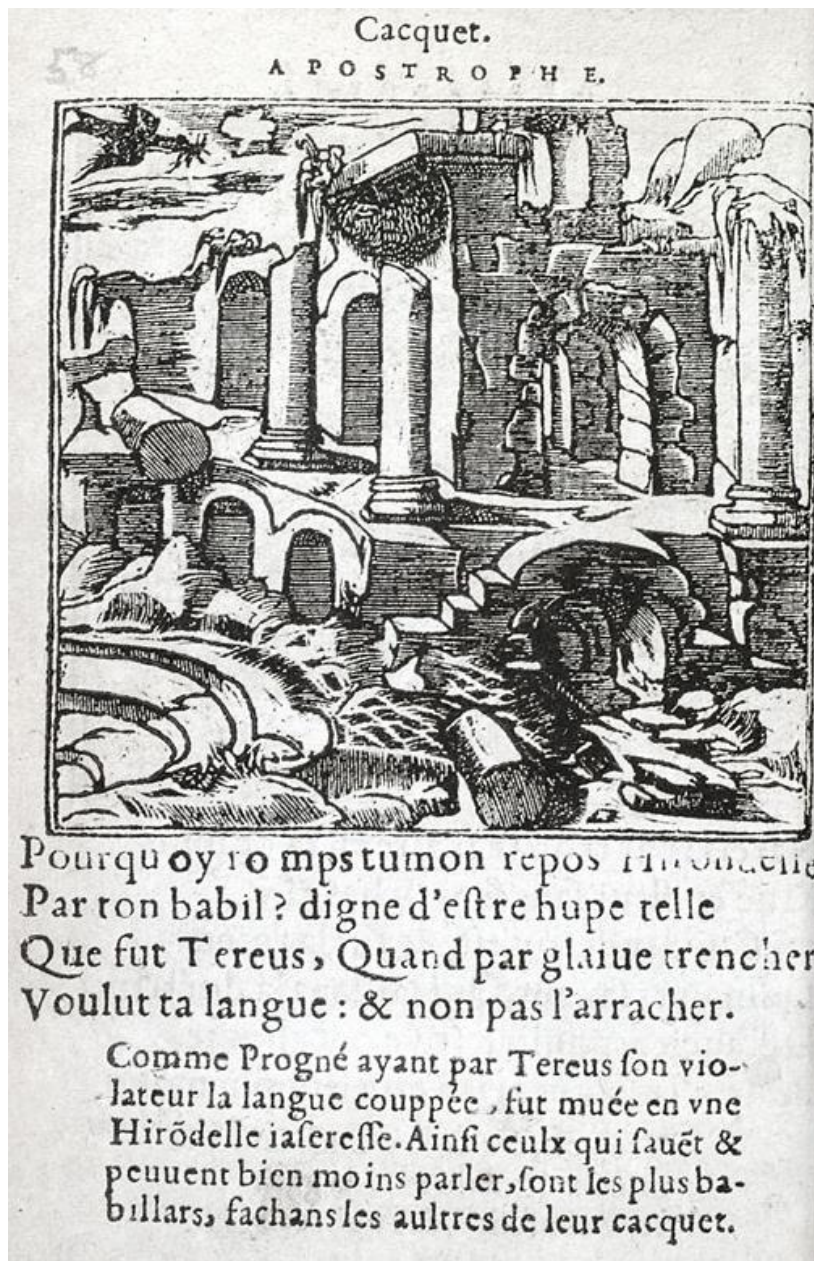


Abbildung 4: Alciato: *Toutes les emblemes* (1558)⁶⁵⁶

⁶⁵⁶ Alciato 1558: *Toutes les emblemes*, S. 92.

Die französische Fassung des Emblems nimmt die *garrulitas* als sprachliches Phänomen stärker in den Fokus: Sie erweist sich als ideenreich was die Translation des unübersetzbaren Terms betrifft und akkumuliert mehrere Synonyme, die auf einen überbordenden Sprachgebrauch verweisen: „babil“, „babillars“, „iaseresse“ und „cacquet“. Anhand dieser Erweiterung der referenziellen Terminologie, sowie der Ergänzung einer an die ursprünglichen Verse anschließenden Erklärung lässt sich die Bedeutungsverschiebung aufzeigen. Dem Thema der übermäßigen Gesprächigkeit scheint ein größeres Interesse beigemessen zu werden, denn durch den detaillierteren Verweis auf den ursprünglichen Mythos wird eine weniger ambivalente Lesart ermöglicht. Auch die bildliche Darstellung der französischen Ausgabe – eine Schwalbe im Flug über einer in Ruinen liegenden Stadt – legt eine komplexere Lesart nahe, die in den lateinischen Ausgaben nicht in ebenso großem Maße angelegt war und eine stärkere Verknüpfung von Geschwätz und geschlechtlicher Identität ermöglicht.

Neben der abgewandelten Übersetzung der Verse Alciatos, „trancher ta langue, & non l'arracher“, die auf das Versäumnis Tereus' verweist, sich dem weiblichen Redefluss nicht mit ausreichender Härte entgegengestellt zu haben, erweitert auch der die ikonographische Darstellung den Interpretationsrahmen: ein Vogel – wahlweise Schwalbe oder Nachtigall – überfliegt die Ruinen einer Stadt, die wüst und menschenleer erscheint. Wie in den *Metamorphosen* kommt auch hier der destruktive Charakter weiblicher Rede zum Tragen. Der Vogel, als metaphorische Vergegenwärtigung des unaufhaltsamen Redeflusses, setzt sich von dem durch die Rede selbst zerstörten Königreich ab. *Garrulitas* wird in dieser französischen Ausgabe somit nicht mehr nur als rein weibliches Sprachphänomen etabliert, sondern zusätzlich ob seiner destruktiven Macht beleuchtet. In den Fokus rückt hier nun nicht mehr der Mann – er ist aus der bildlichen Darstellung gänzlich verschwunden – sondern die Konsequenz der Sprache. Das Hauptaugenmerk legen die Editoren hierbei nun auf den zersetzenden Charakter, indem sie das gefallene Königreich in den Fokus rücken. In Kombination mit dem textuellen Verweis auf Tereus' Verfehlung wird hier deutlich, was Connell in der Moderne als ständige Neuordnung von Geschlechterstrukturen beleuchtet wird: „An den Machtbeziehungen zeigt sich die Krisenanfälligkeit am deutlichsten: Die Legitimation der patriarchalen Macht ist zusammengebrochen“⁶⁵⁷, die Konfigurationspraktiken der männlichen Dominanz greifen nicht mehr – das Patriarchat liegt in Trümmern. Die Absenz des Mannes in dieser Ausgabe ist hierbei auch im metaphorischen Sinne bedeutend: durch weibliche Rede in seiner ursprünglichen Form nicht mehr haltbar, findet der Mann jedoch auch noch keine neue Daseinsform.

In der letzten französischen Ausgabe von 1615 wird der Text erneut erweitert und neben der Übersetzung des Vierzeilers und dem bildlichen Emblem um einen erläuternden Kommentar ergänzt. Schon die Abwandlung der Übersetzung legt

⁶⁵⁷ Connell 2015, S. 139.

eine neue Lesart des griechischen Mythos' nahe und verschiebt die Verantwortung für sprachliches Fehlverhalten auf die männliche Position: im Sinne einer verdienten Konsequenz („Tereus a merit/ le mal qu'il a souffert“⁶⁵⁸) wird Tereus' Schicksal als Resultat seines fehlerhaften männlichen Verhaltens präsentiert. Statt Philomelas Zunge vollständig zu entfernen („tout à fait arracher“⁶⁵⁹) und somit die weibliche Rede vollumfänglich zu beschneiden, kürzt Tereus lediglich die Zunge. Durch dieses in zweifacher Repetition verstärkte aufgerufene Fehlverhalten („il s'est contenté/ D'accourir une langue, & peu la retrancher“⁶⁶⁰) erweist sich der Thrakerkönig als mangelhafter Mann im Angesicht weiblichen Fehlverhaltens: Während es ihm, dem virilen Ethos entsprechend, möglich gewesen wäre, die intakte Ordnung durch ein entschiedenes Unterbinden des weiblichen Redeflusses aufrechtzuerhalten, weist Tereus eine Insuffizienz männlicher Stärke und Entschlossenheit auf, die durch einen Mangel an kritischer Reflexion unterstrichen wird („il s'est contenté“ verweist hier auf die aktive Entscheidung Tereus', die Amputation des Sprachorgans nicht fortzuführen). Wir beobachten erneut die Auslassung der virilen Konfigurationspraktiken, die auf physischer Stärke und mentaler Determiniertheit gefußt hatten.



Abbildung 5: Alciato: *Les emblemes* (1615)⁶⁶¹

⁶⁵⁸ Alciato 1615: *Les Emblemes traduits en rime Françoises, enrichis de belles figures, & esclarcis par petits commentaires, lesquels expliquent les fables & histoires qui y sont contenues*, traduction par Jean Lefevre et Jean II de Tournes, Cologne, Jean II de Tournes, S. 230sq.

⁶⁵⁹ *Ibid.*, S. 231.

⁶⁶⁰ *Ibid.*

⁶⁶¹ *Ibid.*, S. 230-231.

Auch der in die Verse eingebettete Holzschnitt von Virgil Solis⁶⁶² erweist sich als Fortführung der begonnenen antivirilen Rezeption: Solis wählt zur Illustration des Mythos die Szene der Beschneidung, in der sich Tereus Philomelas bemächtigt und sein Schwert über ihrem Kopf schwingt. Interessanterweise geht die festgehaltene Szene der eigentlichen Verstümmelung voraus – Tereus hält mit der rechten Hand Philomelas Zunge, die noch vollständig und in ihrem Mund verankert ist, reckt gleichzeitig mit der linken das Schwert empor, hat jedoch noch nicht den endgültigen Akt der Abtrennung vollzogen – was sich einerseits auf die Darstellungstradition zurückführen lassen könnte, die, wie Agnès Lafont feststellt, keine Abbildung einer verstümmelten Philomela kennt⁶⁶³, oder sich als Zeichen des Tereus hier obliegenden potenziellen Entfaltungsrahmens viriler Sprachkorrektur verstehen lässt. Solis hält an dieser Stelle den Moment fest, an dem der Thrakerkönig die Entscheidung trifft, nur einen Teil der Zunge zu entfernen und hierdurch die weibliche „garrulitas“ fortbestehen zu lassen. Er erweist sich in einem erweiterten Sinne als Komplize des unkontrollierten Geredes, denn er schränkt dieses zwar teilweise ein, beendet es jedoch keineswegs ganz.

Auch die weiterführenden „Commentaires“ legen eine Verschiebung der Geschlechtergrenzen nahe. Im Vergleich zu der Ausgabe von 1558 lässt sich eine veränderte Terminologie hervorheben: es ist nicht länger von „cacquet“ die Rede, sondern der Eintrag trägt den Titel „babil“. Der Termin „caquet“ verwies klar auf ein weibliches Sprachphänomen: „caquet itself was and remains a gendered term in French, suggesting precisely a notion of unofficial, unregulated female chatter – Jean-Pierre Camus confirmed that ‚[caquet] est grandement hypothéqué aux femmes‘ – and more akin to the onomatopoeic cackle of chickens and geese than tot he reasonable speech.“⁶⁶⁴ Auch die Adressatenbeschreibung „contre les babilards“ und die zweifache Aktualisierung im des maskulinen Terms im Plural und Singular („les babilards“ und „un babilard“) verweist auf die neue Deutungsperspektive: die Abkehr von einer genuin weiblichen Terminologie hin zu einer rein männlichen Adressatengruppe legt einen Sprachwandelprozess nahe, der ebenfalls

⁶⁶² Die Holzschnitte Solis' haben bisher wenig Betrachtung gefunden und können auch an dieser Stelle nicht weiterführend untersucht werden, obwohl sie ein Schlüsselement in der Rezeption der griechischen Mythologie in der französischen Renaissance darstellen; siehe Chernetsky, Irina (2016): „The Creation of the World by Virgil Solis“, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 79.2, Online Edition <https://doi.org/10.1515/ZKG-2016-0018>; „The woodcut illustrations to Ovid's Metamorphoses, designed by Virgil Solis (1514 – 1562) and made available in printed editions in the year after his death, though often mentioned in the context of illustrated editions of the Metamorphoses and sixteenth-century reception of classical mythology, have been little studied.“, §2.

⁶⁶³ Siehe Lafont, Agnès (2007): „Praesentia in absentia ou l'éloquent silence du corps de l'emblème mythologique dans Titus Andronicus“, in: *Cahiers Charles V* 43, 167-184, S. 171.

⁶⁶⁴ Butterworth, Emily (2016): *The Unbridled Tongue. Babil and Gossip in Renaissance France*, Oxford, Oxford University Press, S. 173; die Referenz, auf die sich Emily Butterworth hier bezieht findet sich in den Betrachtungen Jean-Pierre Camus' in Camus, Jean-Pierre (1610): *Les Diversitez de Messire Jean Pierre Camus Evesque & Seigneur de Belley*, Lyon, Jean Pillehotte, S. 293.

eine Neuordnung der Geschlechter nach sich zieht. Hatten die lateinischen Ausgaben zunächst die *garrulitas* anhand eines aus der Mythologie abgeleiteten weiblichen Geschwätzes illustriert, das die männlich dominierte Ordnung infrage stellte oder gar ins Wanken brachte, verlagert sich an dieser Stelle die Verantwortung auf den Mann und verlangt ihm die von Erasmus für *brevitas* als *conditio sine qua non* etablierte geistige Stärke und Entschlossenheit ab („Il advient aussi fort peu souvent que les babillards ayent beaucoup de jugement & de raison.“⁶⁶⁵). Diese sei, so die Darstellung in der Ausgabe von 1615 nicht nur eine reine Verfehlung im Sinne eines Mangels, sondern erschüttere den virilen Status in seinen Grundfesten, denn es obliege dem Mann in einem aktiven Entscheidungs- und Handlungsprozess seine sprachliche Virilität zu aktualisieren. War zunächst nur Tereus' Entscheidung, sich nicht entschieden genug gegen das Geschwätz gestellt zu haben, als Form der Unterlassung aufgetreten, wird nun der Rückbezug auf die Männer als geschwätzige Gruppe hergestellt und mit einer Abwesenheit von „jugement“ und „raison“ zusammengebracht. Der Typus des Mannes, der dem Geschwätz nichts entgegenzusetzen hat, erweist sich hierbei sowohl physisch (am Beispiel Tereus⁶) als auch psychisch (anhand des nachgestellten Kommentars) als nicht männlich genug, um die virile Dominanzposition weiter zu verteidigen. Das Risiko für die hegemoniale Gruppe wird hierbei deutlich: ohne eine Perpetuierung des virilen Systems durch genuin männliche Konfigurationspraktiken, gewinnt das eigentlich unterdrückte Weibliche die Übermacht. Anhand des Beispiels des Thrakerkönigs legt der Text das Aufkommen einer Form der solchen Männlichkeit nahe, die durch ihr unentschlossenes Verhalten und ihren Mangel an sprachlicher Reflexion eine Form des „babil“ ermöglicht, die offensichtlich Geschlechtergrenzen überschreitend als gesamtgesellschaftliches Phänomen eine Revision der Sprachideale nach sich zieht.

Lingua quo tendis? – Männliches Geschwätz

Hatten die Emblematiken Alciato sich über den Tereus-Mythos auf den männlichen Umgang mit weiblicher Geschwätzigkeit und ihr zersetzendes Potenzial berufen, führt Claude Paradin das Gedankenspiel nun weiter und konzipiert Geschwätz nun als Teil männlicher Handlungen. Zeitgleich mit der letzten Lyoner Ausgabe der *Emblemes* publiziert Paradin unter dem Titel *Devises heroïques, et emblèmes* (1614)⁶⁶⁶ ebenfalls einen Band mit Emblemen und lateinischen Sinnsprüchen, denen er neben einer Übersetzung einen kurzen Kommentar hinzusetzt. Paradin verzichtet auf einen Titel, sondern über- und untertitelt die bildliche Darstellung mit „Quò

⁶⁶⁵ Alciato 1615, S. 231.

⁶⁶⁶ Paradin, Claude (1614): *Devises heroïques, et emblèmes*, Lyon, Jean de Tournes et Guillaume Gazeau.

tendis?“, „Où vas-tu?“⁶⁶⁷. Unter diesem Titel fasst Paradin die Geschwätzigkeit „entre autres imperfections & incommoditez de la Langue“⁶⁶⁸ und weist damit ebenso wie Alciato auf die sprachliche Insuffizienz hin, die den Ursprung für die ungezügelte Sprache darstellt. Durch die Anknüpfung an mögliche „imperfections“ verweist Paradin auf eine sprachtheoretische Tradition, die auf ein klares Gefüge aus Ideal und Verfehlung, männlich besetzter Perfektion und weiblich konnotiertem Mangel verweist, das auch schon den Referenzrahmen für die geschlechterbasierte Terminologie in den Rhetoriktraktaten gebildet hatte. Doch führt Paradin diese begonnene terminologische Verknüpfung von Sprache und Geschlecht in einer wechselseitigen Beziehung weiter aus: durch die Metapher der Bedeutung eines Steuerrades für ein Schiff, „l'acompare au rymon ou gouvernal d'un Navire, par lequel tout le cors du vaisseau est gouverné“⁶⁶⁹, etabliert er eine Beziehung *pars pro toto* zwischen der Zunge, in synekdochischer Verwendung für die Sprache und dem ganzen Körper. Der Sprachgebrauch erlangt hier eine grundlegend determinierende Rolle für den gesamten Menschen und bestimmt dessen Zustand; eine sprachliche Verfehlung zieht so unweigerlich eine mögliche Dekonstruktion der gesamten *persona* nach sich. Dem Sprechen kommt somit die eingangs definierte performative Funktion zu, die das männliche Self-fashioning ausmacht und für die aktive Identitätsbildung zentral ist.

Die besondere Implikation des Männlichen ergibt sich allerdings erst aus der Zusammenschau einzelner metaphorischer Kennzeichen. So benennt Paradin die Zunge in doppeldeutigem Sinne als „queue de malheureuse consequence“⁶⁷⁰ und greift damit die Anspielung des lateinischen Titels wieder auf, die er nicht übersetzt hatte. Statt der üblichen lateinischen Phrase „Quò vadis“, richtet sich hier die Frage an die Zunge (oder im weiteren Sinne Sprache) „Quò tendis“ und wirft durch das Verb „tendere“ eine ambivalente Deutungsebene auf: es ließe sich der Satz an dieser Stelle als teleologische Frage aufgreifen, als Frage nach der Ausrichtung auf ein anzustrebendes Ziel, das die aktuelle Sprachentwicklung aufzuweisen scheint. Zugleich legt das Verb eine zweite Deutungsebene an, die den Verweis auf eine männliche Erektion ermöglicht und die männliche Identität zu revidieren scheint. Besonders die ergänzende Darstellung einer geflügelten Zunge ergänzt die Parallelsetzung von Phallus und Sprache:

⁶⁶⁷ *Ibid.*, S. 144.

⁶⁶⁸ *Ibid.*

⁶⁶⁹ *Ibid.*, S. 145.

⁶⁷⁰ *Ibid.*



Abbildung 6: Paradin: *Devises heroïques, et emblèmes* (1614)⁶⁷¹

⁶⁷¹ *Ibid.*, S. 144.

Auch die ikonographische Darstellung einer Zunge, ausgestattet mit zwei drachenartigen Flügeln, die sich senkrecht aufrichtet, verfolgt die sprachlich etablierte Gleichsetzung. Die Zunge erscheint deutlich muskulös und geradlinig emporgerichtet, zieht jedoch einen schlangenähnlichen Schwanz nach sich, dessen Windungen verschlungen sind und der in einem schmalen, kraftlos anmutenden Ende ausläuft. Paradin erweist sich hier als Kenner rhetorischer Attribute – „virilis et fortis et sanctus“, „nerveux“, muskulös und kraftvoll, stellen die semantischen Referenzfelder dar – und bringt diese in die bildliche Darstellung seiner Betrachtung ein. Diese einer Vergegenwärtigung der männlichen Potenz über die Darstellung einer Erektion verweist hierbei direkt nicht nur auf das Männliche der Sprache, sondern auf eine hegemoniale Grundkonzeption, die sich in ihrer potenten (heterosexuellen) Sexualität konkretisiert sieht.

Eine von Erasmus angeführte Anekdote konzipiert genau diesen Zusammenfall: Er berichtet, der Athener Solon sei im Schlaf in einer eindeutigen Position beobachtet worden, in der „il avait sa main droite sur sa bouche, la gauche sur son sexe, montrant sans doute ainsi que ces deux membres étaient absolument rebelles, la langue et le sexe, mais que la langue devait être retenue avec plus de soin que le sexe.“⁶⁷² Die von Erasmus beschriebene Szene knüpft an den herkömmlichen Vergleich von Sprache und Geschlechtsorgan, der sich auch schon in Paradins Emblem einer phallischen Zunge aufzeigen ließ, an und setzt diese in Bezug auf ihren Gebrauch innerhalb einer virilen Performanz parallel. Die Bedeckung des Penis' mit der linken und des Mundes mit der rechten Hand weist, wie von Erasmus betont, auf die höhere Bedeutung der Sprachkontrolle hin: der rechten Hand, auch als Eides- oder Schwurhand betitelt, kommt eine besondere Funktion als affirmierendes Organ zu, das als physisches Symbol performative Akte besiegelt.⁶⁷³

Die Veränderung, wie sie in der bildlichen Ergänzung des Emblems angelegt ist, hin zu einem kraftlosen, sich unkontrolliert windenden Schwanz legt im Weiteren nicht nur einen Mangel an Potenz, sondern einen Sprachwandelprozess nahe, der nur schwerlich nachzuvollziehen und dessen Veränderung nicht geradlinig vorherzusehen, sondern arbiträr und unkontrolliert erscheinen. Die schlangenähnliche Darstellung des mit einer schuppigen Haut überzogenen Schwanzes deuten zusätzlich eine biblische Lesart an: wie schon die Schlange im Paradies den Ursprung weiblichen Fehlverhaltens initiierte, das schließlich eine Ausschließung des Mannes aus dem Garten Eden nach sich zog, wird auch hier die weiblich besetzte Sprachdegeneration durch eine Schlange symbolisiert. Als Allegorie auf den in der

⁶⁷² Erasmus 2002, S. 237, LB724.

⁶⁷³ Holenstein, André (2008): „Rituale der Vergewisserung. Der Eid als Mittel der Wahrheitsfindung und Erwartungsstabilisierung im Mittelalter und in der frühen Neuzeit.“, in: Bierenden, E. et al. (Hgg.): *Riten, Gesten, Zeremonien. Gesellschaftliche Symbolik in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin, De Gruyter, 229-252; auch das kurze Pamphlet Anonym (1700): *Ein schöne Auflegung deß Eyd-Schwurs*, Augsburg, Johann Philipp Steudner bereitet die Bedeutungen der einzelnen Finger der rechten Hand und ihre Rolle als besiegelndes Organ hervor.

Renaissance zu verzeichnenden Sprachwandel lässt sich die sukzessive Abschwächung der Sprache hervorheben, die sich schließlich als kraftloses Anhängsel einer ursprünglich, deutlich markierten virilen Rhetorik auszeichnet.

Die als Ideal gekennzeichneten physischen Attribute – „nerveux“, „musculeux“, „plein de sang“ – sehen sich in dieser bildlichen Darstellung vollständig negiert. Paradin zeichnet hier einen begonnenen Prozess der Abkehr von einem virilen Ideal nach, ohne hierbei den Endpunkt fassen zu können. Doch konstatiert er eine Entwicklung, deren Problematik er Erasmus' *Lingua* entlehnt⁶⁷⁴ und die eine wechselseitige Parallelentwicklung von Sprachverfall und Dekonstruktion männlicher Identität vollzieht: den Einzug der weiblich besetzten *garrulitas* in ein männliches Universum: „Trop parler“ – Amyot's translation of Plutarch's well-known treatise on the subject, *De garrulitate* – belonged to the category of dangerous, even deviant language, which threatened to overwhelm the humanity of the speaking subject in a deluge of unthinking, unreflective, automatic speech.“⁶⁷⁵ Die sprachliche Veränderung, die Einzug hält in unterschiedlichste Gattungen der Frühen Neuzeit, etabliert sich nicht nur als Verschiebung weiblich konnotierter Formen der Sprachverwendung in eine virile Rhetorik, sondern zeichnet das Aufkommen eines „homme de molle et douce conversation“⁶⁷⁶ nach, der sich schnell nicht nur als Antimodell und Verfehlung eines virilen Ethos erweist, sondern die Revision und Rekonstruktion einer männlichen Identität nach sich zieht und rhetorische Virilität im Angesicht sprachlicher *mollesse* hinterfragt. Die (sprachlichen) Praktiken zur Herstellung und Verteidigung patriarchaler Dominanzstrukturen werden hierbei vernachlässigt, die Gruppe hegemonialer Männer sieht sich durch eine immer präsenter werdende Devianz in Gefahr und die soziale Ordnung, besonders die Subordination des Weiblichen, gerät ins Wanken.

Sprechende Männlichkeit in der Krise: die Krankheit der ungezügelter Sprache

Um sich der übermäßigen Sprache als Phänomen innerhalb der männlichkeitskonstituierenden Dynamiken der Renaissance anzunähern, verortet es Erasmus im semantischen Feld der Krankheit, das ihm als Grundlage für eine breitgefächerte Metaphorik dient. Diese fußt auf der Aktualisierung der Gleichsetzung von Körper und Sprache, stets erweitert um männliche Idealisierung und weibliche Verfehlung. Die etablierte Metapher erlebt nun eine Fortführung, denn hatte der ständige

⁶⁷⁴ Siehe *ibid.*, S. 145.

⁶⁷⁵ Butterworth 2016, S. 13.

⁶⁷⁶ Montaigne 1999, II, 31, S. 718.

Wechselbezug zwischen Körper und Sprache sich zunächst nur als denominatorische Praxis erwiesen, ist längst offensichtlich geworden, in welchem Maß sie weitere Betrachtungsfelder nach sich zieht. So entsteht die Beschreibung des ungehemmten Sprachflusses als „maladie de la langue intempérante [intemperantis linguae morbum]“⁶⁷⁷ und als „papotage maladif [morbum garrulitatis]“⁶⁷⁸. Erasmus konzipiert die Verfehlung in der Verlängerung gängiger Attributionsmerkmale: nach der Abgrenzung „vigoureux“ und „faible“, „parfait“ und „imparfait“, „viril“ und „efféminé“⁶⁷⁹, tritt hier deutlich das Merkmalspaar „sain“ und „malade“ zutage. Anhand dieser Gegenüberstellung entwickelt Erasmus ein metaphorisches Narrativ, das sich, so Shane Gasbarra als „a one-hundred-and-fifty-pages ‚amplification‘ of the single, rather troubling metaphor of language as poison and cure“⁶⁸⁰ erweist und dabei alle Topoi der virilen Rhetoriktradition durch- und unterwandert.

Hierbei wird deutlich, dass sich die sprachliche Verfehlung nur als Komponente eines männlichen Dekonstruktionsprozesses begreifen lässt, denn Erasmus entwirft zunächst das Portrait eines Mannes, der „n’aurait aucun mal à se taire s’il n’était pas atteint d’une aussi grave maladie [nisi morbo tam graui teneretur]“⁶⁸¹. Der Mann, der sich der Verfehlung hingibt, „à enfler de mots à l’infini les sujets les plus minimes [superflua verborum]“⁶⁸² weist auf den ersten Blick keine antivirilen Attribute auf, denn Erasmus stellt sein viriles Potenzial nicht infrage. Hier wird deutlich, was Elisabeth Badinter über die männliche Identität feststellt: die Grundvoraussetzung wird durch das männliche (biologische) Geschlecht erfüllt und fordert zunächst keine weiteren Grundvoraussetzungen⁶⁸³. Allerdings ist die männliche Performanz

⁶⁷⁷ Erasmus 2002, S. 96, LB 665.

⁶⁷⁸ *Ibid.*, S. 95, LB 665; Terence Cave hebt diese Form des Anschwellens als Zeichen krankhafter copia besonders hervor: „Thanks to yet another accident of language, Erasmus inverts a breast-like plenitude to reveal a cancerous growth: this is the darker side of the logocentrism of an oratio confidently grounded in ratio. Uber (which is semantically close to copia) is inseparable from tuber. According to this same text, the tongue (or language) is not only the mediator between mind and body, placed close to heart, senses, and brain; it is also the neutral place, the shapeless, Protean plasma from which the innumerable virtualities of speech arise: it is instructive to see how such a tiny and shapeless portion of the body, like a crude mass of flesh, has been created in such a way as to be adapted to such a wide range of uses.“ (p. 243) Erasmus is referring here not only to virtuosity of speech (he cites Mithridates as master of twenty-two languages), but also to that of singing, and to the function of the tongue in breathing, eating, tasting (see also above, p. 104, note 41). Elaborating Plutarch's *De garrulitate*, he describes in minute detail the physiology of the tongue and its relationship to other parts of the mouth and throat (pp. 243–5); the passage is full of metaphors such as ‘the rampart of the teeth’ (borrowed from Plutarch). “; siehe Cave 1979, S. 165.

⁶⁷⁹ Siehe auch „ne débitait que des balivernes, ce qui est puéril en soi, et digne d’une femme... [quod ipsum puerile ac muliebre est]“ (*ibid.*, 93/ LB 664).

⁶⁸⁰ Gasbarra, Shane (1991): „Lingua quo vadis? Language and community in Erasmus’s *Lingua*“, in: *Viator – Medieval and Renaissance Studies* 22, 343–355, S. 356.

⁶⁸¹ Erasmus 2002, S. 130, LB 679.

⁶⁸² *Ibid.*, S. 98, LB 667.

⁶⁸³ Badinter 2005, S. 9.

einem größeren Risiko ausgesetzt als die weibliche. Dieses Prinzip verdeutlicht sich bei Erasmus über den Bezug zum Krankhaften: nicht als genuin unmännlich charakterisiert, birgt der von ihm beschriebene Mann durchaus viriles Potenzial, das sich hinter dem Konjunktiv eines durchaus möglichen Schweigens verbirgt, das jedoch nicht zum Tragen kommt.

Die von Marie-Rose Logan als „logorrhée“⁶⁸⁴ definierte Krankheit, wird in *Lingua* in einem nahezu wissenschaftlichen Stil abgehandelt und findet eine detaillierte Betrachtung von der Symptomatik über die Übertragungsformen bis hin zu kurativen Maßnahmen. Der Rotterdamer Humanist erweist sich in Bezug auf die literarische Darstellungsform der Problematik einfallsreich und verfasst mit *Lingua* einen Text, der sich als Ideenprosa und im weitesten Sinne als *Declematio* begreifen lässt und der in Bezug auf die Darstellung der Sprache als Krankheit um eine weitere Lesart ergänzen lässt: die der medizinischen Abhandlung. In dieser wird der Gegenstand der Betrachtung, wie von Shane Gasbarra angedeutet, dreifach belegt, die *Lingua/Langue* (im doppelten Sinne der Sprache/Zunge) ist zugleich der Ursprung der Krankheit, der befallene Teil des Mannes⁶⁸⁵ – „celui de la contamination et celui du dommage [ynum ex contagio, alterum ex noxa mali]“⁶⁸⁶ – und wird in einem letzten Schritt Gegenstand des einzig möglichen kurativen Konzepts sein.

In einem ersten Schritt zeigt sich Erasmus bemüht, die Abgrenzung der *mollesse* als Krankheit innerhalb eines komplexen geschlechterbasierten Sprachsystems zu verorten. Er legt seinen Überlegungen hierfür die eingehend ausgeführten klassischen Zuweisungen der Rhetorik zugrunde und definiert den übermäßigen Sprachfluss als weibliches Attribut, das sich jedoch nicht allein auf das weibliche Geschlecht eingrenzen lässt; vielmehr hält es Einzug in das Universum des Männlichen, für das es als Bedrohung zu betrachten ist: „J’aimeais bien, toutefois, que le danger ne vint que des femmes! [Vtinam autem a mulieribus tantum esset periculum]“⁶⁸⁷ Die Formulierung im *irréel du passé* macht die Positionierung und Annullierung der Ideale deutlich, deren traditionelle hierarchische Gliederung in viriles Ideal und verweiblichte Verfehlung eine Aussetzung erfahren. Die Gefahr der virilen Dekonstruktion lässt sich nicht nur in Abgrenzung zum anderen Geschlecht, sondern auch als intraviriles Problem begreifen, denn die Devianz ist nicht mehr nur weiblich, sondern hat einen geschlechterübergreifenden Einfluss in der Sprachdefinition erlangt. Diese Normabweichung wird dabei von Erasmus deutlich von der bisherigen Einordnung als „défaut“, als Form der Verfehlung unterschieden und durch die Definition als „maladie“ neu hinterfragt: „appelant ce travers non pas un défaut,

⁶⁸⁴ Logan 1980, S. 352.

⁶⁸⁵ Siehe auch Carrington, Laurel (1989): „Erasmus' *Lingua*: The Double-Edged Tongue“, in: *Erasmus Studies* 9.1, 106-143, hier S. 108.

⁶⁸⁶ Erasmus 2002, S. 238, LB 724; siehe auch die Analyse von Shane Gasbarra basierende auf der Zuschreibung, die Zunge sei „pleine de venin mortel [plena veneno mortifero]“ (Erasmus 2002: *Langue*, 236 / LB 723), Gasbarra 1991, S. 356sq.

⁶⁸⁷ Erasmus 2002, S. 132, LB 680.

mais une maladie, car, lorsqu'elle habite quelqu'un, elle le tourmente du désir insatiable de jaser, comme la torpeur tourmente du désir de boire et de dormir.“⁶⁸⁸ Im Gegensatz zu einem durch verschiedene Faktoren zu erklärenden und teilweise zu legitimierenden effeminierenden Fehlverhalten, wie es der Begriff des „défaut“ nahelegt, charakterisiert Erasmus die sprachliche *mollesse* hier als „maladie“, welche sich in doppelter Weise von dem „défaut“ unterscheidet: es handelt sich um einen Einflussfaktor, der den Redner⁶⁸⁹ in seiner Grundsubstanz durchdringt und dadurch einen nicht aufzuhaltenden Rededrang auslöst, ähnlich einer körperlichen Erkrankung, die unreflektierte, rein körperliche, nicht zu unterdrückende Bedürfnisse hervorruft, denen der Kranke ohne Zögern, ohne den Einsatz einer regulierenden *ratio* nachgibt.

Zunächst erinnert diese Aufschlüsselung stark an die Typologie des „homme de molle et douce conversation“, der sich nicht an virilisierenden Sprachpraktiken beteiligt – und doch wählt Erasmus mit der Krankheitsmetapher eine neue Herangehensweise an männlichen *caquet*: der Mann wird von ihm wieder in seinem gesamtgesellschaftlichen Ordnungssystem gedacht. Wären zunächst Männer als Individuen oder Vertreter abgegrenzter Untergruppe dem unmännlichen Redefluss anheimgefallen, lässt sich der Mann bei Erasmus nun als Geschlecht lesen. In dem Maße, wie also nicht mehr der Einzelne sich durch fehlerhafte Sprache korrumpiert, rückt hier die gesellschaftliche Ordnungsstruktur in den Fokus – die Männlichkeit scheint sich in der Krise zu befinden⁶⁹⁰, deren Ursprung sich auf der Ebene der sprachlichen Performanz verortet. Von diesem Mangel ausgehend, der zwar grundlegend sprachlicher Natur ist, dann jedoch die Gesamtheit des männlichen Subjektes befällt und von diesem aus die virilen Dominanzstrukturen durchdringt, zeichnet Erasmus die sukzessive Dekonstruktion der virilen Identität nach, die sich nunmehr nicht als individuelle Verfehlung, sondern als grundlegende Zersetzung versteht.

⁶⁸⁸ *Ibid.*, S. 87, LB 662 (252).

⁶⁸⁹ Wieder begreifen wir den Redner als „homo loquens“ im Allgemeinen, wie es auch Erasmus' *Lingua* nahelegt, indem der Humanist den sprechenden Mann als vielgestaltiges Wesen mit komplexer, mehrschichtiger Identität im öffentlichen wie im privaten Raum nachzeichnet.

⁶⁹⁰ Vgl. Connell 2015, S. 127 *sq.*

À présent, cette maladie apporte avec elle une armée de maux: l'insatiable désir de jaser de choses insignifiantes à propos des affaires d'autrui, qui ne concernent en rien ni celui qui en parle ni ceux qui écoutent; les dangereux écarts de langage que l'éternel bavard a les plus grandes difficultés à éviter; l'indiscrétion qui laisse échapper des secrets et qui comporte la plupart du temps des risques pour le propogateur, parfois même pour ceux auxquels ils ont été révélés; la vanité, compagne fréquente de la prolixité; le dénigrement visant la réputation d'autrui; la délation et l'accusation calomnieuse. Tels sont en effet les maux auxquels conduit petit à petit l'intempérance de la langue, même si à l'origine elle n'est rien d'autre qu'un vice puéril consistant à dire tout et n'importe quoi, et méritant davantage d'être moqué que détesté.⁶⁹¹

In einer geradezu hyperbolischen Akkumulation entwirft Erasmus einen Überblick über die als „armée de maux“ charakterisierte Vielzahl an mit „prolixité“ verbundenen weiteren Fehlern, die sich alle in einem doppelseitigen Spannungsfeld verorten lassen, das sowohl den „éternel bavard“, als auch denjenigen betrifft, der ihm zuhört. Die Geschwätzigkeit als den Mann befallende Krankheit muss also vermehrt in einem sozialen Kontext gedacht werden, da sie über den Redner hinaus einen erweiterten Rahmen in den Fokus nimmt. So wird der Redner nicht als rückbezogen individuell vor dem Hintergrund des von ihm gesprochenen Wortes, sondern in einem wechselseitigen Kontext mit dem Hörer – und somit vielmehr in einer triangulären Beziehung von Redner, Wort und Hörer verstanden. Über diese Trias konfigurieren sich männliche Praktiken in ihrer Rolle als Perpetuierung von Machtbeziehungen und hegemonialen Konfigurationspraktiken in einem abseitigen Raum.

Der Redner als Inkarnation des rhetorisch-virilen Ethos scheint hier seine sprachliche Performanz und somit seine virile Identität im Wechsel mit Hörer affirmiert, beziehungsweise im Sinne des Geschwätzes, dekonstruiert zu sehen. Erasmus führt diesen Gedankengang anhand der durch die *garrulitas* hervorgerufenen Verfehlungen aus, die sich in einem intersozialen Gefüge einschreiben, denn „l'indiscrétion“, „la vanité“, „le dénigrement“ und „l'accusation calomnieuse“ beschreiben stets eine Wechselbeziehung zwischen dem Sprecher, dem Hörer und dem Subjekt, das zum Gegenstand der Rede wird. Es scheint ein unverhältnismäßiges Gefälle zwischen dem der sprachlichen Verfehlung (die „n'est rien d'autre qu'un vice puéril“), die ein kindliches Verhalten nahelegt und der polyvalenten, sozialen Konsequenz zu geben, das in der Gleichsetzung von Sprachverfehlung und Todesgefahr („il n'en peut rien garder, même s'il met en péril la vie des autres, mais aussi la

⁶⁹¹ Erasmus 2002, S. 126sq., LB 678.

sienne [nihil tamen potest continere, etiam si capitis periculum immineat, non aliis solum]⁶⁹²) gipfelt. Erasmus etabliert also einen direkten Zusammenhang zwischen dem Sprachverhalten eines Mannes und seiner sozialen Performanz, auf die sich eine Verfehlung immer in doppeltem Maße ausübt, hängt doch die gesamtstrukturelle Ordnung von ihr ab.

In einer konkreten Ausschlussbewegung konzipiert Erasmus diese Dekonstruktion allerdings nur für den Sprecher, der in einem hyperbolischen Vergleich in seiner sozialen Akzeptierbarkeit sukzessive reduziert und schließlich verneint wird: „Il ya des défauts qui provoquent hostilité et animosité, comme l’arrogance et la violence; d’autres, le mépris, comme la satisfaction des plaisirs et la débauche, la paresse et la bêtise, mais aucun ne rend l’homme plus vil, plus méprisable et plus odieux même que le bavardage futile et déplacé.“⁶⁹³ Analog zu der vorausgegangenen Aufzählung moralischer Verfehlungen, fügt Erasmus eine fast deckungsgleiche Nebeneinanderstellung⁶⁹⁴ hinzu, aus der er jedoch eine explizitere Schlussfolgerung zieht als noch am Ende der ersten Betrachtung: statt einen sozial überspannenden Einflussbogen des individuellen Sprachgebrauchs nachzuzeichnen, wendet Erasmus sich nun explizit dem Einzelnen zu und zeigt auf, wie dieser schrittweise aus dem sozialen Bezugsrahmen herausgelöst wird. In einer klimaktischen Trias entwickelt sich die Beschreibung des Schwätzers von „vil“ über „méprisable“ zu „odieux“ und integriert hierbei sukzessive die Idee eines Ausschlusses, einer Zurückdrängung aus dem sozialen Bezugsrahmen. Konkret fasst Erasmus zusammen wie „le bavard, à cause de son défaut naturel, fait à la fois obstacle au courage des autres et montre lui-même si peu de courage que personne n’est moins apte à lui avoir quelque fonction honorable que ce soit.“⁶⁹⁵ In dieser knappen Zusammenfassung, die den Sprachmangel auf einen Mangel an Mut und schließlich auf einen Mangel an virilen Qualitäten überträgt, spitzt sich die soziale Exklusion zu: für den geschwätzigen Mann gibt es in der sozialen Ordnung um das hegemoniale Ideal herum keine „fonction“, die er bekleiden könnte. Er erfährt nicht nur einen Ausschluss aus der Gruppe der dominieren Männlichkeit, sondern kann sich auch nicht im Connell’schen Sinne komplizenhaft zu dieser Gruppierung verhalten oder sich in einem marginalen Raum positionieren, sondern erfährt eine vollständige Zurückweisung über die Unfähigkeit, virilisierende Konfigurationspraktiken auszuführen.

Diese Exklusion lässt sich deutlicher anhand der sukzessiven, geschlechteridentitären Dekonstruktion nachzeichnen, die parallel zum sozialen Ausschluss verläuft. Erasmus entwirft das Porträt eines geschwätzigen Mannes auch anhand weiblicher Parallelsetzungen: „Si tu vois quelqu’un dont la langue est intempérante, pense qu’il

⁶⁹² *Ibid.*, S. 130, LB 680.

⁶⁹³ Erasmus 2002, S. 91, LB 664, 352.

⁶⁹⁴ Diese Redundanz ist einer der häufigsten Kritikpunkte, die Erasmus in Bezug auf diesen Teil seines Werkes antreffen wird und soll weiter unten in diesem Kapitel noch Betrachtung finden.

⁶⁹⁵ Erasmus 2002, S. 142, LB 684, 1501.

sera pour toi une courtisane; recule-toi de ce trou pour éviter, selon l'avertissement que donne quelque part l'Écriture, „qu'aimant le danger, tu ne périsses en lui“.⁶⁹⁶ Erasmus knüpft an die wechselseitige Gefahr der *garrulitas* an und führt diese nun über den sozialen Kontext hinaus anhand der Geschlechterdifferenz weiter aus. Der „homo loquax“ wird hierbei mit der Frau gleichgesetzt und dabei, wie Patricia Parker hervorhebt, ein biblisches Ordnungssystem aufgerufen:

Part of the complexity of this cross gendering comes from the biblical model to which Erasmus in this text adheres, in which, for example, the "loud and babbling harlot" of Proverbs 7- though in misogynist texts applied only to women- is, like the harlot Israel, an image applicable as well to the biologically male: "If you see any man with an uncontrolled tongue, think of him as a harlot; step back from this pit, lest, as the scripture warns elsewhere, loving danger, you should perish in it" (4:725). But just as this biblical metaphor of harlotry- in a network of images in which the male gender is reserved for God- could be exclusively applied in misogynist diatribes to the wanton loquacity of women, so in the bulk of *Lingua* the characterization of loquacitas as feminine or effeminating falls into the same gendered opposition the image, like the text's opening, appears to eschew.⁶⁹⁷

Parker führt ihre Betrachtungen von einer weiblich zentrierten Perspektive aus durch und hebt die hierarchisierende Anordnung der Geschlechter in ihrer Nähe, beziehungsweise Distanz zu Gott hervor, wobei sich das Männliche als Katalysator einer epistemologischen Sprachverwendung erweist und das Weibliche im Umkehrschluss zurückgesetzt wird. Sie unterschlägt allerdings die Revision auf der Ebene des Gender, die Erasmus anhand dieser Ordnung entwirft: Der Mann, der sein Sprachverhalten dem weiblich besetzten Geschwätz anpasst, setzt sich selbst auf die Ebene des Weiblichen herab und erscheint durch seine dem männlichen Sprachgebrauch nicht konformen Performanz als „courtisane“ – Erasmus macht die deformierende Dimension des Verweiblichungsprozesses hier deutlich: der Mann nähert sich sprachlich nicht nur der Frau an, sondern der Kurtisane und somit der untersten Stufe innerhalb der intrafemininen Ordnung. Nicht nur wird hier also, wie Patricia Parker deutlich macht, das sprachbasierte Geschlechtergefälle aufgerufen, sondern die Permeabilität des Gender mithilfe des Sprachverhaltens aufgezeigt und die Herabsetzung des Männlichen auf die Stufe des Weiblichen vorgestellt.

Erasmus hinterfragt die Devirilisierung des Redners jedoch auch jenseits dieser Geschlechternormen als intravirilen Zersetzungsprozess:

⁶⁹⁶ *Ibid.*, S. 241, LB 725.

⁶⁹⁷ Parker, 1989, S. 447.

Mais les Grecs donnent bien d'autres noms déshonorants à ce genre d'individus. En effet, alors qu'ils appellent les experts de la parole „ρητρας“ („orateurs“) et „λογιους“ („hommes d'éloquence“), ils qualifient durement ces bavards de „λαλους, φλυαρους, αδολεσχεις“ („jaseurs, babilards, cancanniers“), et les Latins n'utilisent pas de mots moins ignominieux pour désigner ces grands parleurs bavards: ils les appellent jaseurs, verbeux, fanfarons, radoteurs, causeurs et brailleurs; on ne dit pas qu'ils parlent, mais qu'ils radotent, bavardent, causent, discourent, hurlent, criaillent, font de l'opposition, de l'obstruction, des objections, coassent, rugissent, aboient, mugissent, grognent, croassent, crépitent, cliquetent.⁶⁹⁸

Unter Rückbezug auf die antiken griechischen und römischen Rhetoriker rekonstruiert Erasmus die sprachliche Verfehlung in historischer Perspektive und dekonstruiert den Redner gleichzeitig weiter als nur über seine geschlechtliche Performanz hinaus: nach einer Akkumulation pejorativer Termini zur Beschreibung des Geschwätzigen, die bereits einen Abwertungsgedanken nahelegen und in der Charakterisierung als „brailleur“ als irrationalem Redner unter Alkoholeinfluss gipfeln, führt Erasmus den Gedanken der Zersetzung anhand der akkumulierten Verben auf, die auf die Klimax der Objektivierung zulaufen. Zunächst noch im Feld der menschlichen Sprache verortet („ils radotent, bavardent, causent, discourent, hurlent, criaillent“), wobei sich schon das sukzessive Eindringen kindlich konnotierter Verbalisierung andeutet, tritt Erasmus in einem zweiten Schritt in das Referenzfeld animalischer Laute über („coassent, rugissent, aboient, mugissent, grognent, croassent“) und zeichnet hierbei die Animalisierung des im Übermaß geschwätzigen Mannes nach, bis er schließlich in technik- und naturbezogenes semantisches Feld wechselt („crépitent, cliquetent“) und die Sprache des Menschen mit den Geräuschen von Naturphänomenen oder Maschinen gleichsetzt. Erneut lässt er denselben Gedanken mehrfach in seinem Werk wieder anklingen und strebt einen Vergleich zwischen dem Menschen und dem Gesang der Vögel an, wobei eine hierarchische Ordnung schnell deutlich wird:

⁶⁹⁸ Erasmus 2002, S. 93, LB 664, 397.

Rossignol, choucas, ou autre espèce d'oiseaux, aucun n'est à ce point bavard et bruyant qu'il ne se taise la nuit. Même si elle est bavarde, on n'entend la cigale qu'au moment où les vapeurs du matin sont dissipées par le soleil; elle redevient muette avec le soir. Les grenouilles bavardent plus tard, mais la nuit leur impose le silence, à elles aussi: le bavard empêche d'être tranquille même la partie de la nuit appelée „conticinium“ (calme général).⁶⁹⁹

Während selbst die Tierwelt des Schweigens mächtig erscheint, kann der „bavard“ unter keinen Umständen einen Zugang zur Stille finden und unterliegt in dieser Unfähigkeit erneut dem Tier. Die akribisch kleinschrittig durchgeführte Dekonstruktion des Mannes vollzieht sich in einer degradierenden Abwärtsbewegung, die zunächst das weibliche Geschlecht in den Fokus nimmt, dann eine Animalisierung nahelegt und schließlich auch zwischen dem Mann und dem Tier noch ein Gefälle hervorhebt, das in der Objektivierung des Mannes gipfelt. Durch die Annahme einer weiblichen Performanz übertritt der Mann sprachlich eine Identitätsgrenze in den weiblichen Raum und nimmt dabei eine Verhaltensweise an, die sich, so Carla Mazzio, als „particular symptom, at once corporeal and ideological“⁷⁰⁰ darstellt. Diese Doppelbesetzung des Fehlverhaltens durch körperliche und ethische Attribute sieht sich bei Erasmus noch weiter ausformuliert, als es Carla Mazzio hier anklingen lässt: die sprachliche Feminisierung schlägt sich auf die Gesamtheit der Virilität nieder und dekonstruiert den Mann in seiner Gänze, bis hin zur völligen Objektivierung.

Erasmus verstärkt den normativen Charakter seiner Ausführungen zusätzlich durch den ständigen Rückbezug auf die Metaphorik der Krankheit und die semantische Zusammenführung von Symptomatik und Behandlung, indem er den „bavard“ als „un homme que la lèpre rend repoussant“⁷⁰¹ beschreibt und Strategien einer möglichen Rückkehr zum virilen Ethos hinterfragt, da er in der *garrulitas* ein Phänomen identifiziert hat, dass sich nicht als partiell von der Frau auf einzelne Männer übertragene individuelle Verfehlung verstehen lässt, sondern sich als gesamtmännliche Devianz erweist, die die sprachliche Hegemonie im Ganzen infrage stellt: „En effet, quiconque vit continuellement avec des bègues apprend lui aussi bégayer, et quiconque est continuellement en rapport avec des chassieux, est atteint par la contagion de ce mal [afficitur mali contagio].“⁷⁰² Erasmus zeichnet die zuvor kleinschrittig analysierte Dekonstruktion des Männlichen als gesamtviriles

⁶⁹⁹ *Ibid.*, S. 105, LB 669.

⁷⁰⁰ Mazzio 1998, S. 106; siehe auch Jardine, Lisa (2015): Erasmus, *Man of Letters: The Construction of Charisma in Print*, Princeton, Princeton University Press, Kapitel „Reasoning Abundantly: Erasmus, Agricola, and Copia“.

⁷⁰¹ „Chaque fois que nous avons l'impression qu'un homme se caractérise par une langue ivre ou qu'il est sujet à la maladie venimeuse [...], cessons dès que possible de le fréquenter, de la même manière que nous fuyons un homme que la lèpre rend repoussant.“ (Érasme 2002, S. 238)

⁷⁰² Erasmus 2002, S. 238, LB 724.

Phänomen nach und nutzt hierbei das Potenzial der von ihm gewählten Metapher voll aus. Wie eine Krankheit durch gegenseitige Ansteckung verbreitet wird, setzt sich auch das weibliche Sprachverhalten von Mann zu Mann fort, indem ein Imitationsprozess die gegenseitige Beeinflussung hervorruft. Was sich eigentlich als Mittel der Festigung eines etablierten Ideals erwiesen hatte – die Ausbildung junger Männer anhand eines bestehenden Ideals, das in der Imitation sein Fortbestehen findet – lässt sich auch der Verfall des Ideals in gleichem Maße propagieren. Hatte der aristotelische Grundsatz „c'est l'homme qui fait l'homme“ noch den Fortbestand des männlichen als Übertragung von *Vir* zu *Vir* aufgerufen – „c'est l'homme, le mâle, qui transmet à l'enfant le principe de l'humanité“⁷⁰³ – kehrt sich nun das patriarchale Prinzip der Dominanz durch Forbestand subordinierender Praktiken gegen das Männliche um. Die Übertragung von einem Mann auf den anderen löst eine Kettenreaktion aus, die die Fragilität des virilen Systems offenbart⁷⁰⁴.

Auch Montaigne integriert in die *Essais* Überlegungen zur Vermittlung von Sprachstrukturen zwischen Männern anhand der gegenseitigen Einflussnahme durch den kommunikativen Austausch: „Comme nostre esprit se fortifie par la communication des esprits vigoureux et reiglez, il ne se peut dire combien il perd et s'abastardit par le continuel commerce et frequentation que nous avons avec les esprits bas et maladifs.“⁷⁰⁵ Montaigne teilt den männlichen Geist in zwei Gruppierungen ein, die sich als Inkarnation des virilen Ideals, „vigoureux et reiglez“, und fehlerhaftes Antimodell, „bas et maladifs“ gegenüberstehen. Der eigentliche Gesprächsverlauf unter zwei Männern der ersten Gruppe erweist sich gleichsam als Stärkungsprozess, als Austausch, den dem sich der männliche Geist und seine Sprache kräftigen und wachsen („se fortifie“). Dem gegenüber steht der Kontakt mit den von Natur aus schwächlichen, untergeordneten und einem niederen Geist zuzuordnenden Sprachgebrauch. Die grundlegende von Montaigne etablierte Dynamik des hier anvisierten Sprachflusses spielt sich in einem wechselseitigen Fortifikationsprozess ab, der sich notwendigerweise zwischen zwei Vertretern der virilen Rhetorik – zwei Männern, wenn man Montaignes Gedankengang zuspitzen will – abspielt und somit zu einer gegenseitigen sprachlichen und geistigen Virilisierung führt. Montaigne lässt hier einen Gedanken anklingen, der sich präziser und mit deutlicherem Anklang einer geschlechterbasierten Metaphorik in Erasmus' *Lingua* aufzeigen lässt: „Nous croyons fermement que le bavardage imbécile et efféminé rebuta l'esprit de cet homme qui se refusa à apprendre d'un maître fameux l'art qui par essence est celui de la parole féconde. [Quam credimus huic animo displicuisse, stultam ac muliebrem loquacitatem, qui dicendi rationem suapte natura frugiferam

⁷⁰³ Badinter 2005, S. 107.

⁷⁰⁴ Connell hätte an dieser Stelle von der „Krisentendenz“ des Patriarchats gesprochen, Connell 2015, S. 138.

⁷⁰⁵ *Ibid.*, 8, S. 923.

grauatus est ab artifice celebre discere]⁷⁰⁶. Erasmus führt am Beispiel des Agesilaos, der sich weigert, bei einem Sophisten in die Ausbildung seiner rhetorischen Fertigkeiten einzutreten und stattdessen vorzieht, innerhalb seiner Familie zu verweilen („Il convient que je sois l'élève de ceux dont je suis aussi le fils [me esse illorum discipulum, quorum sum et filius]⁷⁰⁷, zitiert ihn Erasmus). Den Sophisten charakterisiert Erasmus in diesem Zusammenhang als Redner ohne nennenswerte Fähigkeiten jenseits des Sprachgebrauchs, dem er einen Hang zur „parole féconde“ zuschreibt und ihn daher in die Kategorie des weiblich besetzten, übermäßigen Sprachgebrauchs verschiebt.

Die Interdependenz von sprachlichen Fertigkeiten und viriler Performanz wird hierbei über den „esprit“ aufgebaut, der das Schlüsselmoment in der gegenseitigen Bezugnahme darstellt. Dieser männliche „esprit“, der im Fall des Agesilaos von besonderer „sagacité“⁷⁰⁸ gezeichnet ist, ließe sich durch einen virilisierenden Einfluss im Sinne der hegemonialen Idealvorstellung weiter formen, würde jedoch durch die Präsenz weiblichen besetzter Sprachformen korrumpiert und somit selbst zum Gegenstand einer weiblichen Performanz, die sich dann zeigt, wenn der Mann selbst zum Wort greifen will und nur die von Erasmus beispielhaft aufgezählte Akkumulation von „sophismes [epicheremata]“, „syllogismes [enthymemata]“, „figures rhétoriques [schemata]“ und „méthodes d'amplifications [amplificandi rationes]“⁷⁰⁹ hervorbringt, statt sich als Beispiel viriler Integrität zu erweisen. Erasmus und Montaigne etablieren über diese Verknüpfung von Sprache und Geist die Vorstellung einer nicht intentionalen, aber durch äußere sprachliche Einflussnahme auf den virilen Esprit hervorgerufenen Effeminierung, die sich konkret in einem maßlosen Sprachgebrauch äußert.

Erasmus verwirft allerdings jede Form der Anpassung des Ideals, sondern spricht sich für eine Rückkehr zum schwächelnden Ideal aus:

Ainsi donc, de même que la première tâche d'un médecin est de protéger le corps contre les maladies [medicis prior est cura tueri corpus a morbis...], de même essaierons-nous tout d'abord d'indiquer par quels moyens il est possible d'éviter que la contagion du mal ne se répande.⁷¹⁰

Erasmus entwirft den Gedanken einer gemeinschaftlichen Opposition gegen den Verfall des virilen Ethos – und somit zur Aufrechterhaltung der etablierten Dominanzstrukturen. Diese Opposition zeichnet er analog zum Arzt nach, der sich mit der Verantwortung betraut sieht, im Kampf gegen die Krankheit mögliche Therapiekonzepte zu entwickeln und somit den gesunden Status Quo wiederherzustellen.

⁷⁰⁶ Erasmus 2002, S. 101, LB 667.

⁷⁰⁷ *Ibid.*, S. 100, LB 667.

⁷⁰⁸ *Ibid.*

⁷⁰⁹ *Ibid.*

⁷¹⁰ *Ibid.*, S. 238, LB 724.

In gleichem Maße erweist sich die auf den antiken Idealen basierende rhetorische *virilitas* bemüht, ihren eigenen *modus vivendi* zu verteidigen, indem sie sich der *garrulitas* und der damit verbundenen Verweiblichung des männlichen Ideals entgegenstellen. Diese Rehabilitierung des virilen Ethos konzipiert Erasmus weiterhin anhand der gewählten Metapher in einer zweifachen Bewegung: als retrospektiven Eingriff in die bereits begonnene Abkehr von der Devianz und als prospektiven Entwurf einer vorsorglichen Etablierung des antiken Ideals. Im Umgang mit der männlichen Geschwätzigkeit entwirft Erasmus eine doppelte Strategie, die sich zugleich auf den Eigenschutz, als auch auf die Reinitialisierung des devianten Mannes ausrichtet. Im Angesicht der *garrulitas* schlägt Erasmus den Einsatz hegemonialer Dominanz über die verfehlte Männlichkeit auszuüben: „on doit l'arrêter par une réprimande, ou lui couper la parole par une remarque piquante [Quod si coeperit impudenter ingerere suas fabulas garrulus, admonitione cohercendus, aut falso dicto perstringendus]⁷¹¹. Der Schwätzer erweist sich als in solchem Maße von der *virilitas* abgeschlossen zu sein, dass ihm allein keine Rückkehr mehr möglich ist. Wie sich die Initiation des jungen Mannes nur durch einen älteren Vertreter idealtypischer Virilität durchführen lässt, kann die Rückkehr zur Norm auch nur durch die äußere Einflussnahme eines anderen Mannes erreicht werden. Dem Geschwätzigen selbst hingegen scheint es an der nötigen Stärke zu fehlen, um sich selbst im Zaum zu halten, weshalb er erst durch die dominierende Beschneidungspraktik des anderen Mannes zu seiner ursprünglichen Virilität zurückfinden kann.

In diese Logik schreibt Erasmus auch die Möglichkeit einer vorausschauenden Immunisierung im Sinne einer Stärkung des virilen Ethos gegen effeminierenden Einfluss ein und stellt sich hierbei gegen die Gruppe der Männer, die „incapables de se taire alors qu'ils n'aient pas appris à parler. [vt quum loqui didicerint, tamen tacere non possint]⁷¹² erscheinen. In der Verlängerung der Ansteckungsmetapher verdeutlicht der Humanist die Wechselbeziehung zwischen Männern, die auf den Lernprozess des Jüngeren durch Imitation des Älteren zurückgeht und für den Fortbestand des virilen Ideals gesorgt hatte. Aus der sukzessiven Vernachlässigung dieser Übertragung lässt sich das Aufkommen einer neuen virilen Gruppe beobachten, die sich abseits des alten Ideals zu entwickeln scheint, denn sie hat die der alten Hegemonie entsprechenden Konfigurationspraktiken nicht für sich aufgenommen.

Erasmus stellt hierbei eine direkte Verknüpfung zwischen theoretischem Wissen und individueller Performanz her: die eigene Selbstbildung und Sprachhandlung konkretisieren sich anhand eines Ideals, das durch einen Lernprozess erworben werden müsste – und diesen Lernprozess setzt Erasmus als Schutzmaßnahme gegen einen degenerierenden Einfluss ein.

⁷¹¹ *Ibid.*, S. 244, LB 727.

⁷¹² *Ibid.*, S. 91, LB 664.

Personne ne parle de manière plus proluxe que ceux qui ou ne comprennent pas de quoi ils discutent ou n'ont pas assez réfléchi au sujet qui les préoccupe; on dirait qu'ils pensent à ce qu'ils doivent dire en même temps qu'ils parlent. Pareillement, personne n'a besoin d'un plus petit nombre de mots pour expliquer son problème que celui qui possède à fond la méthode pour parler. [Proinde nulli paucioribus verbis explicant causam, quam qui exactissime tenent dicendi rationem] [...] Quand la sagesse associée à l'intégrité vient se joindre à l'art, le défaut du verbiage est évité avec facilité [Quod si arti accedat prudentia cum integritate coniuncta facile vitatur loquacitatis vitium].⁷¹³

Er strebt hierbei eine Rückkehr nicht nur zu einem festen, etablierten Ideal, sondern auch zu den mit diesem Ideal verbundenen intravirilen Dynamiken an, die sich in der Rehabilitierung der tradierten Initiationsriten, wie Walter Ong sie beschrieben hat⁷¹⁴, zu verstehen ist und die auf dem klar geordneten Wechselspiel einer das Ideal inkarnierenden Gruppe im Zentrum und diesem Ideal untergeordneten, aber daran partizipierenden Minoritäten fußt. In dieser von Erasmus konzipierten Verteidigungsstrategie gegen die Devianz und die Verfehlung des Männlichen klingt der hochgradig normative Charakter seiner Überlegungen an, der auf der Einsetzung antiker Rhetorik und ihrer Aneignungsprozesse fußt und eine übergenerationelle Weitergabe derselben Praktiken zur Festigung der patriarchalen Dominanz nach sich zieht. Auch die anvisierte Zusammenschau von „sagesse“, „intégrité“ und „art“ lässt den Rückschluss auf die Einheit von *sapientia* und *eloquentia*⁷¹⁵ zu, die im übertragenen Sinne auch den Rückschluss auf die in gleichem Maße rhetorische wie ethische Dimension der *virilitas* zu.

Das oberste Ziel formuliert Erasmus also im Gedanken einer (re)etablierten Gesellschaftsordnung, die auf der Vorherrschaft einer die Hegemonie inkarnierenden Männlichkeitsgruppe beruht, welche sich sprachlich bildet und perpetuiert und die keine Devianz akzeptiert. Innerhalb dieser Verteidigungshaltung gegenüber einer normativen Geschlechter- (und im weiteren Sinne Gesellschafts-)Ordnung äußert sich Erasmus mit besonderer Härte gegen männliches Geschwätz, das auch durch den äußeren revirilisierenden Einfluss nicht in die hegemoniale Struktur

⁷¹³ *Ibid.*, S. 111, LB 671/672.

⁷¹⁴ Siehe Ong 1959.

⁷¹⁵ Siehe Fumaroli 1980, der nachzeichnet, wie die Retablierung dieses Zusammenspiels sich kritisch durch die Rhetorikbetrachtungen der Renaissance zieht: „réduits à néant l'un sans l'autre, Raison et Oraison, Cœur et Bouche ne peuvent que s'attacher l'un à l'autre“, S. 39; siehe auch Domanski, Juliusz (1984): „Philosophie und Rhetorik bei Erasmus von Rotterdam“ in Otwinowskiej, Barbara (Hg.): *Retyryka a literatura*, Warsowie, Wydawnictwo polskiej akademii nauk, 27-38; Cicero, *De Inventione*, I, 3

zurückgeführt werden kann: „Et s’il semble incurable, il n’y a rien de plus sûr que la fuite...“⁷¹⁶. Mehrfach formuliert Erasmus diesen Gedanken einer Flucht – „chacun regarde autour de lui où il pourrait fuir“⁷¹⁷ oder „chaque fois qu’un malheur de ce genre menace, rien n’est plus précieux que les pieds, comme l’a écrit Archiloque, car le seul espoir de salut se trouve dans la fuite“⁷¹⁸ – die sich im Sinne einer Vermeidungsstrategie zum Selbsterhalt erweist, wobei der Schwätzer als „ennemi“⁷¹⁹ nicht nur des sprachlichen Ideals, sondern des traditionellen Ordnungssystems im Allgemeinen und der individuellen Identität im Kleineren zersetzt. Als oberste Priorität formuliert der Humanist hierbei den Fortbestand der sprachlichen Hegemonie, die sich im Zweifelsfall durch den Ausschluss eines Individuums, das nicht am angestrebten Ideal partizipiert, verteidigt. Im größeren soziostrukturellen Rahmen hinterfragt Erasmus hier, was sich bereits am Beispiel des Einzelnen angedeutet hatte: der sprachliche Verfall durch Abkehr von den rhetorischen Normen der Antike erweist sich als Infragestellung des Männlichen *sui generis*. Erasmus vertritt hierbei eine stark normierende Position, die sich einen Weg zu suchen scheint innerhalb der stark changierenden Renaissance, die als Schlüsselmoment des humanistischen Menschen- und Bildungsideals⁷²⁰ der individuellen Selbstbildung und für die er eine Verteidigungsstrategie im Sinne des Erhalts männlicher Dominanzstrukturen entwirft. Über den Begriff der mollesse etabliert Erasmus die Metapher der Krankheit und legt das sich wandelnde Menschenbild – und die damit verbundene Revision männlicher Idealvorstellungen – als unnatürliche Abkehr von einer etablierten Norm dar.⁷²¹

Zugleich lässt sich immer wieder verzeichnen, wie Erasmus selbst vom Primat der *brevitas* abkehrt und in dem Traktat selbst in einen kumulativen Stil abgeleitet, der zwischen der Anhäufung von Anekdoten und der Zusammenschau einer Vielzahl deckungsgleicher Argumentationsstränge ein deutliches Zeichen der *copia*⁷²² trägt, die Erasmus so vehement zurückzuweisen sucht:

⁷¹⁶ Erasmus 2002, S. 238, LB 724.

⁷¹⁷ *Ibid.*, S. 107, LB 670.

⁷¹⁸ *Ibid.*, S. 109, LB 671.

⁷¹⁹ Siehe „exactement de la même manière qu’il faut décamper sur-le-champ quand l’ennemi est signalé“; *Ibid.*, S. 107, LB 670.

⁷²⁰ Siehe Ruler, Han van (2017): „Bodies, morals, and religion Utopia and the Erasmian idea of human progress“, in: Ruler, H./Sissa, G. (Hgg.): *Utopia 1516-2016. More's Eccentric Essay and its Activist Aftermath*, Amsterdam, Amsterdam University Press, 72-104.

⁷²¹ Siehe Boedy, Matthew (2018): *Speaking of Evil: Rhetoric and the Responsibility to and for Language*, Maryland, Lexington Books, S. 31 oder Cummings, Brian (2009): „Erasmus and the End of Grammar: Humanism, Scholasticism, and Literary Language“, in: *New Medieval Literatures* 11, 249-270 (<https://doi.org/10.1484/J.NML.1.00593>).

⁷²² Siehe Jardine 2015, Kapitel 4 „Reasoning Abundantly: Erasmus, Agricola, and Copia“.

On pourrait me dire: ‚Tu déverses ton humeur contre une langue médisante, mais avec une autre médisance‘. J’admets en effet qu’il faut aussi s’imposer une limite dans la guerre contre les maux, si ce n’est que le mal qui nous occupe ne connaît aucune limite, surtout dans la période que nous vivons.⁷²³

In seinem eigenen (schriftlichen) Sprachverhalten verzeichnet Erasmus durchaus die kritikwürdige Geschwätzigkeit, die er so stark zurückgewiesen hatte und hebt hervor, dass sich ihm die Frage der aristotelischen *moderatio* durchaus aufdrängt. Wie Marie Rose Logan hervorhebt, erweist sich der Text als Produkt eines vielschichtigen Reflexionsprozesses und verfolgt das Zusammenspiel vieler Texte, eine thematische Polyphonie zusammenlaufender Stimmen – „ce texte est l’expression écrite de la Parole reçue dans le silence d’un cabinet d’étude, [et] il est travaillé explicitement et implicitement par d’autres textes sur lesquels il s’enclenche“⁷²⁴ – und doch lässt sich aus Erasmus’ zeitlicher Selbstverortung in der „période que nous vivons“ der Abgesang auf ein Ideal ausmachen, das er so vehement zu verteidigen suchte. In seinem eigenen Schreiben erweist sich der Humanist als der sprachlichen Hegemonie entrückt, nicht mehr an die „limite“ des angepassten Sprachgebrauchs gebunden und offen der *copia*, dem Mangel an *vigor* und schließlich dem Einzug der *mollesse* in das Universum der virilen Rhetorik ausgesetzt, die das männliche Ideal ins Wanken bringen. Die Metapher der Krankheit wirkt in diesem Zusammenhang durchaus geschickt gewählt, entbindet sie doch den Einzelnen von seiner individuellen Verantwortung. In dem Moment, in dem die Abkehr vom sprachlichen Ideal nicht mehr als „défaut“ verstanden wird, sondern seinen Ursprung in dem, von Erasmus sehr detailliert beschriebenen Krankheitsbild, wird die Verantwortlichkeit des Einzelnen reduziert. Der Fortbestand der sprachlichen Praktiken im Sinne eines performativen Aktes fällt stattdessen zu gleichen Teilen dem Individuum wie der Masse zu – und verdeutlicht überdies, wie die Männlichkeit in eine sprachliche Krise gerät und sich neu konfigurieren muss⁷²⁵.

Vor diesem Hintergrund einer neuen Realität jenseits theoretischer Sprachideale sieht Erasmus die Notwendigkeit, auch das aristotelische Ideal der *moderatio* zu hinterfragen und dessen Funktionen in Einklang mit dem Aufkommen einer männlichen *mollesse* im Sinne eines revidierten virilen Sprachaktes zu bringen. In einem ersten Schritt überträgt Erasmus diese Fragestellung von den stilistischen und kompositorischen Konzepten der Rhetorik- und Poetiktraktate in eine generelle, übersprachliche Fragestellung, die die Opposition aus Schweigen und Sprechen in den Fokus nimmt:

⁷²³ Erasmus 2002, S. 237, LB 724.

⁷²⁴ Logan 1980, S. 354.

⁷²⁵ Connell spricht hier von „Erschütterung und Transformation“ als Ursprung einer patriarchalen Umstrukturierung; Connell 2015, S. 138.

Au même Célius, M. Caton reproche une semblable facilité soit de parler soit de se taire: „En échange d’une croûte de pain, dit-il, il peut être acheté aussi bien pour se taire que pour parler”; il veut dire par là qu’il n’est rien de plus honteux chez l’homme que d’avoir une langue de vil prix et quelque peu vénale, soit pour dire n’importe quoi, soit pour faire silence quand l’affaire demande de parler⁷²⁶

Anhand eines sprachlichen Widerstreits zwischen Cato dem Älteren und Celsus verdeutlicht Erasmus die spannungsgeladene Beziehung zwischen Sprechen und Schweigen, die beide gleichermaßen kontrolliert sein wollen. Die Kritik Catos richtet sich hier in erster Linie gegen den opportunistischen Sprachgebrauch Celsus’, dem er vorwirft, auf Aufforderung hin und nach Bezahlung eben in dem Maße zu sprechen, beziehungsweise zu schweigen, wie es ihm durch einen Auftraggeber geboten wurde, statt sich nach eigenen Kriterien zu richten. Erasmus greift diese Kritik in seinem Sinne auf und bildet einen zweipoligen Kritikpunkt heraus: nicht nur das Übermaß an Sprache, ein zu viel des Sprechens erweist sich hierbei als problematische Verfehlung, sondern auch die zu große Stille, ein Übermaß des Nicht-Sprechens. Die *moderatio*, die sich zunächst anhand stilistischer Merkmale definieren ließ, überträgt sich an dieser Stelle auf die Sprache im Allgemeinen und verlangt nach „l’art et la méthode de modérer ce membre [huius membri moderandi]“⁷²⁷ in einer doppelten Perspektive: kein weiblich besetztes Geschwätz, aber auch kein dauerhaftes Schweigen können Teil des virilen Sprachethos sein.

Ainsi, elle a façonné la langue de telle manière qu’un bon observateur peut comprendre son intention: la nature a voulu nous rappeler qu’aucun membre du corps n’est plus pernicieux si l’on en abuse, mais aucun plus salutaire, si l’on montre une modération attentive et contrôlée.⁷²⁸

In der Aufforderung zu einem reflektierten Sprachgebrauch verbindet Erasmus erneut die Schlagwörter *sapientia* und *eloquentia* und führt sie in dem Aufruf zur „moderation attentive et contrôlée“ zusammen. In dieser Definition klingt erneut der hochgeradig normative Charakter der erasmischen Definitionen an: die hyperbolische Gegenüberstellung einer Sprache, die sich als maximal „salutaire“ erweist, wenn sie dem Primat des Maßhaltens unterworfen ist, jedoch ins Gegenteil verkehrt wird und es keine Verfehlung „plus pernicieux“ im Bezug auf den Abusus am virilen Ethos zu nennen gibt. In der folgenden Argumentation jedoch hinterfragt Erasmus dieses von ihm tradierte Ideal mit Blick auf die zuvor etablierte Revision

⁷²⁶ Erasmus 2002, S. 87, LB 662.

⁷²⁷ *Ibid.*, S. 80, LB 659.

⁷²⁸ *Ibid.*, S. 81, LB 659.

einer sprachlichen Realität, in die das männliche Geschwätz bereits Einzug gehalten hat:

Voyons donc maintenant tout le bénéfice et toute la valeur du silence ou de l'usage sobre et modéré de la langue. Et pourtant, de ce point de vue aussi, certains commettent parfois des erreurs; car il est des occasions où il vaudrait mieux parler que se taire. On jeta l'opprobre sur beaucoup, parce qu'ils faisaient trafic de leur langue, et à l'inverse d'autres furent couverts de honte parce qu'ils faisaient trafic de leur silence [...] La modération est chose excellente, comme le disent les proverbes, en toutes choses, mais surtout dans l'usage de la parole. Cependant, pour ceux qui s'écartent du juste milieu, la tendance à la prodigalité est blâmée plus légèrement que la tendance à l'avarice, alors qu'au contraire celui qui est démesurément silencieux commet une faute moins grave que celui qui bavarde sans retenue. Car le premier défaut est non seulement plus sûr, mais surtout plus honorable. Et rien ne peut être plus divin que la sage concision de la parole; d'où la gravité avec laquelle quelqu'un a dit que ‚nous prenons les hommes pour les maîtres de la parole, et les dieux pour ceux du silence‘.⁷²⁹

Erasmus kehrt nun die komplexe Beziehung von Schweigen und Sprechen über das Desiderat der *moderatio* um und hinterfragt vielmehr die Stille als Zustand des Mangels. Hatte der Humanist sein Traktat zunächst dem Kampf gegen ein Übermaß an Beredsamkeit gewidmet, schlägt er selbst hier nun moderate Töne an und verzeichnet eine Revision des antiken aristotelischen Ideals. Die Zwickmühle des Mannes zieht sich hierbei anhand der Sprache im Besonderen („surtout dans l'usage de la parole“), die we von Erasmus ausgeführt das Schlüsselement der Etablierung und Verteidigung sozialer Strukturen und intraviriler Ordnungssysteme darstellt.⁷³⁰ Der sprechende Mann sieht sich – und Erasmus legt die beiden Pole in stilistischer Analogie zur *Nikomachischen Ethik* dar⁷³¹ – in einem dauerhaften Wanken zwischen zwei Polen, besetzt durch die „prodigalité“ und die „avarice“ der Sprache, wobei letztere sich dem Ideal der *brevitas* in der Logik Erasmus' stärker anzunähern scheint. Doch vollzieht sich hier eine Wendung, die eine Neuordnung der Pole nach sich zu ziehen scheint: der ungehemmte Sprachfluss wird hierbei weniger geahndet („est blâmée plus légèrement“) als das übermäßige Schweigen, doch erweist sich das Schweigen im gleichen Zug als „faute moins grave“, bleibt sich doch trotzdem als Verfehlung

⁷²⁹ *Ibid.*, S. 114, LB 673.

⁷³⁰ Zu Erasmus' Bestrebungen, eine einheitlich kohärente Kontinuität zu verfolgen, siehe Kilcoyne, Francis/Jennings, Margaret (1997): „Rethinking "Continuity": Erasmus' "Ecclesiastes" and the "Artes Praedicandi"“, in: *Renaissance and Reformation / Renaissance et Réforme*, 21.4, 5-24.

⁷³¹ Deren genauere Betrachtung sich in Kapitel 1.1 lesen lässt.

außerhalb idealtypischer Daseinsformen verortet. Das hier entstehende Spannungsfälle erweist sich, wie auch schon die aristotelische Grundkonzeption der Sophrosyne, als dauerhaftes Abwägen zwischen einem gesellschaftlich weniger geahndeten Fehlverhalten („la prodigalité“) und einer Devianz, die Erasmus in einer Annäherung des Menschlichen an das Göttliche konzipiert („les dieux pour ceux di silence“). In diesem Wechselspiel der Verfehlungen kehrt Erasmus dem Ideal den Rücken und entwirft unterschiedliche Devianzstrukturen, die wiederum unterschiedliche Konsequenzen nach sich ziehen. Im übermäßigen Schweigen klingt das vergebliche Streben nach Gott an, während im übermäßigen Reden die irdische Verfehlung einer intrasozialen Positionierungsstrategie mitschwingt. Vielmehr als die von Erasmus angekündigte Suche nach einer Rückkehr zum virilen Ethos lässt sich die anhand der sprachlichen *mollesse* auf- und ausgeführte menschliche Ordnung im Wandel aufzeigen, die die sprachliche Verfehlung in einen Suchprozess und die *mollesse* somit als Teil einer Neu- und Umordnung einbezieht.

3.2 Revision und (De)Konstruktion viriler Ordnungssysteme

Die Umkehrung einer intentionalen mollesse gegen den Sprecher

In seiner Schrift *Contre la secte phantastique et furiense des libertins qui se nomment spirituels* (1545) formuliert Johannes Calvin hingegen eine deutlich präzisere Definition der künstlich hervorgerufenen sprachlichen Devianz. Die in vierundzwanzig Kapiteln abgefasste Kritik an den geistigen Libertinisten⁷³² beschreibt detailreich einer Gruppe von Häretikern unter der Leitung von Jean Quintin – daher die synonyme Verwendung von „libertins“ und „quintinistes“ in den Ausführungen Calvins –, die sich als konfessionelle Gruppe am Rande des reformierten Christentums etabliert hatte. Die zentralen Aspekte der Kritik richten sich gegen die Abkehr von der Heiligen Schrift als Referenztext und einer Zuwendung zu selbstformulierten Prämissen, die sich dem eigentlichen Bibelsinn entziehen.⁷³³ Ein besonderes Augenmerk richtet Calvin im siebten Kapitel auf die Sprache der Libertinisten, da diese in einem doppelten Sinne Beachtung finden sollte. In der klassischen epistemologischen Dimension der Sprache als Wahrnehmungsmoment der Welt und Schlüsselement in der göttlichen Erkenntnis liegt die sprachliche Modifikation christlicher Grundkonzepte als Kritikpunkt nahe. Calvin erweitert diesem jedoch um eine zweite Betrachtungsweise, die vielmehr den Sprachkontakt zu anderen, besonders im Sinne einer Anwerbung und Überzeugung, nahelegt und aufgrund dieser erhöhten sozialen Einflussnahme Calvins besondere Vehemenz fordert.⁷³⁴

⁷³² Die Tagungsakten „Aspects du Libertinisme au XVI^e siècle“ tragen die essentiellen Definitionsgrundlagen für diese generalisierte Begrifflichkeit jeder Form von marginaler Glaubensgemeinschaft zusammen, die ihrem späteren Sinn als Freidenker und Libertin ab dem 18. Jhd. vorausgeht; siehe Margolin, Jean-Claude (1974): „Réflexion sur l'emploi du terme libertin au XVI^e siècle“, in: Bataillon, M. (Hg.): *Aspects du Libertinisme au XVI^e siècle*. Actes du colloque international de Sommières, Paris, Vrin, 1-33.

⁷³³ Zum calvinistischen Kampf gegen Randständige Splittergruppen des Christentums siehe Eire, Carlos. (1985): „Prelude to Sedition? Calvin's Attack on Nicodemism and Religious Compromise“, in: *ARG* 76, 120-145.

⁷³⁴ Siehe Millet, Olivier (1992): *Calvin ou la dynamique de la parole : étude de rhétorique réformée*, Paris, Honoré Champion. Millet, Olivier (2018): „La véhémence, entre force éloquente et violence pamphlétaire“, in: *Littératures Classiques* 96.2, 99-108.

Premierement, comme les gueux de l'hostiere qu'on appelle, ont un gergon à part, qui n'est entendu que de leur confrairie, [...] aussi les quintinistes ont une langue sauvage en laquelle ils gasouillent tellement qu'on n'y entend quasi non plus qu'au chant des oiseaux.⁷³⁵

Calvin hinterfragt den bei den Libertinisten zu verzeichnenden Sprachgebrauch anhand einer doppelten Analogie, die eine schrittweise Animalisierung andeutet. Zunächst vergleicht der Reformator die von der religiösen Gruppierung genutzten Sprachstil mit dem „gergon à part“ der Bettler und Landstreicher („les gueux de l'hostiere“) und verortet die Libertinisten damit in einem marginalen Raum, der sie in eine soziale Randposition verschiebt. Calvin setzt die religiöse Gruppe hierbei mit zwei Männlichkeitstypen gleich, die ihren Bezug zur Hegemonie verloren haben, da sie den „attentes collectives“⁷³⁶ widersprechen, die an das Männliche im Sinne einer unterschwelligten, aber dauerhaften Anspruchshaltung herangetragen werden. Konkret haben dieser Männergruppen keinen Anteil an den Produktionsbeziehungen, die eine „geschlechtliche Arbeitsteilung“⁷³⁷ nach sich ziehen, innerhalb derer der Mann nicht nur als aktiver, sondern auch als das Privatvermögen innehabender Part definiert ist. Calvins Vergleich macht die Zuordnung deutlich: implizit unterscheidet er zwischen einer hegemonialen christlichen Gruppe und den Libertinisten als Sonderform, die sich durch ihre Devianz nicht an Normstrukturen beteiligen und den patriarchalen wie religiösen Diskurs subvertieren.

Diese Marginalisierung wird durch einen zweiten Vergleich erweitert: ihre Sprache sei „sauvaige“ und dadurch nicht als Bestandteil einer zivilisierten Gesellschaft zu betrachten, sondern ähnele dem „chant des oiseaux“. Die Animalisierung wird durch das dominierende Verb („gasouillent“) komplettiert. Calvin positioniert die von ihm als Sekte bezeichnete Gruppierung allein anhand sprachlicher Attribute in einem der herrschenden sozialen Ordnung vorgeordneten Raum und unterstreicht vor allem anhand der animalisierenden Metaphorik den zu verzeichnenden sprachlichen Verfall. Dieser zeigt sich konkret in der Missachtung einiger rhetorischer Grundprinzipien, darunter besonders das der *claritas*: „Non pas qu'ilz n'usent des mots communs qu'ont les autres, mais ilz en deguisent tellement la signification, que jamais on ne sait quel est le subject de la matiere dont ilz parlent, ne que c'est qu'ilz veulent affermer ou nier.“⁷³⁸ Die sprachliche Zugehörigkeit zur dominierenden Gruppe („des mots communs“) – zur hegemonialen Männlichkeit, wollte man den Ausführungen auf eine gendermetaphorische Lesart zugrunde legen – fixiert

⁷³⁵ Calvin, Johannis (2005): „Contre la secte phantastique et furieuse des libertins qui se nomment spirituelz“, in: *Calvin, Jean/ Ioannis Calvini: Scripta Didactica et Polemica*, Vol.I. Texte édité par Mirjam van Veen, Genf, Droz, 42-195, hier S. 69.

⁷³⁶ Bourdieu 2002, S. 82.

⁷³⁷ Connell 2015, S. 127.

⁷³⁸ *Ibid.*, 69.

den normierenden Vergleichswert: die Wahl derselben Sprache zieht die Frage nach der stilistischen Einordnung nach sich. Während die idealtypische Rhetorik sich neben der *virilitas* auch auf einen Zustand der Natürlichkeit („naïveté“) in Abgrenzung zum gekünstelten, weniger männlichen Stil („artificiel“)⁷³⁹ definiert, ruft Calvin hier eine Abkehr von diesem Ideal durch einen verformten, ungewöhnlichen Sprachgebrauch auf („deguisent“), der einen Mangel an *claritas* nach sich ziehe. Dieser zieht eine *obscuritas* nach sich, die, so der Reformator, in der Unverständlichkeit der lokutionären Äußerung gipfelt, wodurch es dem Adressaten nicht nur schwerfalle, den Sinn der sprachlichen Äußerung („on ne sait quel est le subject de la matiere“), sondern auch die persönliche Positionierung des Sprechers nachzuvollziehen („affermier o unier“). Diese Entfernung von einem rhetorischen Stilideal, die bisher als nicht intentionale, durch innere Prädisposition oder auch äußerlich bedingte Einflüsse hervorgerufen, betrachtet wurde, erhält hier eine neue Dimension, denn sie wird nun intentionale genutzt. Der veränderte Sprachgebrauch, ein wie Herbert Grundmann aufzeigt, häufiger Kritikpunkt an den Häretikern,⁷⁴⁰ entspricht einer Ablehnung des etablierten Ideals, die einer Verfehlung gleichkommt, durch ihre absichtlich intendierte Grundstruktur jedoch von Calvin neu bewertet wird und in besonderem Maße auf seinen willentlichen Ursprung ganz neu betrachtet:

Or est il vray qu'ilz font cela par malice, à fin de surprendre les simples par trahison et en cachette. Car jamais ilz ne revelent les mysteres d'abominations qui sont cachez desoubz, sinon à ceux qui desja sont du serment. Ce pendant qu'ilz tienent encor un homme comme novice, ilz le laissent bailler et transir la bouche ouverte sans intelligence. Ainsi ilz se cachent par astuce soubz ces ambages, comme brigans en leurs cavernes.⁷⁴¹

Die calvinistische Kritik richtet sich deutlich gegen die intentionale *obscuritas*, die er erneut die Gleichsetzung des Sprechers und der Sprache nahelegt. Die Sprache dient dem Sprecher als Verschleierungsmittel („ilz se cachent“) und somit als antiidentifikatorisches Moment: die Libertinisten nutzen die Sprache, die bisher als Erkennungsmerkmal einer intakten virilen Identität gehandelt wurde, um sich von ebendieser Identität loszusagen und einen eigenen Erkennungsrahmen zu etablieren. Diese Ablehnung der etablierten virilen Identität zieht nicht nur eine einzelne Abkehr von den eingesetzten Normvorstellungen nach sich, sondern führt zu der Einsetzung einer ganzen parallelen identitären Bewegung. So beschreibt Calvin, wie sich innerhalb der religiösen Gruppierung der Libertinisten ein Gefüge aus Meister und Novize etabliert, das in seiner Form die Initiationsprozesse der hegemonialen

⁷³⁹ Siehe hierzu die Ausführungen in Kapitel 1.3.

⁷⁴⁰ Grundmann, Herbert (1976): „Der Typus des Ketzers in mittelalterlicher Anschauung“, in: Grundmann, Herbert: *Ausgewählte Aufsätze*, Stuttgart, Hiersemann, 313-327, hier S. 318sq.

⁷⁴¹ Calvin 2005, S. 69.

Männlichkeit imitiert, sie hierbei jedoch umkehrt. Diese Umkehrung wird dadurch hervorgerufen, dass zwar die Mechanismen repetitiver Männlichkeitsschaffung aktualisiert werden – ein älterer Mann führt einen jüngeren in die Strukturen des virilen Ideals ein – hierbei jedoch das genaue Gegenteil der etablierten Normvorstellung auftritt. Statt die aus der antiken Rhetorik entlehnten Konzepte der *claritas* und *brevitas* zu verfolgen, verkehrt sich die Sprache der Libertinisten in ein unübersichtliches Übermaß, das sich durch „ambages“ auszeichnet und neben dieser Form des Abschweifens auch noch „sans intelligence“ auftritt. Das Primat einer doppelten „force“, wie es Erasmus aus der Rhetorik ableitete, die sich sowohl in den formulierten Gedanken als auch in den gewählten Worten widerspiegelt, wird hier vollständig negiert. Diese Form der Rede diene, so Calvin, einem Dissimulationsmechanismus, der den eigentlichen (hier entarteten) Sinn religiöser Ansichten unter unverständlichen Wortgebilden verberge („les mystères d’abominations qui sont cachez dessous“), weshalb diese für Außenstehende nicht zu entschlüsseln seien und auch neue Anhänger dieses religiösen Libertinismus erst einen Lern- und Initiationsprozess durchlaufen müssten, um sich einen Weg durch das sprachliche Durcheinander zu bahnen.

Elisabeth Badinter legt an ihre Betrachtungen zum Aufkommen des „homme mou“ eine zweite Kategorie an, die des „homme destructuré“ und führt diese anhand eines Exkurses über die Psychoanalyse auf die Abwesenheit des Vaters als Korrektiv zurück: „C’est un homme déstructuré. Comme le constant des psychanalystes: manquer de père, c’est manquer de colonne vertébrale.“⁷⁴² Badinters Überlegungen fußen auf einer Analyse Guy Corneaus, die sich dem abwesenden Vater als dekonstruierendem Männlichkeitsmoment widmet – „L’identité psychologique d’un individu se base sur son sentiment d’avoir une colonne vertébrale et de se sentir supporté de l’intérieur. Ce que l’absence du père produit et qui se trouve, par le fait même, être l’essence d’un complexe paternel négatif, consiste en un manque de structure interne. Un individu qui possède un complexe paternel négatif ne se sent pas structuré à l’intérieur de lui-même.“⁷⁴³ – und somit den Grundstein für Badinters Charakterisierung männlicher *mollesse* legt: Die Abwesenheit des *pater familias* resultiert in der Aussetzung einer strukturierenden *imitatio* des virilen Ideals. Ohne ein konkretes Beispiel hegemonialer Männlichkeitsstrukturen misslingt es dem jungen Mann sich diesen anzunähern, was, so Badinter, notwendigerweise in einer Verweichlichung gipfelt. Die Beschreibung Calvins legt eine ähnliche Lesart nahe: die Abkehr vom hegemonialen Sprachvorbild – hier in Form einer gewählten und mit Bedacht inszenierten Negierung – geht mit einem Mangel an Struktur einher, der notwendigerweise das Aufkeimen einer *mollesse* bedingt. Die calvinistische Beschreibung der Libertinisten legt der Kritik an der religiösen Gruppierung einen auf ebendiese Weise unstrukturierten, undurchsichtigen, obskuren Sprachgebrauch zugrunde, der somit eine sprachliche (und nicht soziale oder psychische) *mollesse*

⁷⁴² Badinter 2005, S. 222.

⁷⁴³ Corneau 2003, S. 68.

nach sich zieht und in der Verneinung der Angehörigkeit an das Christentum und überdies der hegemonialen Männlichkeitsposition gipfelt.

Calvin sieht in dieser gewollten Lossagung vom etablierten Sprachideal jedoch das Problem einer unumkehrbaren Abkehr von der Kategorie des Männlichen und dem Ausschluss aus der menschlichen (oder vielmehr christlichen) Gemeinschaft: „Mais en pensant esgarer le sens des autres par leur haut style, ilz se transportent eux mesmes, de sorte qu'ilz n'entendent rien à ce qu'ilz babillent.“⁷⁴⁴ Die absichtliche Verwendung eines devianten Sprachstils zur Abkehr vom etablierten Ideal, die doch der Retablierung einer eigenen, unabhängigen Dominanzstruktur im marginalen Raum dienen sollte, kehrt sich hier gegen die Libertinisten um, denn der zunächst gewollte „babil“ verselbstständigt sich und macht eine Kommunikation unmöglich. Lässt sich also sagen, dass diese gescheiterte Kommunikation sich der eigenen, selbstgeschaffenen religiösen Gruppierung bemächtigt, sodass ein Verstehen untereinander nicht mehr möglich ist? Dann ließe sich hier von einem innerlichen Zersetzungsprozess sprechen, der sich gegen die Libertinisten selbst umkehrt. Gleichzeitig lässt sich in Calvins Ausführungen ein Warnruf für die etablierte Hegemonie lesen, die auf der Perpetuierung etablierter Mechanismen fußt, um ihre eigene Dominanz zu verteidigen. Das Beispiel der Libertinisten erweist sich somit wie ein Testlauf für virile Alteritätsmuster – einer der scheitert. Die Verteidigung der Vormachtstellung scheint somit keine sprachliche Alterität zulassen zu können, ohne das Risiko der Zersetzung der männlichen Dominanz einzugehen.

Pyrrhonische *mollesse* – eine rhetorische Alternative?

Die Anwendung einer absichtlich etablierten *mollesse* und das Ethos der sprachlichen Virilität hinterfragt Montaigne in seiner vielgestaltigen⁷⁴⁵ *Apologie de Raymond Sebond* und lässt hierbei die Sprache des Einzelnen gegen ein normatives Ideal der Gruppe agieren, die sich um eine intentionale sprachliche *mollesse* herum konstruiert. Montaigne verknüpft die Infragestellung epistemologischer Bestrebungen mit der Definition einer Rhetorik der Erkenntnis oder vielmehr des Zweifels, den er anhand der philosophischen Schule der Pyrrhonisten hinterfragt. Dem Pyrrhonismus

⁷⁴⁴ Calvin 2005, S. 69sq.

⁷⁴⁵ Das längste Kapitel der *Essai* stellt seine*n Leser*in immer wieder vor die Herausforderung, sich der geradezu polyphonen Form der Montaigne'schen Ausführungen zu stellen und die sich abwechselnden und gegenseitig scheinbar annullierenden Gedanken zusammenzuführen; siehe hierzu Cave, Terence (2003): „Polygraphie et polyphonie: écritures plurielles de la Renaissance à l'époque classique“, in: *Littératures classiques* 49, 385-400, hier S. 392sq.

Montaignes sind sowohl aus philosophischer⁷⁴⁶ als auch rhetorischer⁷⁴⁷ Perspektive einige Lektüren gewidmet worden, doch lässt sich noch keine abschließende Verknüpfung dieser Ansätze in Hinblick auf das virile Ethos des (rhetorischen) älteren Skeptizismus verzeichnen. In den Ausführungen Montaignes sticht diese Gruppe aufgrund einer sprachlichen Besonderheit hervor: „Car ils débattent d’une bien molle façon.“⁷⁴⁸ In diesem für die *Essais* überraschend parataktischen Ausspruch legt Montaigne eine fundamentale Unterscheidung der rhetorischen Performanz verschiedener philosophischer Strömungen an und knüpft zugleich an eine übergreifende identitätskonstituierende Dimension an: über den Verweis auf die „molle façon“ etabliert Montaigne sowohl eine sprachliche, als auch eine virile Interrogation.

Diese *mollesse* im Rahmen philosophischer Debatten ruft erneut die etablierten Merkmale antiker Rhetorikideale auf und dekonstruiert diese anhand konkreter Beispiele: „Leurs façons de parler sont: Je n’establis rien; il n’est non plus ainsi qu’ainsin, ou que ny l’un ny l’autre; je ne le comprens point; les apparences sont égales pour tout; la loy de parler et pour et contre, est pareille. Rien ne semble vrai, qui ne puisse sembler faux.“⁷⁴⁹ Die pyrrhonische, sprachliche *mollesse* konkretisiert sich in einem Mangel an *claritas* und Determiniertheit, die sich in der Akkumulierung mehrteiliger kopalativer Konjunktionen und relativierender Propositionen äußert. Stilistisch deutet sich hier eine Unentschlossenheit an, die sich der *brevitas* als Marker rhetorischer Virilität und idealtypischer Normkonformität entgegenstellt, da aus der dauerhaften Abwägung und Gegenüberstellung zweier Positionen eine Form der *copia* entwickelt. Zugleich lässt sich die Grundanforderung der psychischen Determiniertheit, einer gewissen „fermeté“, vermissen, die, so Connell, eine Voraussetzung für die Teilnahme an männlichen Konfigurationspraktiken darstellt. Dieser Mangel negiert in einem Zug also nicht nur die *brevitas*, sondern auch die *claritas*, wie sich an dem Nachsatz „Rien ne semble vrai, qui ne puisse sembler faux“ aufweisen lässt, der trotz seiner Kürze von diesem wechselseitigen Abwägen zeugt, das keine endgültige Lesart zulässt und allen widerstreitenden Positionen gleichermaßen

⁷⁴⁶ Siehe besonders Brahami, Frédéric (1997): *Le scepticisme de Montaigne*, Paris, Presses universitaires de France, hier S. 29-78 und Couzinet, Marie-Dominique (2004): „Notes sur la reprise de la logique sceptique par Montaigne dans ‚L’Apologie de Raymond Sebond‘“, in: *Bruniana & Campanelliana* 10.1, 27-39; Tournon, André (1978): „L’Apologie de Raymond Sebond: le paradoxe de l’Essai“, in: *Bulletin de l’Association d’étude sur l’humanisme, la réforme et la renaissance* 8, 23-31; McKinley, Mary (1980): „The City of God and the city of man: limits of language in Montaigne’s ‚Apologie‘“, in: *Romanic Review* 71.2, 122-140.

⁷⁴⁷ Siehe Cave, Terence (1999): *Pré-Histoires. Textes troublés au seuil de la modernité*, Genf, Droz, hier S. 39-50; Tournon, André (2000): *Montaigne La Glose et l’Essai*, Paris, Classiques Garnier, hier S. 33-37; Kenny, Neil (2008): „La part du dire dans le contredire, ou l’inconsistance des paroles humaines: Léry, Montaigne, Colletet“, in: *Seizième Siècle* No. 4, 255-287, hier S. 267ssq.

⁷⁴⁸ Montaigne 1999, II, 12, S. 503.

⁷⁴⁹ *Ibid.*, S. 505.

Raum gewähren will. Das Obskure dieses stilistischen Wankelmuts gipfelt schließlich in der Zersetzung der normativen Rhetorikdefinition.

Montaigne, der sich als Verfechter des „parler succulent et nerveux, court et serré“⁷⁵⁰ erwiesen hat, führt seine Verteidigung eines virilen Stils an dieser Stelle jedoch nicht fort, sondern definiert die pyrrhonische Rhetorik parallel zu ihrem virilen Gegenpart. Diese Abgrenzung zweier rhetorischer Strömungen wird jedoch erst im direkten Gegenspiel der diskursiven Praktiken deutlich. Während die Pyrrhonisten „ne craignent point la revanche à leur dispute“⁷⁵¹, setzen andere philosophische Schulen, die Montaigne als „dogmatiques“ kennzeichnet⁷⁵², vielmehr auf „ces divisions seditieuses et quereleuses“⁷⁵³ „pour le deffendre, attaquer et combattre“⁷⁵⁴ und somit auf eine konfrontative Gesprächsführung. Über das semantische Feld des „combat“ schafft Montaigne die zentrale Opposition seines gegenseitigen Abwägens: während sich die Dogmatiker durch einen virilen Stil auszeichnen, der anhand der Metapher des Kampfes die Notwendigkeit von Stärke, Entschlossenheit und Unnachgiebigkeit nach sich zieht, verzichten die Skeptiker auf diese Form der Determiniertheit und Kampfbereitschaft und drücken diese in einem nicht normkonformen Stil aus. Die Lesart legt eine metaphorische Gleichsetzung mit den Praktiken der „violence symbolique“ nahe, wie Bourdieu sie als Motor viriler Dominanzbestrebungen heranzieht. Auch im sprachlichen Sinne lässt sich diese Form der Gewalt ausmachen, um das Gegenüber zu unterwandern. Erinnern wir uns an dieser Stelle an die klassischen Ziele der Rhetorik zurück, lässt sich diese Devianz konkreter fassen; statt den etablierten *officia oratoris* (*docere, delectare, movere*) nachzugehen, die stets eine Einflussnahme des Redners auf den Hörer verfolgen, entwirft sich die pyrrhonische Rhetorik im Sinne des *phónai skeptikai* (die skeptischen Phrasen):

⁷⁵⁰ *Ibid.*, I, 26, S. 171; die Betrachtung und teilweise Verteidigung antiker Rhetorikkonzeptionen, sowie deren Revision während der Renaissance hat in dieser Arbeit Einzug in das Kapitel 1.3 gefunden, auf das an dieser Stelle zurückverwiesen werden soll.

⁷⁵¹ *Ibid.*, II, 12, S. 503.

⁷⁵² Zur Unterscheidung von Strömungen des Skeptizismus und des Dogmatismus in den *Essais*, siehe Prat, Sébastien (2017): „La réception des Académiques dans les *Essais*: une manière voisine et inavouée de faire usage du doute sceptique“, in: Smith, P. / Charles, S. (Hgg.): *Academic Scepticism in the Development of Early Modern Philosophy*, Wiesbaden, Springer, 25-44.

⁷⁵³ Montaigne 1999, II, 12, S. 504.

⁷⁵⁴ *Ibid.*

Ils se sont reservez un merveilleux avantage au combat, s'estant deschargez du soing de se couvrir. Il ne leur importe qu'on les frape, pourveu qu'ils frappent; et font leurs besongnes de tout. S'ils vainquent, vostre position cloque; si vous, la leur. S'ils faillent, ils vérifient l'ignorance; si vous faillez, vous la verifiez. S'ils preuvent que rien ne se sçache, il va bien; s'ils ne le sçavent pas prouver, il est bon de mesmes.⁷⁵⁵

Der skeptische, wechselseitige Austausch, den Montaigne hier in Abgrenzung zum Streitgespräch in seiner klassischen Form als Kampf definiert, zeichnet sich nicht durch den Siegeswunsch aus, sondern durch einen Austausch, der eine gegenseitige Einflussnahme und eine Entgrenzung der Rollen nach sich zieht. Statt eines Gesprächsführers und eines Hörers setzen die Pyrrhonisten vielmehr auf einen egalitären Schlagabtausch, der nicht in einer Opposition aus Niederlage und Sieg, sondern vielmehr in einer autokritischen Modifikation⁷⁵⁶ gipfelt, da sich der Sinn des gewinnbringenden Argumentes nicht in der rhetorischen Niederlage des Diskussionspartners, sondern in der Realisierbarkeit des Arguments selbst misst. Terence Cave hebt hervor, wie diese Form der Dialogführung nach Autonomie und Selbstreflexion strebt; „*La phônè skeptikè*, remarquons-le bien, est destinée à un usage dialogique; dotée d'un sens autonome, elle est surtout conçue comme une réplique, comme une réponse à la question de l'autre.“⁷⁵⁷ In diesem Bestreben nach gleichwertigem Austausch jenseits der *officia oratoris* klingt gleichsam eine Abkehr von einer rhetorischen Dominanz an, die sich vor dem Hintergrund intraviriler Ordnungsstrukturen als Etablierung einer alternativen Männlichkeit erweist. Hatte die antike Rhetoriktradition das Sprechen als Einflussnahme auf den Zuhörer und damit notwendigerweise als Form der sprachlichen Unterjochung zur Verteidigung der Dominanzposition des Redners entworfen, entwickelt die Rhetorik der Skeptiker eine Zurückweisung dieser Dominanz, ohne jedoch völlig von der Rhetorik abzuweichen, wie Carlos Lévy betont, der die pyrrhonische Aphasie als „acte de non-parole, tel qu'il est en quelque sorte idéalisé par Sextus, peut-être sans trop de mal être formalisé par la rhétorique, en une figure de renoncement à elle-même relevant encore de sa normativité.“⁷⁵⁸ In der Übertragung dieser Konzeption einer in eine

⁷⁵⁵ *Ibid.*, II, 12, S. 504.

⁷⁵⁶ Neil Kenny hebt hervor, wie dieser Prozess der Einflussnahme durch den dialogischen Austausch zweier Positionen auch im Sinne einer psychologischen Introspektion von Montaigne gedacht wird und sich sprachliche Inkonsistenz und innerer Widerspruch in einem Dialog mit sich selbst zu einem Findungsprozess beitragen können; siehe Kenny 2008, S. 266-277.

⁷⁵⁷ Cave 2003, S. 393.

⁷⁵⁸ Lévy, Carlos (2012): „Scepticisme et rhétorique, de Pyrrhon à Sextus Empiricus“, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, 156.3, 1285-1301 (DOI: <https://doi.org/10.3406/crai.2012.93702>), S. 1295.

Parallelstellung verschobenen rhetorischen Normativität auf das virile Ethos wird deutlich, wie Montaigne hier den durch *mollesse* gekennzeichneten Pyrrhonismus keineswegs als Verfehlung und Dekonstruktion des Männlichen etabliert, sondern als analog zur Hegemonie angelegte Alternative: „Ce nouvel idéal pyrrhonien de virilité garantit l'émergence d'une parole franche qui construit des formes masculines plus souple.“⁷⁵⁹

Diese alternative Männlichkeit zeichnet sich konkret durch ein dauerhaftes Bestreben „de branler, douter et enquêter, ne s'asseurer de rien, de rine ne se répondre“⁷⁶⁰, das den rein sprachlichen Bezugsrahmen verlässt und sich auf die Gesamtheit des männlichen Wesens bezieht:

Or cette assiette de leur jugement, droicte et inflexible, recevant tous objects sans application et consentement, les achemine à leur Ataraxie, qui est une conditon de vie paisible, rassise, exempte des agitations que nous recevons par l'impression de l'opinion et science que nous pensons avoir des choses. D'où naissent la crainte, l'avarice, l'envie, les désirs immoderez, l'ambition, l'orgueil, la superstition, l'amour de nouvelleté, la rebellion, les desobeissance, l'opiniatreté et la plupart des maux corporels.⁷⁶¹

Montaigne kehrt den skeptischen Dialog als wechselseitigen Schlagabtausch um in eine rückbezügliche Einflussnahme des Sprechers auf sich selbst und verdeutlicht die Interdependenz von Sprache und Selbstbildung: über den Begriff der Ataraxie (den Montaigne anschließend ausschweifend paraphrasiert), wird an die pyrrhonische Aphasie als sprachliches Mittel der Unterlassung im Moment der Urteilsfindung, des (passiv konnotierten und weiblich besetzten⁷⁶²) Nicht-Sprechens eines abschließenden Satzes angeknüpft und diese als Strategie zur Positionierung des Selbst in der Welt etabliert. Über diese sprachliche „molle façon“ wird der Zugang zu einer „condition de vie“ ermöglicht, die sich externen Formen der „impression“ entgegenstellt. Es lässt sich hier die geradezu antagonistische Beziehung der *mollesse* als Nachgiebigkeit, Flexibilität⁷⁶³ und Abwesenheit von Entschlossenheit zu den äußeren Einflüssen im Sinne einer Pression hervorheben, die jedoch in der Umkehrung der Gegensätze aufgelöst wird: die sprachliche *mollesse* der Skeptiker erweist sich als Mittel der Verteidigungen gegen den von außen ausgeübten Druck – und zieht überdies eine Fortifikation nach sich, die nicht nur sprachlicher Natur ist.

⁷⁵⁹ Maira, Daniele (2021): „Mollesse amollissante et virilité assouplie : Montaigne et l'audace de dire l'impuissance“, in: Maira, D. (Hg.) : *Mollesse renaissantes. Défaillances et assouplissement du masculin*, Genf, Droz, 195-213.

⁷⁶⁰ Montaigne 1999, S. 502.

⁷⁶¹ *Ibid.*, S. 503.

⁷⁶² Siehe hierzu Gibson, Joan (1989): „Educating For Silence: Renaissance Women and the Language Arts“, in: *Hypatia* 4.1, 9-27 (<https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.1989.tb00865.x>).

⁷⁶³ Siehe auch Krier, Isabelle (2015): *Montaigne et le genre instable*, Paris, Classiques Garnier, S. 27-45.

Montaigne ergänzt in einem parataktischen, unvollständigen Nachsatz eine mehrgliedrige Aufzählung moralischer Verfehlungen, die sich dem virilen Ideal nicht mehr auf sprachlicher, sondern auf ethischer Ebene entgegenstellen. In einem abschließenden Nachschub komplettiert Montaigne das Porträt der *Virilitas* um die möglichen „maux corporels“ und entwirft rückbezüglich die Dekonstruktion des Männlichen als Inkarnation physischer, ethischer und rhetorischer Ideale.

Montaigne ergänzt diese theoretischen Ausführungen um das illustrierende Beispiel Pyrrhons, der „n’a pas voulu se faire pierre et souche; il a voulu se faire homme vivant, discourant et raisonnant, jouissant de tous plaisirs et commoditez naturelles, embesoignant et se servant de toutes ses pieces corporelles et spirituelles en regle et droicture.“⁷⁶⁴ In der Person des Philosophen sieht Montaigne den Einfluss der sprachlichen *mollesse* auf die virile Selbstbildung konkretisiert: Pyrrhon erreicht das männliche Ideal („se faire homme“) über den Umweg der „molle façon“ und vereint die zuvor entworfenen physischen („se servant de toutes ses pièces corporelles“), ethischen („en regle et droicture“) und rhetorischen („discourant et raisonnant“) Normen des idealtypischen *Vir bonus* in sich. Montaigne grenzt diese Inkarnation des Ideals zwar von dem Zustand exzessiver Härte („pierre et souche“) ab, liefert zugleich aber keine hierarchische Ordnung des normierenden Prozesses. Vielmehr entwirft er einen alternativen Weg – statt die *Virilitas* in direktem Streben anzuvisieren und dabei dem Risiko der übermäßigen Verhärtung preisgegeben zu sein, wählt der Pyrrhonismus in Montaignes Darstellung die Umkehrung ins Gegenteil, in den Zustand der *mollesse*, jedoch im Hinblick auf die gleiche, idealkonforme Zielsetzung.

Montaigne löst diese Spannung nicht auf, sondern definiert sich selbst in einem fast pyrrhonischen Sinne *contra omnia dicere*, in dem er, wie Sébastien Prat hervorhebt, zwar einen Dialog der philosophischen und rhetorischen Strömungen anstrebt – „Car Montaigne ne fait dialoguer les écoles et les doctrines que pour s’en affranchir, que pour nourrir sa réflexion à titre d’exercice comme il le dit lui-même. L’intervention des opinions philosophiques est censée provoquer un enchevêtrement d’où le jugement de l’essayiste surgit en toute liberté.“⁷⁶⁵ – sich selbst jedoch zum Erhalt seines Strebens nach „liberté intellectuelle“⁷⁶⁶ nur in einer randständischen Betrachterposition entwirft. Terence Cave gibt uns ein Schlüsselement an die Hand, um die Montaigne’sche Spannung der widerstreitenden philosophischen Positionen aufzulösen, indem er auf einen Auszug aus *Des Boyteux* verweist:

⁷⁶⁴ *Ibid.*, S. 505.

⁷⁶⁵ Prat 2017, S. 32.

⁷⁶⁶ *Ibid.*

J'ayme ces mots, qui amolissent et moderent la temerité de nos propositions: A l'avanture, Aucunement, Quelque, On dict, Je pense et semblables. Et si j'eusse eu à dresser les enfans, je leur eusse tant mis en la bouche cette façon de respondre enquesteuse, non resolutive: „Qu'est-ce à dire? Je ne l'entens pas. Il pourroit estre. Est-il vray?“ qu'ils eussent plustost gardé la forme d'apprentis à soixante ans que de représenter les docteurs à dix ans, comme ils font.⁷⁶⁷

Und in der Tat scheint Montaigne sich hier für einen pyrrhonischen Stil auszusprechen, doch führt Terence Cave eine präzise Analyse ins Feld, die an einer vorschnellen Zuschreibung zweifeln macht: Der Verweis auf die „expressions modalisantes“, die den Absatz durchziehen, wie auch die Hinzunahme dieses Absatzes erst in der Couche C, weshalb es sich keineswegs um eine die gesamten *Essais* durchdringende stilistische Annäherung handeln könne und schließlich der Verweis auf die Vielgestalt der *Essais*, die sich einer endgültigen Zuweisung entziehen.⁷⁶⁸ Bei genauerer Betrachtung der terminologischen Zusammensetzung dieses Absatzes wird zunehmend deutlich, wie Montaigne auch in Bezug auf die *virilitas* eine ambivalente Position vertritt. Er aktualisiert die lexikalische Charakterisierung durch eine Anbindung an die *mollesse*, ebenso wie die *moderatio* als eine Abkehr von der dominierenden Männlichkeitskonzeption einer Hegemonie und integriert deutlich eine Abschwächung der virilen Rhetorik, ohne sich jedoch zu einer Präferenz hinreißen zu lassen (er drückt seinen Zuspruch durch das Verb „aymer“ aus, kann sich jedoch nicht zu einem „mieux“ oder „préférer“ entscheiden). Auch das konkrete Beispiel der Kindererziehung als normillustrierende Referenz wird durch die Darstellung im *irréel du passé* in seiner Schlagkraft gemindert: Montaigne präsentiert seinen Weg zur Erziehung einer möglichen männlichen Nachkommenschaft in Abgrenzung zu einem bestehenden virilen Ideal („comme ils font“), dem er sich mit größerer Zurückhaltung nähern würde, bleibt jedoch auch hier dauerhaft unentschieden („plustost“), als wolle er vielmehr zwischen den beiden Varianten möglicher *virilitas* moderieren. Es scheinen sich hierbei also zwei Formen der sprachlichen Männlichkeit parallel zu entwickeln, die sich durch ein unterschiedlich hohes Maß der Akzeptanz für sprachliche *mollesse* auszeichnen, jedoch beide dem Ziel der Virilität nachstreben, das von Montaigne in keinem Augenblick negiert, sondern in der doppelten Bezugnahme immer wieder ergänzt und im Dialog komplexiviert wird.

Die sprachliche Verfehlung viriler Ideale – und die daraus resultierende, durch den Begriff der *mollesse* fixierte, Annäherung an das weibliche Geschlecht – fand zunächst ihre Erklärung als Bestandteil einer komplexen männlichen Identität, innerhalb derer sich eine natürliche von einer unnatürlichen und eine intentionelle von einer ungewollten *mollesse* abgrenzen und hierdurch Teil einer mehrschichtigen

⁷⁶⁷ Montaigne 1999, III, 11, S. 1030.

⁷⁶⁸ Cave 2003, S. 393sq.

Virilität werden, die sich durch unterschiedlich stark ausgeprägte Formen der Verweichlichung auszeichnen. In *Lingua* geht Erasmus hingegen einer weiteren Form der sprachlichen *mollesse* nach, die sich jedoch nicht als integrativer Bestandteil männlicher Identität entwickeln kann, sondern diese dekonstruiert. Erasmus verzeichnet erneut den übermäßigen, unkontrollierten Sprachgebrauch, der sich als Bestandteil männlichen Sprechens außerhalb des virilen Alters oder in bestimmten männlichen, marginalen Gruppierungen

Die Typologie des *homme de molle et douce conversation*

Das Aufkommen eines neuen Sprachtypus, der männliche *mollesse* und eine Entwicklung abseits etablierter viriler Normen kennt, hatte sich zunächst auf klar umrissene Gruppen beschränkt, die bereits ob ihrer religiösen oder philosophischen Verortung keinen Anspruch auf Partizipation an der Hegemonie erhoben hatten. Doch zieht diese Veränderung auch in einem erweiterten Kontext eine Reihe von Fragen nach sich, die sich dieser alternativen Männlichkeit widmen, sobald sie sich nicht mehr auf die Zuschreibung zu einer marginalen Gruppe zurückführen lassen: Wer ist dieser neue *homme de molle et douce conversation*? Wie definiert sich dieser Mänertypus anhand seiner Sprache? Und welche Implikationen zieht der Sprachgebrauch des Einzelnen für die gesamte Männlichkeit nach sich?

Erasmus reflektiert den männlichen Sprachgebrauch im Zusammenspiel mit der Zugehörigkeit zu einigen Berufskategorien. Er führt hierbei verschiedene Berufe auf, denen eine besondere effeminierende Dimension innezuwohnen scheint, wie der Bademeister und der Barbier: „D'autre part, comme les maîtres de bains depuis longtemps déjà, les barbiers sont eux aussi décriés pour leur papotage maladif, parce que, dit-on, ces deux catégories d'individus attirent autour d'eux les oisifs et les jaseurs“⁷⁶⁹. Diese Gruppierungen weisen einen Hang zum übermäßigen Sprachgebrauch auf, der sich in einem gegenseitigen Wechselspiel mit denen ausmachen lässt, die sie aufsuchen. Der aufweichende Charakter dieser Form der männlichen Rede erschließt sich über eine raumsemantische Auflösung, denn die geschlechtlichen Konfigurationspraktiken schreiben sich immer auch in eine räumliche Gegenüberstellung ein: „Elles sont inscrites dans la physionomie de l'environnement familial, sous la forme de l'opposition entre l'univers public, masculin, et les mondes privés, féminins, entre la place publique (ou la rue, lieu de tous les dangers) et la maison“⁷⁷⁰. In Erasmus' Darstellung deutet sich diese Raumsemantik ebenfalls als determinierend für die männliche Performanz an: die beschriebenen Berufsgruppen lassen sich weder im häuslichen, weiblich besetzten, noch im öffentlichen, von

⁷⁶⁹ *Ibid.*, S. 95.

⁷⁷⁰ Bourdieu 2002, S. 82.

Männlichkeit bestimmten Raum verorten, sondern nehmen einen Zwischenraum ein – das Bad, den Barbiersalon – und lassen sich hierdurch nicht abschließend verorten. Wie Darrin Cox betont, ist hierbei auch der berufliche Rahmen zur Konstitution von Männlichkeit von Bedeutung, über die professionelle Tätigkeit übt der *Vir bonus* eine für die Gesellschaft konstituierende Funktion aus: „a man’s power from work radiated out to touch other areas of his life and earned him public esteem relative to the hierarchical position of other men and women.“⁷⁷¹ Zieht man die strukturelle Logik Connells heran, wird der Beruf nicht nur zur Etablierung männlichen Kapitals⁷⁷², sondern auch zur Perpetuierung intraviriler Abgrenzungsmechanismen genutzt. In einem komplexen Wechselspiel aus hegemonial determinierenden Faktoren (Connell beleuchtet, wie in der modernen Männlichkeit auch immer Aspekte wie Klasse und Ethnie mitgedacht werden müssen) weist der Berufsstand dem Mann eine Position im intravirilen Feld zu, die bereits in die Abseiten der Hegemonie führen kann⁷⁷³. In diesem Sinne konzipiert Erasmus den Barbier und den Bademeister als hegemoniale Randfiguren, die sich in Bezug zur Hegemonie als die Nutznießer patriarchaler Dividende abzeichnen, auch wenn sie diese selbst nicht darzustellen vermögen. Der Akt des Sprechens kann in diesem Fall zwar als Akt der Kommunikation gewertet werden, erfüllt hierbei jedoch nicht die Ansprüche an eine performative Selbstkonstruktion des Männlichen.

Von dieser professionellen Abkehr von einem virilen Ideal grenzt Erasmus die Gruppe der „vendeurs de drogues ambulants“ ab, die „après avoir installé leur table, attirent le peuple dans leur piège par des promesses mirifiques. Bien sûr, quelques-uns les écoutent faire étalage de paroles que la grande volubilité de leur langue rend multiples et mirifiques, mais personnes ne leur prête vraiment attention parce que leurs discours n’inspirent aucune confiance“⁷⁷⁴ und hierbei in eine *garrulitas* abgleiten, die sich als Resultat ihres Metiers verstehen lässt. Hatte sich im ersten Fall die entmännlichende Gesprächigkeit noch als Nebeneffekt der Profession ergeben, subvertiert die zweite Gruppe aktiv den virilen Diskurs, um potenzielle Zuhörer in ihren Bann zu ziehen. Eine aktive Abkehr von der männlichen Dominanzstruktur geht hierbei mit einem veränderten Sprechen einher: diese „vendeurs“ verfolgen nicht das Ziel, an der patriarchalen Vormachtstellung teilzuhaben, sondern entfernen sich aktiv von dessen normativem Anspruch, um sich in einem marginalen Raum alternativen Konfigurationspraktiken zu einem anderen Zweck hinzugeben. In der ordnenden Geschlechterlogik, wie Erasmus sie hier heranzieht, kommt dieser Gruppe jedoch kein Platz zu – die Tatsache des Nicht-gehört-Werdens („personnes

⁷⁷¹ Siehe Cox, Darrin (2012): *Aristocratic Masculinity in France 1450-1550: From Knight to Couturier*, Lewiston, Edwin Mellen Press, S. 151.

⁷⁷² Es ist im Patriarchat natürlich der Mann, der „Reichtum akkumuliert“ und somit die Verfügungsgewalt über das finanzielle Kapital innehat; siehe Connell 2015, S. 127.

⁷⁷³ Connell zieht hier das Beispiel der Arbeiterklasse heran (Connell 2015, S. 129), das uns bei Erasmus natürlich in eine anachronistische Lektüre führen würde, jedoch den Grundstock einer Überlegung bildet, die sich hier sprachlich nachvollziehen lässt.

⁷⁷⁴ *Ibid.*, S. 87.

ne leur prête vraiment attention“⁶) verdeutlicht, dass ihnen weder in Bezug zur Weiblichkeit noch zu Männlichkeit eine bestimmende Rolle zukommt.

Aus dieser Übersicht alternativer Konzepte, die sich abseits des sprachnormativen Diskurses bewegen, tritt eine Figur hervor – die des Barbiers des Königs Midas –, die weder der ersten noch der zweiten Gruppe zuzurechnen ist, obwohl sich bei ihr ein ähnlicher Sprachwandel nachvollziehen lässt:

Vous avez souvent entendu parler des oreilles de Midas; bien que le roi les couvrît de turbans de pourpre, il ne réussit pas à tromper l’esclave qui était son barbier. Or ce dernier, par crainte de son maître, n’osait pas dévoiler le secret, mais son défaut naturel l’empêchait de se taire; il se retira donc dans un champ désert et, après avoir creusé, confia à la terre les mots qu’il ne pouvait retenir: ‘Le roi Midas a des petites oreilles d’âne.’ Ensuite il reprit la terre qu’il avait enlevée, il boucha le trou pour empêcher d’aucune manière la divulgation de ces mots au public, et partit soulagé. Un massif de roseaux poussa ensuite à cet endroit: ils puisèrent la phrase du fond de la terre et la répandirent dans la foule, si bien que rien n’était plus célèbre que: ‘Le roi Midas a des petites oreilles d’ânes’.⁷⁷⁵

Erasmus verdeutlicht die Besonderheit der Begebenheit bereits im einleitenden Satz der Anekdote: obwohl die Ohren des Königs für die Außenwelt verdeckt geblieben sind, ist deren Existenz doch weithin bekannt – die Aufdeckung des körperlichen Makels erfolgt auf rein sprachlicher Ebene und vollzieht sich hierbei indirekt durch die ausgesprochenen Worte, ohne jedoch auch durch einen physischen Revelationsprozess unterstrichen zu werden. Es ist allein die Verfehlung des Barbiers, der sich nicht zurückhalten kann und seine Beobachtung auch verbalisieren muss. Diese Verbalisierung läuft interessanterweise in einem doppelten Sprachakt ab: zunächst spricht der Barbier in ein eigens hierfür gegrabenes Loch, aus dem wiederum der Röhrlichzweig wächst, der im zweiten Schritt das Geheimnis weitertragen wird. In dieser Anekdote klingt die Komplexität der männlichen Verfehlung an, die Erasmus unter dem Schlagwort des „défaut naturel“ zusammenfasst: der Barbier gehört der Gruppe der Barbieri an, die, ob ihrer Profession, eine Form der sprachlichen Schwäche und Inkontinenz aufweist und deshalb nicht in der Lage ist, seinen Sprachfluss vollständig einzudämmen. Gleichzeitig lässt sich das Bewusstsein für die virilen Sprachideale aufzeigen, denen der Barbier nachzustreben sucht, indem er die Verbalisierung des zu Verschweigenden an einen außermenschlichen Ort verschiebt und eine seiner sprachlichen Schwäche angepasste Moderation zu etablieren sucht.

⁷⁷⁵ *Ibid.*

Erasmus etabliert hier ein Bewusstsein für virile Sprachperformanz bei dem Barbier, der durch sein Handeln versucht, die sozialen Praktiken nachzuahmen, die das Männliche ausmachen. Ohne durch sein Handeln einen wahrhaften Anteil an den virilen Konfigurationsmechanismen zu erreichen, versucht der Barbier, sich diesen doch zu nähern und vollführt dabei das, was Badinter als „des comportements compensatoires potentiellement dangereux et destructeurs“⁷⁷⁶ beschreibt, denen sich Männer im Angesicht einer möglichen Verfehlung des virilen Ideals hingeben. Und in der Tat scheitert der Versuch, durch die Kompensationshandlung das eigene virile Ethos zu bewahren, was bei Erasmus durch die zusätzliche Defiguration des Königs ergänzt wird⁷⁷⁷. Jedoch geht Erasmus mit dem Barbier weniger hart ins Gericht, als es der Leser von den vorherigen Beispielen sprachlicher Verfehlung gewohnt ist. Die Bemühungen des jungen Barbiers scheinen dem Humanisten eine gewisse Bewunderung abzuverlangen, die ihn zu einer wohlwollenden Konklusion führen: die Verfehlung geschah durch einen „défaut naturel“, eine naturgegebene Nachlässigkeit und Schwatzhaftigkeit, der auch durch Bemühungen nicht beizukommen war.

Einen ähnlichen Typus des ungewollt fehlerhaften Sprechens lässt sich bei Montaigne beobachten, der in seinen *Essais* unweigerlich auch einen Sprachwandelprozess konstatiert, der eine *loquacitas* nach sich zieht und die er auch in Bezug auf sein eigenes Werk als Symptom einer sich verändernden Zeit festhält – „L’escrivallerie semble estre quelque symptome d’un siecle desbordé“⁷⁷⁸ – und das er anhand der Werke Diomedes’ als leeres, unnötiges Gerede charakterisiert: „Que doit produire le babil, puisque le begaiement et desnouement de la langue estouffa le monde d’une si horrible charge de volumes? Tant de paroles pour les paroles seules!“⁷⁷⁹ Wie Antoine Compagnon hervorhebt, wird diese Kritik des sprachlichen Überflusses zu einem der Leitmotive, das in allen drei Bänden der *Essais* in enger Verbindung mit einer autokritischen Selbstreflexivität steht: „Montaigne everywhere condemns human babble. The impossibility of closure, the fatal indefiniteness of the book is associated with the reflexive character of his writing“⁷⁸⁰. Die Ablehnung eines sprachlichen Übermaßes durchzieht Montaignes Reflexionen jedoch nicht in einer uniformen Gleichheit, sondern erlebt verschiedene Variationen, die im besonderen Maße eine Zuschreibung wieder aufgreifen, die seit Aristoteles den Zusammenfall von Alter und Geschlechterperformanz verdeutlicht. Wie schon Erasmus⁷⁸¹ nimmt

⁷⁷⁶ Badinter 2005, S. 211.

⁷⁷⁷ Siehe hierzu die einleitenden Anmerkungen von Jean-Paul Gillet zur französischen Ausgabe Erasmus 2002, S. 28ssq.

⁷⁷⁸ *Ibid.*, III, 9, S. 946.

⁷⁷⁹ *Ibid.*

⁷⁸⁰ Compagnon, Antoine (1983): „A Long Story Short: Montaigne’s Brevity“, in: *Yale French Studies* 64, 24-50, S. 24.

⁷⁸¹ Ich beziehe mich an dieser Stelle natürlich auf die weiter oben angeführte Gleichstellung Erasmus’ bei der Sprache von Kindern, Greisen und Frauen; „Quant aux enfants, aux vieillards, et aux femmes,

Montaigne also eine altersbedingte intravirile Unterscheidung vor, in der zunächst der alte Mann betrachtet wird. Dieser hat, in Montaignes Verbildlichung, seine Kommunikation auf die Zurschaustellung seiner Exkreme umgestellt:

Si ay-je veu un Gentilhomme qui ne communiquoit sa vie que par les opérations de son ventre: vous voyez chez luy, en montre, un ordre de bassins de sept ou huict jours; c'estoit son estude, ses discours; tout autre propos luy puoit. Ce sont icy, un peu plus civilement, des excremens d'un vieil esprit, dur tantost, tantost lache et toujours indigeste.⁷⁸²

Montaigne präsentiert sein eigenes Werk in Analogie zu den Exkrementen dieses Mannes und verweist darauf, dass es sich um die Kommunikation eines „vieil esprit“ handle. Wie schon der Greis in den Ausführungen Erasmus' führt auch der alternde Montaigne das fortgeschrittene Alter mit einer Abwesenheit von mentaler Stärke und Entschlossenheit zusammen, die in einer unkontrollierten Sprache resultiert, denn sie erweist sich im Wechsel „dur tantost, tantost lache et toujours indigeste“. Während Montaigne im Essay „De l'art de conferer“ noch eine sprachliche Festigkeit als Ideal propagiert hatte – „Il nous faut fortifier l'ouïe et la durcir contre cette tandreur du son ceremonieux des parolles. J'ayme une société et familiarité forte et virile...“⁷⁸³ – hebt er hier nun einen abgewandelten Sprachgebrauch hervor, der sich durch ein dauerhaftes unstetes Wanken zwischen zwei Polen („dur“ und „lache“) auszeichnet und dabei weder dem Ideal des starken, erhärteten Stils entspricht, noch zu einer im Sinne der *suavitas* angenehmen Sprache finden kann („toujours indigeste“).

Der sprachliche Anspruch wird hierbei an idealtypische Altersvorstellungen geknüpft, wie schon Aristoteles sie kannte, die sich auf die Abgrenzung einer noch nicht abschließend geschlechtlich differenzierten Jugend⁷⁸⁴ und einer, dem virilen Kernalter nachgeordneten, fortgeschrittenen Alter, zwischen denen sich das „âge viril“⁷⁸⁵ als Schlüsselmoment männlicher Identität konzipiert – von dem Montaigne den alten Mann sprachlich abgrenzt. Eine Abkehr von einem idealtypischen, tragenden Sprachstil liest sich hierbei als normaler Prozess der männlichen Entwicklung und scheint hierbei an aristotelische Grundkonzepte anzuknüpfen.

leur langage est plus intempérante parce que la vigueur de leur esprit est plus faible [Et in oueris, senibus ac mulieribus, quoniam imbecillior est animi vigor, lingua est intemperantior]“ Erasmus 2002, S. 110.

⁷⁸² Montaigne 1999, III, 9, S. 946.

⁷⁸³ *Ibid.*, III, 8, S. 931.

⁷⁸⁴ Vgl. Badinter 2005, S. 107sq.

⁷⁸⁵ Corbin 2011, S. 239 ; Antoine Furetière beispielsweise definiert diesen Altersabschnitt auf eine Spanne zwischen 30 und 45 Jahren (Siehe Furetière, Antoine (1970): *Dictionnaire universel contenant généralement tous les mots français tant vieux que modernes et les termes de toutes les sciences et des arts*, Genf, Slatkine, Eintrag „viril“), von Corbin wissen wir allerdings, dass sich diese Altersspanne deutlich stärker ausweiten lässt.

Im Gegenzug reflektiert Montaigne auch die Sprache des Jungen anhand der poetischen Ausbildung der Kinder. In „De l'institution des enfants“ entwirft er einem didaktischen Plan gleich die Annäherung des jungen Mannes an den richtigen Stil:

Et quand il commencera de se sentir, luy presentant Bradamant ou Angelique pour maistresse à jouïr, et d'une beauté naïve, active, genereuse, non homasse mais virile, au prix d'une beauté molle, affettée, delicate, artificielle; l'une travestie en garçon, coiffé d'un morrion luyant, l'autre vestue en garce, coiffée d'un attiffet emperlé: il jugera masle son amour mesme, s'il choisit tout diversement à cet effeminé pasteur de Phrygie.⁷⁸⁶

Montaigne illustriert anhand der zwei Protagonistinnen des *Orlando Innamorato* und des *Orlando Furioso* von Ariosto, die zwei unterschiedliche Formen der Schönheit verkörpern sollen, wie er sich die Konfrontation eines zu bildenden Jungen mit den sprachlichen Normkonzepten vorstellt. Es überrascht zunächst, dass Montaigne zur konkreten Darstellung seiner zwei Schönheitskonzepte weibliche Referenzfiguren heranzieht, wenngleich er diese sofort an die etablierten Sprachideale anbindet: Montaigne konzipiert die sprachliche Ausbildung als assistierte Konfrontation mit virilem Ideal und einer zweiten Form der „beauté molle, affettée, delicate, artificielle“ und lässt in dieser Akkumulation beschreibender Adjektive alle Attribute des antivirilen Stils anklingen., der sich erneut durch eine überbordende und künstliche Überfülle auszeichnet.

Der junge Mann im Ausbildungsprozess, also vor Erreichen des virilen Alters – Montaigne beschreibt ihn in einem Moment der Bewusstwerdung („il commencera da se sentir“), der sich als Pubertät lesen lässt, die mit der Entwicklung einer Selbstwahrnehmung⁷⁸⁷ und der Aufnahme der Initiierung für ein viriles Dasein einhergeht⁷⁸⁸ – wird in der Vorstellung Montaignes durch einen bereits erfahrenen Mann im virilen Alter kontrolliert an Norm und Abweichung herangeführt („luy presentant“ unterstreicht den kontrollierenden Part in dieser Sprachbildung), um abschließend selbstständig den männlich besetzten Stil als Ideal anzunehmen („il choisit“) – es entsteht eine sprachliche Ausbildung, die dem aristotelischen Bonmot „C'est l'homme qui engendre l'homme“⁷⁸⁹ folgend, als Weitergabe viriler Praktiken an eine Folgegeneration den jungen Lernenden in seiner Verantwortung einschränkt. Wie Gary Ferguson betont, ist es gerade der Moment, in dem es um Bildung geht, der

⁷⁸⁶ Montaigne 1999, I, 26, S. 161sq.

⁷⁸⁷ Siehe hierzu Martinot, Robert (1985): „Sur l'individualisme de Montaigne“, in: *Littératures* 13, 7-16.

⁷⁸⁸ Siehe Badinter 2005, S. 107sq.

⁷⁸⁹ Aristoteles, *Metaphysik*; im siebten Buch des siebten Kapitel heißt es auf deutsch: „der Mensch wird von einem anderen Menschen erzeugt“.

Montaigne Geschlechterdifferenzen oder die Performativität des Gender, wenn man hier postmoderne Kategorien heranziehen wollte, durchdenken und teilweise revidieren lässt⁷⁹⁰. Daher betrachtet er die stilistische Unterweisung, die sich in mehrfacher Hinsicht als komplexer Bewährungsprozess für die noch unfertige männliche Identität erweist: wie Danièle Rodamare unterstreicht, hebt Montaigne immer wieder die Notwendigkeit eines individuellen persönlichen Erfahrungsprozesses hervor, „rien n'est su qui n'est dans l'expérience de chaque individu. Le sens du signe existe et n'est compréhensible qu'en relation avec le sujet“⁷⁹¹, der auch für das Spracherfahren zum Tragen kommt. Zugleich kann Montaigne diesen Prozess nicht als unkontrollierte Erfahrung ohne Lenkung akzeptieren, denn er erkennt in dem Jungen das Potenzial einer Fehlentscheidung (wie Pâris, „cet effeminé pasteur“ könne er eine entmännlichende Position einnehmen, indem er sich für die „beauté molle“ entscheide, also falschen Sprachvorstellungen naheifere). Es brauche daher eine lenkende Hand, um die hierarchische Ordnung der unterschiedlichen Stilformen und somit den idealen Sprachgebrauch verständlich zu präsentieren und dabei den Jungen, der als „udum et molle lutum“⁷⁹² selbst als noch weiche, nachgiebige Masse erscheint, in die richtigen Bahnen zu lenken.⁷⁹³

Der erste Blick auf die Sprachausbildung im 26. Essai des ersten Buches scheint somit eine normative Lesart des Sprechenden Mannes nach sich zu ziehen, die jedoch in dem Moment eine Relativierung erfährt, in dem Montaigne sich ihrer Zielsetzung nähert: „Il luy fera cette nouvelle leçon, que le prix et hauteur de la vraie vertu est en la facilité, utilité et plaisir de son exercice, si esloigné de difficulté, que les enfants y peuvent comme les hommes, les simples comme les subtilz“⁷⁹⁴. Diese verschiebt sich hier nun auf eine „vraie vertu“, die Montaigne als neue Lektion definiert und die keineswegs das sprachliche Ideal in den Fokus nimmt, sondern die Einfachheit, den Nutzen und die Freude am Lernprozess selbst. Wollte man diese Passage in einem rhetorischen Sinne lesen, könnte man Montaigne eine Fokusverschiebung zusprechen, die eine Vernachlässigung der *verba* zur Hervorhebung der *res* nach sich zieht. In ihrer Gänze wird diese Forderung erst deutlich, wenn man sich dem Sprechenden selbst nähert und die Gleichsetzung von „enfants“ und „hommes“ betrachtet. Hatte sich zunächst eine klassische Unterteilung der drei Lebensalter und die damit einhergehenden Idealverteilung angedeutet, wird nun

⁷⁹⁰ Vgl. Ferguson, Gary (2024): „Montaigne and Gender“, in: *Montaigne Studies An Interdisciplinary Forum*, n° 36, Montaigne and Gender, 3-7.

⁷⁹¹ Rodamar, Danièle (1991): „La rhétorique de Montaigne“, in: *Études françaises* 27.2, 25-33, hier S. 33.

⁷⁹² Montaigne 1999, I, 26, S. 163; Montaigne zitiert hier Perse, III, 23.

⁷⁹³ Das Motiv ist keineswegs neu, wurde doch, wie in Kapitel 2 betrachtet, ein großer Teil der Mannwerdung in der Renaissance an die sprachliche Ausbildung und das Erlernen des Lateinischen geknüpft; siehe hierzu erneut Walter Ong 1959.

⁷⁹⁴ Montaigne 1999, I, 26, S. 162.

offenbar, dass Montaigne an dieser Struktur nicht mehr festhält⁷⁹⁵. Stattdessen eröffnet er ein Feld, in dem sich unterschiedliche männliche Inkarnationstypen gleichermaßen bewegen können, da sie nicht mehr durch ihr Alter in einen marginalen Raum verschoben werden. Die Vehemenz des virilen Alters tritt hierbei in den Hintergrund und wird durch einen rationalisierenden Reflexionsprozess ersetzt: „Le reglement c'est son util, non pas la force“⁷⁹⁶. Über diese Abkehr von dem Primat der Vehemenz und Stärke öffnet Montaigne das Feld für eine alternative Form der Sprache – und der sprachlichen Performanz, was sich unweigerlich als Form des „amollissement“ lesen lässt, dem er zunächst noch entsagt hatte. Am Beispiel Paris hatte er aufgezeigt, wie sich eine stilistische Entscheidung auf den virilen Status auswirken könne, um im nächsten Schritt genau dies ein Stück weit zu revidieren und stattdessen die „utilité“ in den Fokus zu stellen. Es bahnt sich hier eine Akzeptanz an, die dem jungen Mann eine voll etablierte Position zuspricht, auch wenn dies die Akzeptanz einer gewissen „mollesse“ und eines kontrollierten Grades an „éffinement“ nach sich zieht.

Diese Vorstellung einer Koexistenz zweier alternativer Formen von Männlichkeit ergänzt Montaigne über das Alter hinaus, indem er zwei Gruppen zusammenführt, die er als „simples“ und „subtilz“ voneinander unterscheidet. Montaigne geht hierbei von einer grundlegenden Disposition aus, die den geistigen Tätigkeiten mit unterschiedlich großem Potenzial begegnet und setzt diese aktiv gleich. Zunächst mag diese Gleichsetzung überraschen, hatte Montaigne doch in „De l'art de conférer“ eine platonische Haltung propagiert – „Ainsi Platon, en sa republicque, prohibe cet exercice aux esprits ineptes et mal nays.“⁷⁹⁷ – und damit Sprachbildung an eine Grundanforderung geknüpft, die weder von Jungen noch von Männern ohne die nötigen geistigen Voraussetzungen ausgeführt werden konnten. Wenn Montaigne nun im Essai I, 26 die sprachlich-virilen Diskurs auch für den „esprit simple“ öffnet, fällt es schwer, nicht auch den Autor in seiner autoreflexiven Stellung in den Fokus zu nehmen, der über sich sagt: „quoy que j'eusse la santé ferme et entiere, et quant et quant un naturel doux et traitable, j'estoy parmi cela si poisant, mol et endormi“⁷⁹⁸. Die Erkenntnis einer eigenen, nicht vollumfänglich dem virilen Ideal entsprechenden Disposition scheint bei Montaigne der Umkehrmoment für die Revision antiker Ideale zu sein: in dem Maße, in dem er das Stilideal öffnet, erlaubt er Essayist einen allgemeinen Sprachgebrauch, der dem Denken und Sprechen mehr dient als dem Stil und den Montaigne in seinen *Essais* verfolgt. Allerdings lässt sich hierbei nicht von einer endgültigen Abwendung von etablierten Idealen sprechen,

⁷⁹⁵ Siehe hierzu Paolo Renzi, der darlegt, wie Montaigne die Unterstützung zur freien Entscheidung und zur unabhängigen Meinungsbildung über die Vermittlung viriler Idealvorstellungen stellt, Renzi, Paolo (1993): „Umanista e gentiluomo: l'educazione maschile secondo Montaigne“, in: *Nuova Rivista Storica* 77.1, 373-394.

⁷⁹⁶ Montaigne 1999, I, 26, S. 162.

⁷⁹⁷ Montaigne 1999, III, 8, S. 926.

⁷⁹⁸ *Ibid.*, I, 26, S. 174.

denn, wie Dominique Brancher hervorhebt, wenn sich Montaigne vor die Wahl gestellt sieht, wählt er zwischen „mollesse“ und „dureté“ immer einen dritten Mittelweg, den der „souplesse“⁷⁹⁹, das im vorliegenden Fall ganz konkret eine neue rhetorische Denkweise zulässt. Hierbei entsteht ein alternativer Männertypus, den Montaigne von sich selbst ausgehend konzipiert und der eine Lebensform in den Fokus nimmt, die Daniele Maira als „éthique de la mollesse“⁸⁰⁰ und die darauf beruht, das sich das „moy“ nicht mehr fixieren lässt, denn es ist „ondoyant, insaisissable car continuellement malléable“⁸⁰¹ und sucht sich selbst in Anbindung an etablierte Ideale, ohne sich ihnen kategorisch zu unterwerfen.

Über die Autoreflexion revidiert Montaigne hierbei ein Sprachideal, das zunächst exklusiv und viril war und der Stabilisierung einer hegemonialen Mitte im Sinne der zwischenmännlichen Abgrenzung gedient hatte. Einem sowohl sprachlichen als auch gesellschaftsstrukturellen Wandel Rechnung zollend, konzipiert Montaigne nun sukzessive eine Alternative, an der er selbst teilhat und die sich in einen großen frühneuzeitlichen Wandelprozess einschreiben lässt.

⁷⁹⁹ Brancher, Dominique (2021): „Corps ‘tendre’ et esprit ‘mousse’. Gymnastique et relaxation chez Montaigne“, in: Maira, D. (Hg.): *Mollesse renaissantes. Défaillances et assouplissement du masculin*, Genf, Droz, 133-153.

⁸⁰⁰ Maira, Daniele (2024): „Vivre mollement d’après Montaigne. Pour une éthique de la mollesse“, in: *Montaigne Studies An Interdisciplinary Forum*, n° 36, Montaigne and Gender, 70-83, S. 70.

⁸⁰¹ *Ibid.*, S. 73.

3.3 Sprachliche mollesse als Kritikmechanismus in der Etablierung nationaler Identitäten

Aufwertung und *amollissement* des Französischen – eine editorisch-translatorische Notwendigkeit

Es bietet sich an den Einzug dieser Problematik in die französische Sprachtheorie auf einem Umweg nachzuzeichnen, der sich im paratextuellen Bereich verortet: der Vorworte, Widmungen und Herausgeberstellungnahmen zu Übersetzungen in das Französische.⁸⁰² Diese Peritexte sehen sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, noch bevor die Abgrenzung des Französischen von anderen Sprachen einen nennenswerten Einzug in die genuin sprachtheoretischen Texte gefunden hat⁸⁰³, dazu aufgefordert, eine Verteidigungshaltung in Bezug auf ihren Nutzen einzunehmen. Die Vorwörter und Widmungen zeugen hierbei von dem sprachlichen Wandelprozess, der sich im Frankreich der Frühen Neuzeit vollzieht⁸⁰⁴ und ziehen die Betrachtung der französischen Sprache in dienender Funktion heran.

Ausgehend von der *Préface*, die Claude de Seyssel seiner Übersetzung der *Histoires universelles de Trogue Pompée, abbregees par Iustin Historien* (1509) voranstellt, wie sich diese Betrachtung und Verteidigung des Französischen immer wieder an die Argumente der antiken Rhetorik bindet und hierbei die Idealvorstellungen einer virilen Sprache (als Vorannahme einer virilen Rhetorik) übernimmt oder negiert. Claude de Seyssel eröffnet sein Vorwort mit einem historischen Überblick über die Entwicklung des Lateinischen, zu dem er später eine Analogie herstellen wird:

⁸⁰² Zur Praxis der Übersetzung in der Renaissance siehe Duché-Gavet, Véronique (2016) : „...ce que je ne doute » : traduire à la Renaissance“, in : *Journal de traducteurs* 61.1, 60-77 und den Sammelband von Vialon, Marie (2001) (Hg.): *La traduction à la Renaissance et à l'âge classique*, Saint-Étienne, Publications de l'Université de Saint-Étienne.

⁸⁰³ Auf diesen Punkt soll im nächsten Kapitel genauer eingegangen werden, auch wenn sich spätestens mit dem Champfleury Torys die paratextuelle und die sprachtheoretische Reflexion parallel entwickeln.

⁸⁰⁴ Es erscheint wenig sinnig, diesen Topos der französischen Sprachgeschichte erneut darzulegen, daher verweise ich auf die kurz gehaltenen Darstellungen Mireille Huchons (Huchon 1998 und Huchon 2002) und des Sammelbandes von Caron, Philippe (2004) (Hg.): *Les remarqueurs sur la langue française de XV^e siècle à nos jours*, Rennes, La Licorne. Presses Universitaires de Rennes.

Le peuple & les Princes Romains, tenans la monarchie du monde, tres Chrestien & tres victorieux Roy, qui a rien tant ne taschoyot qu'à icelle perpetuer & rendre eternelle, ne trouverent autre moyen plus certain ne plus seur pour ce faire, que de magnifier, enrichir & sublimer leur langue Latine, qui du commencement de leur empire estoit bien maigre & bien rude⁸⁰⁵

Seyssel führt gleich mehrere Attribute zusammen, die sich auf die antike Rhetorik zurückbeziehen, indem sie eine körperliche Metaphorik aufrufen, die durch den Verweis auf den Zustand „bien maigre & bien rude“ des Lateinischen einen Gegenpol zum Ideal, das anhand der Körpermetapher als muskulös, kraftvoll und gleichzeitig geschmeidig⁸⁰⁶ definiert worden war. Unter Rückgriff auf den physischen Referenzrahmen überträgt Seyssel einen Initiationsprozess in den sprachlichen Raum, der uns seit Aristoteles im Moment der Mannwerdung präsent ist: Für den unfertigen Jungen erkennen wir eine größere Bereitschaft, das Unperfekte zu akzeptieren, sodenn es in einem Prozess der virilen Perfektionierung begriffen ist. Über die körperliche Zuschreibung zeichnet Seyssel diese Transformation nach, die einem aktiven Schaffensprozess bedarf, wie sich anhand der doppelten Trias „magnifier, enrichir & sublimer“ an, die er zwei Absätze später durch „pour la plus amplier, exaucer & illustrer“⁸⁰⁷ ergänzen wird, verdeutlicht. Diese doppelte Erwähnung des Sprachwandelprozesses geht nicht nur aus der körperlichen Metaphorik⁸⁰⁸ hervor. Durch diesen Erweiterungs- und Hinzunahmeprozess erreicht das Lateinische einen absoluten Zustand – „la plus riche, la plus elegante, la plus parfait & la plus estimee de toutes les autres“⁸⁰⁹ – der sich von der zunächst physisch konnotierten Zuschreibung des Mangels entfernt und stärker rhetorische besetzte Kategorien in sich vereint. Diese Entwicklung wird von Seyssel allerdings nicht in Form eines natürlichen Voranschreitens gedacht, sondern in Form einer Arbeit an der Sprache, die durch den Sprecher zu leisten ist.

In Analogie zu diesem lateinischen Beispiel entwirft Seyssel auch ein Programm für die französische Sprache, die es zu „enrichir & magnifier“⁸¹⁰ gelte. Philippe

⁸⁰⁵ Seyssel, Claude de (1559): *Les Histoires universelles de Trogue Pompée, abbregees par Justin Historien, translatees de Latin en François*, par Messire Claude de Seyssel Evesque de Marseille, & depuis Archevesque de Thurin: Dedices à très Chrestien & tres victorieux Roy Loys XII de ce nom, Paris, Michel de Vascosan, aaij.

⁸⁰⁶ Zur genauen Definition dieser idealtypischen Stilmerkmale, siehe Kapitel I.1.

⁸⁰⁷ Seyssel 1559, aaij.

⁸⁰⁸ Siehe hierzu auch die allgemeine Verbreitung einer körperlichen Metaphorik in der Frühen Neuzeit, Egmon, Florike/Zwijnenberg, Robert (2003): *Bodily Extremities: Preoccupations with the Human Body in Early Modern European Culture*, New York, Routledge.

⁸⁰⁹ Seyssel 1559, aaij.

⁸¹⁰ *Ibid.*

Desan hebt in Bezug auf dieses Begriffspaar den ökonomischen Charakter des Sprachgebrauchs hervor. Das Verb „enrichir“ verweist hierbei immer auf den grundlegenden Mangel, der im Hinblick auf eine nationalsprachliche Festigung erweitert werden soll, denn „bien gérer la langue, c'est augmenter le capital de la nation française“⁸¹¹. Seyssel konzipiert diese Kapitalerweiterung in der Logik des Übersetzers, denn „le langage Latin de l'auteur a si grâde venuste et elegance, que dautant qu'on l'enfuit plus de pres, il en retient plus grâde partie“⁸¹², wodurch sich die poetische Ausdrucksfähigkeit des Französischen – konkret aufgerufen durch die *venustas* – in einer simplen Imitation erweitere. Der aktive Wandlungsprozess, den Seyssel für das Lateinische angedeutet hatte, finde sich nur lückenhaft auf das Französische übertragen, jedoch legt Seyssel einen Grundstein für die weitere Reflexion: die physische Metaphorik hat das Problem einer gleichzeitig mangelhaften und unkultivierten Sprache aufgeworfen, die sich gewissermaßen wie der Jüngling in den Kinderschuhen ihres Daseins befindet. Seyssel legt hierbei ein Augenmerk auf eine sprachliche wie politische Realität: während die französische Sprache einen neuen Stellenwert erlangt, zieht sie eine Änderung etablierter Strukturen nach sich, die die Vormachtstellung des Lateinischen auflöst. In Bezug auf die männliche Dominanz hatte Bourdieu ein deckungsgleiches Prinzip aufgeworfen, dass immer dann eine Neuordnung nach sich zieht, wenn „la domination [...] ne s'impose plus avec l'évidence de ce qui va de soi“⁸¹³. Der Revisionsprozess, der notwendigerweise mit einem Strukturwandel einhergeht, greift hierbei klassischerweise auf bekannte Strukturen zurück, wie Connell betont: eine hegemoniale Gruppe kann durch eine andere ersetzt, patriarchale Strukturen geändert werden und doch wiederholen sich Dominanzmuster immer wieder⁸¹⁴. Unter dieser Prämisse überrascht es nicht, dass Seyssel das Französische als neue dominante Sprache etablieren will, indem er zur Repetition bekannter Mechanismen aufruft.

Christophe de Longueil wird 1510 in einem Schreiben an François, duc de Valois, comte d'Angoulême et futur roi de France⁸¹⁵ eine mit Claude de Seyssels Ausführungen verwandte, doch leicht verschobene Perspektive auf das Französische vertreten:

⁸¹¹ Desan, Philippe (2002): *L'imaginaire économique de la Renaissance*, Paris, Presses Universitaires de la Sorbonne, S. 196.

⁸¹² Seyssel 1559, aaiij.

⁸¹³ Bourdieu 2002, S. 122.

⁸¹⁴ Vgl. Connell 2015, S. 134.sq. Siehe hierzu auch Bourdieu, der aufzeigt, wie das Zusammenspiel zwischen Kirche, Schule und Familie das Patriarchat auch bei Veränderungen immer wieder verfestigt und erst in der Moderne eine grundlegende Infragestellung etablierter Muster einen wirklichen Wandelprozess anstößt; Bourdieu 2002, S. 117.sq.

⁸¹⁵ De Longueil, Christophe (1989): „Oratio de laudibus divi Ludovici, atque Francorum, habita Pyctaviü, in coenobio fratrum minorum. Anno Domini 1510; Extrait: Épître à François, duc de Valois, comte d'Angoulême et futur roi de France“, in: Longeon, C. (Hg.): *Premiers combats pour la langue française*, Paris, LGF, 28-31.

Mais, dira-t-on, on peut exprimer en latin beaucoup d'idées devant lesquelles le français reste impuissant. Soit. Mais il n'est pas moins vrai que nous exprimons finement bien des idées qui, si on les énonce en latin, perdront tout leur sel, étant donné que le français aussi exprime de très nombreuses idées à l'aide du mot propre, alors qu'un Romain ne les interprétera qu'avec des périphrases.⁸¹⁶

Longueil verschiebt die Betrachtungen Seyssels terminologisch und legt hierbei eine erweiterte Lesart an: statt den Makel und Mangel der französischen Sprache hervorzuheben, verweist Longueil auf die „impuissance“ und verortet sich hierbei noch einmal neu im Feld der rhetorischen Idealstrukturen. Der Terminus ruft einerseits eine Potenz auf, die sich im übertragenen Sinne als zeichnen von *virilitas* und idealtypischer Sprachperformanz verstehen lässt und verweist andererseits auf den nicht nur in sich geschlossenen Referenzrahmen: Da die französische Sprache sich nicht in einem hermeneutisch abgeschlossenen Raum entwickelt, sondern stets in Bezug zu anderen Sprachen steht, wirft die Frage nach der (Im)Potenz gleichsam die Frage nach den sprachinternen Machtstrukturen auf, die sich hier klar verortet sehen. Das Französische, dessen „impuissance“ von Longueil nicht infrage gestellt wird („Soit.“) ist dem Lateinischen offenkundig unterlegen. Gleichzeitig erweitert Longueil die Definition des Französisch mithilfe der Vorstellung einer linguistischen Diversität. Eingeleitet durch die revidierende Konjunktion „mais“ entwirft Longueil die Idee, dass das Französische trotz seiner größeren Schwäche zu einer Form der „finesse“ fähig sei, die dem Lateinischen nicht inne liege. Longueil lässt hierbei zwei parallelgesetzte Idealvorstellungen konkurrieren: die einer reinen kraftbasierten Rhetorik und die einer zweiten, schwächeren, dafür jedoch durch Raffinesse nicht weniger zu beachtenden Sprache.

1534 führt auch Antoine Macault in seinem Vorwort der französischen Ausgabe von Ciceros *Pro M. Marcello*⁸¹⁷ die französische Sprache unter Rückgriff auf die tradierte Metaphorik ein: „nostre locution Françoise nest point (ainsi que nous reprochent a tort Iceulx estrangiers) si maigre ne si affamee quelle ne puisse bien rendre & exprimer en son commun parler, tout ce que les Grecz & les Latins nous ont peu laisser par escript“⁸¹⁸. Die Charakterisierung des Französischen hat eine so feste Stellung erreicht, dass die Metaphorik in ihrer Brandbreite nicht mehr hinterfragt wird. Stattdessen führt Macault lediglich die Zurückweisung des Mangels erneut auf, ohne sich hierbei problematisierend oder lösungsorientiert zu äußern. Erst drei

⁸¹⁶ *Ibid.*, S. 29.

⁸¹⁷ Cicero (1534): *L'Oraison que fait Cicéron à Caesar pour le rappel de M. Marcellus, sénateur romain*, tradatée de latin en françoys par l'esleu Macault, secretaire & vallet de chambre du Roy. Imprimee par le conge dudit seigneur: a Paris, par Antoine Augereau, demeurant en la rue saint Jacques, pres les Jacobins, a l'imaige saint Jacques. 1534. Avec privilege, Paris, Augereau.

⁸¹⁸ Cicero 1534, 7r-7v.

Jahre später wird Pierre Saliat sich sukzessive einer Auflösung der metaphorischen Schwäche annähern und hierbei zum Zeugen der Etablierung einer neuen sprachlichen Realität.

Pierre Saliat, der sich 1537 als Übersetzer ciceronischer Reden in doppeltem Sinne mit dem Sprachgebrauch befasst, stellt seiner Übersetzung der *Invectiva in Ciceronem*⁸¹⁹ eine *Préface* voran, die sich mit dem Mehrwert einer Übertragung ins Französische auseinandersetzt.

Car il s'entend assez que telles translations se font principalement pour ceux qui ne savent point les langues, et ne se font pour les savants, sinon en tant qu'il leur plût quelquefois voir comment leur langue vulgaire n'est point du tout si maigre, si pauvre, ni si affamée qu'elle ne puisse bien se mettre en place et présenter peut-être aussi ornement, richement et triomphalement sur les rangs, comme feraient la grecque et la latine.⁸²⁰

Saliat greift die bereits etablierte Trias wieder auf und verweist in der Zusammenstellung aus „maigre“, „pauvre“ und „affamée“ wie die bereits betrachteten Übersetzer ebenfalls auf den Mangelzustand der französischen Sprache, der sich in einer repetitiven Wiederaufnahme der Metapher verdeutlicht. Der Mehrwert der Übersetzung scheint sich hierbei zunächst aus der dienenden Funktion des Französischen als „langue vulgaire“ zu ergeben, die eine breitere Diffusion des Textes ermöglicht, wohingegen sich die „savants“, also all jene die der alten Sprachen mächtig sind auf die Originaltexte beziehen. Saliat führt hier den Mangelzustand als Ausschlusskriterium auf, das er jedoch selbst sogleich wieder zurückweist („n'est point du tout si maigre“), indem er sich der Meinung der Gelehrten unter Rückverweis auf einen bereits begonnen und größtenteils sogar abgeschlossenen Sprachwandelprozess entgegenstellt: „ils ont vu par ci-devant d'aucunes translations si mal cultivées, et avec un langage si rude, si dur et si mal agencé, qu'ils aiment mieux se tenir du tout aux premières sources, qui est bien sans point de doute, le plus beau et le plus plaisant.“⁸²¹ Anhand des angedeuteten vergleichenden Struktur zwischen den Originaltexten und den französischen Übersetzungen lässt sich ausmachen, dass Saliat der Vulgärsprache noch nicht die absolute Gleichheit mit den antiken

⁸¹⁹ Siehe Cicero (1541): *Les Oraisons de M. Tul. Cicéro, père d'éloquence latine*, traduites de latin en françois par Estienne Le Blanc, conseiller du roy nostre sire et contreroolleur général de son espargne, aussi par l'esleu Macault, notaire, secrétaire et vallet de chambre du roy, et par Claude de Cuzzzy. (L'oraison que fait Crispe Saluste contre M. T. Cicéron, avec deux autres oraisons du dit Crispe Saluste à Jules César... traduites de latin en françois par Pierre Saliat.), Paris, Les Angeliers. Ich zitiere hier nach der Ausgabe von Claude Longeon: Saliat, Pierre (1989): „L'oraison que fait Crispe Saluste contre Mar. Tul. Ciceron; Extrait: Préface“, in: Longeon, C. (Hg.): *Premiers combats pour la langue française*, Paris, LGF, 68-75.

⁸²⁰ *Ibid.*, S. 70.

⁸²¹ *Ibid.*

Vorbildern zuspricht, doch lässt sich eine begonnene Annäherung ausmachen, die im sich im Sinne einer Abkehr vom Zustand „si rude, si dur et si mal agencé“ vollzieht. Unter Rückbezug auf die stilistischen Charakteristika der idealen Rhetorik, die immer einen Anklang von „douceur“ im Sinne der *suavitas* fordern⁸²², führt Saliat besonderd durch den Zusammenfall aus „rudeur“ und „dureté“ das Konzept nicht nur eines „adoucissement“ gegen die ungehobelte Rohheit, sondern zusätzlich eines „amollissement“ gegen die übermäßige „dureté“ ein. In dieser doppelten Oppositionsbewegung gegen den unkultivierten Urzustand etabliert Saliat eine stückweise Aufweichung als Mittel der Aufwertung der Sprache, die in seinen Ausführungen zwar begonnen, aber noch nicht vollumfänglich abgeschlossen wurde.

Die in chronologischer Ordnung folgende Übersetzung des *Dekameron* von Antoine le Maçon⁸²³ lässt sich nur in marginaler Position zu den bereits betrachteten Texten in Verbindung setzen, da es sich in einem zeitgenössischen Feld verortet und sich hierdurch in die Debatte des Sprachstreits zwischen dem Italienischen und dem Französischen einschreibt⁸²⁴. Obschon sich durch diese zeitgenössische Übersetzung aus dem Toskanischen ein anderes Spannungsgefüge ergibt als bei den Übersetzungen aus den antiken Sprachen, lässt sich doch nachzeichnen, wie Antoine le Maçon durch die Aufnahme der immer wiederkehren Metaphorik seine eigene Position als Übersetzer immer wieder revidierte. Zunächst im Zweifel über ein unmögliches Gelingen – „Avec ce ie confesseray certes, qu'en ce temps là trop plus qu'à ceste heure mon opinion estoit, que nostre langue ne fust si riche de termes, & vocable comme la leur“⁸²⁵ – verweist Maçon auf den immer wieder tradierten Mangelzustand, die Unvollkommenheit und daraus resultierende Schwäche des Französischen, kehrt seine Meinung doch nach einigem Abwägen um:

⁸²² Dieser Aspekt findet von stilistischer Seite aus Betrachtung in den Kapiteln I.1 und I.3; siehe Huchon2003.

⁸²³ Boccaccio (1558): *Le Decameron de M. Jean Bocace florentin; tradnict d'italien en françoys par maistre Antoine le Maçon*, Lyon, Guillaume Rouille.

⁸²⁴ Siehe hierzu die Arbeiten von Jean Balsamo, hier besonders Balsamo, Jean (2004): „Les lieux communs de l'italophobie en France à la fin du XVIe siècle“, in: Bertaud, Madelaine (Hg.): *Travaux de Littérature. Les Grandes Peurs 2. L'Autre*, Actes du colloque de Nancy 30/09-03/10/2003, Genève, Droz, 273-286.

⁸²⁵ Boccaccio 1558: ‚Préface de Maçon‘, S. 4.

Toutesfois, ma Dame, il ne vous pleut recevoir aucune de mes excuses, & me remonstrastes qu'il ne faloit point que les Tuscans fussent en telle erreur de croire, que leur Bocace ne peust estre representé en nostre langue, außi bien qu'il est la leur, estant la nostre devenue si riche, & copieuse, depuis l'advenement à la Couronne du Roy vostre frere, qu'on n'a iamais escrit aucune chose en austres langues, qui ne se puisse bien dire en ceste-ci.⁸²⁶

Maçon verweist hierbei auf einen erst kürzlich entstandenen Wandel, der es ihm ermöglicht, sich nicht nur der Kritik der Toskaner entgegenzustellen, sondern sich auch selbst an die Übersetzung zu wagen. Dieser Wandel besteht in einer Integration rhetorischer Attributionsmerkmale ins Französische, das sich konkret als „reiche“ und „copieuse“ erweist und hierbei nicht nur seinen Mangel hinter sich lässt, sondern eine Form der positiven *copia* im Rahmen einer vielfältigen sprachlichen Gestalt erreicht. Wie andere vor ihm greift Maçon den Widerstreit zwischen Mangel, Unvollkommenheit und anschließendem Wandel auf, löst das hier entstehende Spannungsfeld jedoch nicht weiter auf.

Eine besonders kritische Position vertritt Jean Le Blond 1546. In der Préface zum zweiten Teil des *Le livre de police humaine, contenant brève description de plusieurs choses dignes de mémoire, extrait des grands volumes de François Patrice par maistre Gilles d'Aurigny*⁸²⁷ unternimmt er eine detailreiche Betrachtung der französischen Sprache und ihrer Verfehlungen, wobei er schon von Erasmus in *Lingua* vertretene Positionen wieder aufgreift, sich jedoch in besonderem Maße auf die spezielle Situation des Französischen: „Le motif qui a dressé ma plume de parler des graces, ensemble des imperfections de la langue, est pour tomber à faire recit de la dignité tresanciene, & louable autorité de nostre langue Gaulloise, & aussi pour enflammer nos espritz à s'efforcer de la faire reverdir et refleurir.“⁸²⁸ Le Blond weigert sich, sich dem Topos der Unvollkommenheit des Französischen anzuschließen und verortet dieses durch die Zuschreibungen der „graces“, „autorité“ und „dignité“ im Raum der virilen Sprachvorbilder, deren Gelingen deutlich mit den „espritz“ verknüpft ist, die sich ihrer bedienen. Diesen Gedanken führt er weiter aus und illustriert ihn anhand eines in der Renaissance nicht untypischen Beispiels:

⁸²⁶ *Ibid.*, S. 4.

⁸²⁷ Franciscus Patricus / Gilles d'Aurigny (1554): *Le livre de police humaine, contenant brève description de plusieurs choses dignes de mémoire, extrait des grands volumes de François Patrice par maistre Gilles d'Aurigny... et nouvellement traduit de latin en françois par maistre Jehan le Blond, curé de Branville... reven et corrigé avec grand diligence par ledict translateur. - La seconde partie du Livre de police humaine... Ensemble un brief recueil du livre d'Erasmus qu'il a composé de l'enseignement du prince chrestien*, Paris, Thiboust.

⁸²⁸ *Ibid.*, 129v.

Et si pour le present elle n'est en si grande fleur & honneur que lesdictes langues, cela soit imputé à l'iniure du temps & negligence des hommes. Car comme une bonne terre fertile de soy, qu'on laisse à cultiver, par traict de temps n'apporte qu'espines & chardons, en ce point a esté de nostre langue.⁸²⁹

Das Bild der fruchtbaren Ländereien, auf das auch Montaigne sich in seinem Essai I, 8 *De l'oisiveté* beziehen wird, dient hier der Erläuterung eines komplexen Wechselspiels zwischen dem (männlichen) Schreiber und der Sprache selbst. Wie auf brachliegenden Feldern nur Gestrüpp wächst, führt Le Blond das Sprachideal als eine Fortführung menschlicher Ideale – und im weiteren Sinne eines virilen Ethos ein, das im Umkehrschluss jede Form sprachlicher Devianz als Produkt menschlicher Nachlässigkeit enttarnt. Diese lässt sich umgekehrt durch die Präsenz eines virilen Mannes vermeiden, denn „nostre language est si gratieux, que s'il est prononcé d'homme diferent, sage, & aagé, il a si grande efficace, qu'il persuade plustost & mieulx que le Latin ny le Grec.“⁸³⁰ Le Bon stellt hier eine in den Vorworten wenig thematisierte Interdependenz von Mann und Sprache heraus, die das Bemühen um die Verteidigung einer Nationalsprache in einem neuen Spannungsfeld verortet: die Sprache erscheint hier in dem Maße viril, in dem der Sprecher sich als viriler Mann erweist und im Hinblick auf Alter („aagé“) und Bildungsgrad („sage“) sich als Ausbund des Ideals zeigt. Die Sprachverwendung eines solchen Mannes ermöglicht also die Aufwertung der Sprache als Ganzes und kehrt die ökonomische Darlegung Desans um: nicht die Sprache als Kapital dient der Formung der Nation, sondern der Sprecher – oder auch Schreiber – überträgt sein viriles Kapital in den Sprachgebrauch und trägt somit zu einer Aufwertung der eigenen Nation auf. Es wird deutlich, was Erasmus in der *Lingua* bereits reflektiert hatte: Sprache und soziale Ordnungsmuster sind über den männlichen Sprecher eng verknüpft und unterliegen denselben Wandelprozessen. Die Verantwortung kommt hierbei dem männlichen Subjekt zu, das über den Sprachgebrauch als performativen Akt, die gesamtgesellschaftliche Struktur etablieren kann.

Im Umkehrschluss geht jedoch auch jede Form der Devianz vom Menschen aus: „Or donc qu'on ne s'en prenne sinon à ceulx qui commettent l'abuz, & non à la langue, qui est de soy le plus friant morceau de l'homme, quand elle est purifiée, & bien polie, & conduite par raison.“⁸³¹ Le Blond konzipiert Sprache hierbei nicht als normgerechtes oder deviantes Gebilde, sondern in einem Abhängigkeitsgrad zum Mann, der auch seine Devianzen auf die Sprache selbst überträgt und so zu ihrer Verunreinigung beiträgt. Die polyphone Dimension des „abuz“ im Sinne einer Akkumulation aller virilen Verfehlungen – des Mangels an Besonnenheit, *copia* und

⁸²⁹ *Ibid.*, S. 130r.

⁸³⁰ *Ibid.*, S. 131r.

⁸³¹ *Ibid.*, S. 133r.

obscuritas, genauso wie übertriebene *brevitas* und „rudesse“ – zieht eine genaue Verortung des Schreiber-Sprechers nach sich, die im Voraus zum eigentlichen Schreiben/Sprechen angelegt ist und der eigentlichen Sprachbildung vorausgeht.

Jean Lalemant führt schließlich 1549 in einer seiner Ausgabe der *Philippischen Reden* des Demosthenes⁸³² vorangestellten Sonnett die Bestrebungen der ihm vorangegangenen Übersetzer und Herausgeber in einem frappierenden Punkt zusammen: er spitzt die Metaphorik abschließend zu und bringt die unterschiedlichen Legitimationsversuche in dem Verweis auf die „vigueur“ der Sprache zusammen:

Au temps passé le Grec s'ébahissait
De Démosthène et de son éloquence,
Dont a vigueur eut telle conséquence
Que ce tant fier peuple y obéissait.

Merveille fut de ce qu'il aigrissait
Par son parler leur douce patience
Et que leur fière et aigre impatience
Lui-même aussi parlant adoucissait.

Mais, de le voir ainsi faire en sa langue
Tant vigoureuse et mouvante harangue,
N'était pas cas de si grand' nouveauté

Que de le voir en française écriture
Garder son poids, sa force, sa nature
Et retenir sa haute majesté?⁸³³

Die Stärke des Altgriechischen wird gleich mehrfach („vigueur“, „vigoureuse“) aufgerufen und auf ein poetisches Wechselspiel im Sinne des *glukuprikon*, der Verbindung *doux-amer* („agrissait“ und „adoucissait“) bezogen, innerhalb dessen es sich zu positionieren weiß und auf diesem Wege den perfekten Diskurs hervorbringt. Anschließend an diese Definition des Ideals über die geradezu physische Stärke und den Anklang eines aristotelischen Abwägens zwischen den Polen des *glukuprikon* etabliert Lalemant das Französische als in gleichem Maße von „vigueur“ gezeichnet, wodurch die Rede nichts an „son poids, sa force, sa nature“ einbüße. In der Zusammenschau aus „vigueur“, „force“ und „poids“ lässt sich der Endpunkt eines Entwicklungsprozesses ablesen, der der französischen Sprache nun eine vollständige Körperlichkeit zuspricht, die sich in ihrer Stärke als integrale, eigenständige Sprache erweist. Am Ende des Etablierungsprozesses des *vernaculaire* steht somit die

⁸³² Demosthenes (1989): „Les quatre Philippiques de Demosthene, prince des orateurs de Grece, nouvellement translattées de grec en francois par Jehan Lalemant, & et dediées au reverendissime Cardinal de Ferrare. Avec privilege. Extrait: Pièces liminaires, Sonnet“, in: Longeon, C. (Hg.): *Premiers combats pour la langue française*, Paris, LGF, 139.

⁸³³ *Ibid.*

Etablierung einer sprachlichen Stärke, die sich aus dem Umwandlungsprozess einer anfänglichen Schwäche und eines Mangels durch die Erweiterung und Aufweichung hin zu einer Entsprechung der idealisierten Antike erweist.

Die Vorworte und Widmungen vieler französischer Übersetzungen des 16. Jahrhunderts entwerfen eine Legitimationsstruktur für die Verwendung ihrer Sprache, die diese in einem Entwicklungsprozess beschreibt und anhand zweier parallellaufender Charakteristika – der Magerkeit und der Rohheit – ihr Streben in einem doppelten Sinne erfasst: Das Französische durchläuft hier gleichsam einen Prozess der Amplifikation, der Aufwertung und Ergänzung sprachlicher Wendung, lexikalischer Mittel und stilistischer Phrasen und eine Form der Aufweichung, des „adoucissement“ und „amollissement“ einer zu verhärteten, nicht nach dem rhetorischen Ideal der *suavitas* gearbeiteten Sprache. In diesem Zusammenfall aus Aufweichung und Erweiterung verorten die Übersetzer intuitiv die Stärkung des Französischen als unabhängige Sprache in allen Themenbereichen, führen ihre Beobachtung jedoch nicht in Form einer Theoretisierung aus, sondern belassen es bei einem simplen Verweis auf antike Ideale.

Der nackte Körper des Französischen – synchrone Abgrenzungsprozesse der Nationalsprachen

Verfolgt man nun diesen Gedanken aus der editorischen Praxis weiter, lässt sich aufzeigen, wie eine deckungsgleiche Metaphorik in die sprachtheoretischen Texte der Renaissance Einzug gehalten hat und sich jenseits rein stilistischer Fragen und somit der deckungsgleichen Übertragung einer griechischen und römischen Tradition auf die französische Dichtung bewegt.

Diese Betrachtungen lassen sich nicht weiterführen, ohne *La Deffense et Illustration de la langue françoise* in ihren Mittelpunkt zu stellen. Obschon sich das sprachtheoretische Traktat vor allem die Aufwertung der französischen Sprache zum Ziel gemacht hat, kann Du Bellay nicht umhin festzustellen, dass „notz majeurs [...] nous ont laissé nostre Langue si pauvre, et nue, qu'elle a besoing des ornementz, et (s'il fault ainsi parler) des plumes d'autrui.“⁸³⁴ Du Bellay greift hier eine Betrachtung wieder auf, die sich schon durch die editorischen Vorwörter der ersten Hälfte gezogen hatte und die auf zwei nicht unbedeutenden Grundbegriffen fußt: der Zusammenstellung von „nudité“ und „pauvreté“. Während die antiken Sprachen als

⁸³⁴ Du Bellay 2007, S.80. Die Feder im mehrfachen Sinn als Körperbedeckung, Schreibgerät und metaphorischer Oberbegriff für den Stil eines Autors klingt ebenfalls bei Henri Estienne an, der ihre Verwendung allerdings in den Widerstreit zwischen französischer und italienischer Sprache verschiebt; siehe hierzu weiter unten in diesem Kapitel.

reiche Sprachen („riche“ et „copieuse“⁸³⁵) gekennzeichnet worden waren und die Abgrenzung durch den Verweis auf die „pauvreté“ wieder aufgenommen wurde, scheint der Begriff der Nacktheit hier eine neue Lesart anzubahnen. Die terminologische Gegenüberstellung lässt sich bereits im *Dialogo delle Lingue* (1542) Sperone Speronis ausmachen,⁸³⁶ wird von Du Bellay jedoch noch einmal überarbeitet und abgewandelt. Im Gegensatz zu Du Bellay verwendet Speroni den Begriff der Nacktheit nur ein einziges Mal in seinem Traktat und bezieht ihn auf die Einführung „bone lettere“ an der Universität von Padua, wodurch ebendiese einen Prozess der Aufwertung erleben und nicht mehr nackt und armselig erschienen („le bone lettere poi, le quali da qui innanzi non mendicheranno la vita loro povere e nude, come sono ite per lo passato“⁸³⁷). Dieselbe Metapher lässt sich nun ebenfalls bei Du Bellay – der die ganze *Deffence* in enger Verbundenheit mit den Ausführungen Speronis konzipiert –, der hier ein deckungsgleiches Wortpaar einführt, seinen Referenzpunkt jedoch verschiebt und nicht mehr auf die universitären Strukturen in einem weit gefassten Sinn sondern, sondern auf den Sprachgebrauch, besonders den poetischen im speziellen verweist. Als Mitglied der *Pléiade* erweist sich Du Bellay weniger um politisch-kulturelle Belange bemüht, sondern bezieht diese metaphorische Grundlage auf einen konkret sprachlichen Rahmen, innerhalb dessen er einen begonnenen Sprachwandelprozess zwar identifizieren, ihn aber als noch nicht weit fortgeschritten ansieht. Wie Claude de Seyssel begreift Du Bellay die französische Sprache am Anfang eines Findungsprozesses, der eine aktive Sprachhandlung zur Erlangung einer eigenen Performanz fordert.

Der Begriff der Nacktheit schreibt sich hierbei in ein besonders komplexes Spannungsfeld ein. Hinterfragt man den genauen Ursprung dieser metaphorischen „nudité“, wird man von Du Bellay zurückgeführt auf eine dem Französischen inhärente „Simplicité“, sowie die „barbarie de meurs“ und die „ignorance de notz majeurs“⁸³⁸. Als diese Vorfahren identifiziert Du Bellay „les anciens Poëtes François“⁸³⁹, von denen sich lediglich Guillaume de Lorris und Jean de Meung ausnehmen lassen, allerdings „non tant pour ce qu'il ait en eux beaucoup de choses, qui se doyyent immiter des Modernes, comme pour y voir quasi comme une premiere Imaigne de la Langue Françoisse.“⁸⁴⁰ Der von Du Bellay formulierte Vorwurf ist ein doppelter: Der Autor kann lediglich zwei bemerkenswerte Autoren des 13. Jahrhunderts ausmachen, deren Werke auch lediglich als linguistische Zeugnisse ihrer Zeit dienen können, aber keineswegs als poetisches Vorbild; wie beispielsweise der

⁸³⁵ *Ibid.*, S. 79; diese terminologische Gegenüberstellung aus Armut und Reichtum, in der Du Bellay immer wieder beklagt, dass das Französische bei weitem nicht so „riche“ und „copieuse“ ist, wie es sein könnte, wird sich durch die gesamte *Deffence* ziehen.

⁸³⁶ Siehe hierzu Villey, Pierre ([1908] 1970): *Les sources italiennes de la ,Deffense et illustration de la langue françoise' de Joachim du Bellay*. Reprint, New York, Franklin.

⁸³⁷ Speroni, Sperone (1975): *Dialogo delle Lingue*, München, Fink, S. 64.

⁸³⁸ Du Bellay 2007, in obiger Ordnung S. 95, S. 77 und S. 79.

⁸³⁹ *Ibid.*, S. 121.

⁸⁴⁰ *Ibid.*

Roman de la Rose, den Du Bellay als historisches Dokument und nicht als poetisches Werk zurückstufte. Du Bellay weigert sich jedoch, diese Problematik einfach zu konstatieren, sondern nähert sich auf analytische Weise seinem eigenen Vorwurf, um aus der historischen Einordnung des Französischen eine zukunftsorientierte Perspektive ableiten zu können. Über den Umweg der Einfachheit, der „Simplicité“ und der Barbarei der Sitten, die der Autor ab dem zweiten Kapitel des ersten Buches kritisch einführt und dann in mehreren Schritten zersetzt, wird die Nacktheit mit der historisch im antiken Griechenland verorteten Barbarei verknüpft. Zu diesem Zweck greift Du Bellay die Etymologie des Griechischen βάρβαρος (*barbaros*) wieder auf. Diese dem Altgriechischen entnommene onomatopoetische Wendung, die sich auf den ungeschulten Gebrauch der griechischen Sprache bezieht, wird von Du Bellay zunächst auf die „meurs“ übertragen und in einem nächsten Schritt zum Antonym der „civilité“⁸⁴¹ erhoben. Die etablierte Kritik über dem Umweg der Nacktheit, die konkret des Versäumnis rühmt, die vorangegangenen Generationen „se sont contentez d’exprimer leurs Conceptions avecques paroles nues, sans Art et Ornement“⁸⁴², setzt die fehlende Auskleidung der französischen Sprache mit einem Mangel an Kultur und Zivilisation seitens der Vorfahren⁸⁴³ gleich, denen hier zugleich die aktive Rolle in der Prägung des Französischen zukommt. Die Abwesenheit stilistischer Mittel und zierender Figuren wird von Du Bellay als aktive Entscheidung verstanden: die französischen Dichter hätten somit freiwillig auf die stilistische Ausprägung verzichtet („ils se sont contentez“) und durch diese Unterlassung die Schwäche und Fehlbarkeit des Französischen in Kauf genommen. In einem weiter gefassten, gesamteuropäischen Kontext kann sich eine solche, wenig ausgeschmückte Sprache nicht behaupten und nicht um die Nachfolge des Lateinischen und Griechischen konkurrieren. In einem solchen Spannungsfeld scheint vielmehr das Italienische, „hérیتیère légitime de Rome, dans une Europe barbare“⁸⁴⁴,

⁸⁴¹ „Barbarisme c’est aucunesfois le contraire de Civilité“, siehe Jean Nicot (1606): *Thrésor de la langue françoise autant ancienne et moderne*, Paris, David Douceur, s. v. „barbarisme“; siehe auch Erlebach, P. (1992): „Barbarismus“, in Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, XII Tomes, Tome I, Tübingen, Niemeyer, 1281-1285.

⁸⁴² Du Bellay 2007, S. 95sq.

⁸⁴³ Diese Beschreibung einer nackt belassenen Sprache ähnelt nicht wenig den Beschreibungen barbarischer Völker, die in den Reiseberichten der Überseereisender des 16. Jahrhunderts gleichgesetzt werden, wie beispielsweise bei Jean Léry: „Premièrement tant les hommes que la femme estoient aussi entierement nuds, que quand ils sortirent du ventre de leurs meres: toutesfois pour estre plus bragsards, ils estoient peints & norcis par tout le corps.“, Siehe Léry, Jean de (1975): *Histoire d’un voyage fait en la terre de Brésil*, Hg. Jean-Claude Morisot, Genf, Droz, S. 42. Graeme Murdock arbeitet die Notwendigkeit der Kleidung für die Ausbildung einer religiösen und sozialen Identität heraus, siehe Murdock, Graeme (2004): „Dress, Nudity and Calvinist Culture in Sixteenth-Century France“, in: Richardson, C. (Hg.): *Clothing Culture, 1350-1650*, Hampshire, Ashgate, S. 123-136; siehe auch Lestrington, Frank (?2016): *Le Cannibale: grandeur et décadence*, Genf, Droz, besonders Kapitel VI „Jean de Léry ou L’obsession cannibale“.

⁸⁴⁴Fumaroli 1980, S. 77.

sich zu behaupten. Dieser Barbarismus versteht sich bei Du Bellay als doppelte Verfehlung, einerseits zivilisatorische und kulturelle, andererseits aber auch konkret sprachlich, besonders, wenn beide Aspekte zusammenfallen. Ein unkultivierter – und in diesem Sinne barbarischer Geist – wird somit einen unbearbeiteten, rohen Diskurs hervorbringen, der sich keineswegs in dem Bemühen um die sprachliche Vormachtstellung der *translatio imperii et studii* behaupten kann.

Du Bellay scheint hier jedoch nicht nur den sprachlichen Mangelzustand zu beklagen, sondern unterschwellig auch seine eigene Position als Dichter der Frühen Neuzeit zu reflektieren. Ohne Orientierungsmodell, über das konkrete Konfigurationspraktiken tradiert werden könnten, scheint sich der Autor in einem luftleeren Raum zu befinden, in dem er sich selbst im Angesicht seiner eigenen Sprache etablieren muss. Mit diesem descart'schen Moment einer Bewusstwerdung geht auch ein Moment der Erkenntnis möglicher Verfehlungen einher⁸⁴⁵, denn die Fallhöhe der männlichen Performanz erweist sich umso höher, da sie nicht auf ein paternelles Referenzmodell zurückgeführt werden kann. Der Autor sieht sich selbst mit einem Risiko konfrontiert, das er auch bei den Vorfahren bereits beobachtet hat: dem, sich als „homme inachevé“⁸⁴⁶ zu erleben, denn „les efforts exigés des hommes pour être conformes à l'idéal masculin engendrent de l'angoisse“⁸⁴⁷. Die Erkenntnis, das mit dem „cogito ergo sum“ (und im sprachlichen Kontext vielmehr „loquor ergo sum“) ein „loquor ergo possum fallere“ einhergeht, löst eine individuelle Infragestellung aus, die sich in dem Spannungsfeld von Freiheit und Verlorenheit verorten lässt. In dem Maße, wie der frühneuzeitliche französische Autor seine eigene Mitte bildet, ist er auch dem Risiko einer Verfehlung ausgesetzt.

Im Angesicht dieses steten Risikos und vor dem Hintergrund der zugrundeliegenden politisch-kulturellen Kontroverse unter dem Deckmantel einer sprachtheoretischen Reflexion ist Du Bellay bei weitem nicht der einzige, der diese „confusion continuelle entre peuple et langue“⁸⁴⁸ vornimmt, wie Marie-Luce Demonet betont, doch ist er einer der wenigen, die sich ein deutliches Ziel formuliert: „effacer l'appellation barbare par une déclaration de principe et par la promesse d'une richesse

⁸⁴⁵ Siehe hierzu Corbin, Alain, Courtine, Jean-Jacques, Vigarello, Georges (Hgg.) (2016) : *Histoire des émotions. T1. De l'Antiquité aux Lumières*, Paris, Éditions du Seuil, Digitale Ausgabe (ohne Seitenzahlen), hier Kapitel „L'invention d'une autosurveillance intime“. In dem Maße, wie sich der Mann seiner Selbst und seiner Gefühle bewusst wird, halten auch der Zweifel und die Unsicherheit Einzug in die männliche Selbstwahrnehmung. Denn Begriff einer „ängstlichen Männlichkeit“, die sich ihrer eigenen Fehlbarkeit bewusst wird, konzipiert der immer noch aktuelle Breitenberg, Mark (1993): „Anxious Masculinity: Sexual Jealousy in Early modern England“, in: *Feminist Studies* 19.2, 377-398 und Delumeau, Jean (1974): „Discours sur le courage et sur la peur à l'époque de la Renaissance“, in : *Revista de Historia* 50, 147-161.

⁸⁴⁶ Badinter 2005, S. 198.

⁸⁴⁷ *Ibid.*, S. 211.

⁸⁴⁸ Demonet, Marie-Luce (1992): *Les Voix du signe: nature et origine du langage à la Renaissance (1480-1580)*, Paris, Champion, S. 377.

de la langue⁸⁴⁹, um so schließlich zu einer Verfestigung der französischen Sprache beizutragen und ein eigenes Normsystem zu entwerfen. Die metaphorische entblößte, schutzlose Nacktheit der französischen, nicht kultivierten Sprache, der es ein angepasstes Kleid zu wählen gilt, erlaubt es Du Bellay in einem Zug den aktuellen Zustand des Französischen, wie auch den Ausweg aufzuzeigen: die Sprache braucht eine Kleidung, die zusammengesetzt wird aus den eingangs erwähnten „plumes d'autrui“.

Diese „plumes“ ermöglichen es Du Bellay auf klassische Rhetorikmodelle zu rekurrieren und zeitgleich die Notwendigkeit konkret zu konzipieren: es benötige „Métaphores, Alegories, Comparaisons, Similitudes, Energies, et tant d'autres figures, et ornemens, sans les quelz tout oraison, et Poëme sont nudz, manques, et debiles“⁸⁵⁰. Der Gedanke wird weiter ausgeführt, denn Du Bellay kehrt zu einem traditionellen Modell zurück, das für eine ideale Rhetorik sowohl *sapientia*, als auch *eloquentia* verlangt und erst in deren Zusammenfall das Ideal der Rhetorik erreicht sieht. Eine Verfehlung knüpft die Bellay hier überdies an einen Zustand der Schwäche („debiles“) und des Mangels („manques“), die die „nudité“ um eine weitere Körperlichkeit ergänzen. Diese Körperlichkeit bahnt sich somit einen Weg von einzelnen metaphorischen Anklängen in den editorischen Texten bis zu einer konkreten Anwendung in den sprachtheoretischen Überlegungen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und wirft geradezu en passant einen identitären Etablierungsprozess auf, der weit über die reine Sprachtheorie hinaus auf ein soziales Feld ohne hegemoniale Mitte verweist, in dem es eigene Konfigurationspraktiken zu etablieren gilt.

Henri Estienne nimmt die auf Äsops Fabel der Dohle zurückzuführende Metapher der Federn wieder auf, um die Nacktheit als Terminus für sprachliche Verfehlung noch einmal neu zu hinterfragen:

⁸⁴⁹ *Ibid.*, S. 378.

⁸⁵⁰ Du Bellay 2007, S.87.

Or si telle restitutio [de rendre à chaque nation les plumes qui lui appartient, Anm. *FB.*] se faisoit, iamais la corneille d’Esope ne receut un si grand scorno que recevoit la langue Italienne, estant desplumee de nos plumes, desquelles elle se fait maintenant si bragarde. Et ne faudroit craindre que le pareil no advint, car chasque plume nouvelle que nostre langue rendroit à l’Italienne, elle en trouveroit quatres des siennes anciennes, pourveu qu’elle voulsist prendre la patience & la peine de les chercher“⁸⁵¹

Zunächst bleibt die Struktur der Metapher unverändert; auch wenn Henri Estienne sie innerhalb des Sprachstreits des Französischen gegen das Italienische instrumentalisiert, bleibt doch die Grundstruktur der Sprache als zu bedeckender Körper erhalten und wird verdeutlicht durch den Akt des Federlesens („desplumee“): die Federn treten in einer doppelten Position auf; konkret im Sinne einer Bedeckung oder Bekleidung des Körpers, der nicht mehr offen gelegt ist und in einer metaphorischen Verschiebung als stilistische Ausschmückung und *ornatus* einer Sprache. Über diese metaphorisch-physische Bezugnahme etabliert Estienne die Vorstellung zweier sprachlicher Körper – des Italienischen und Französischen – die er in die hypothetische Situation versetzt, aller fremden Federn beraubt zu werden. Es klingt hierbei eine Kritik am Zustand der mangelnden stilistischen Ausschmückung in gleichem Maße wie am aus anderen Sprachen entlehnten *ornatus* an. Estienne scheint sich hier nicht nur an Du Bellay anzulehnen, sondern sich auch auf rhetoriktheoretische Überlegungen zu stützen, die ihm die gemäßigte Auswahl des Schmuckes eingeben. Der Akt der Entblößung, der sich hier konkret in einem Verzicht auf entlehnte sprachliche Wendungen bezieht, legt den Mangel, der metaphorischen im Sinne einer Nacktheit gedacht wird, offen. Estienne weist hierbei interessanterweise nicht die Annahme fremdsprachlicher Elemente im Allgemeinen zurück, sondern äußert sich im Sinne einer maßvollen Eingliederung des Fremden. Aufbauend auf der Metapher der Sprache als zu kleidenden Körper durchwandert kein anderer Autor der Renaissance das semantische Feld des Körpers und seiner vestimentären Praktiken in so umfassendem Maße wie Henri Estienne, die diese semantische Verknüpfung noch um die Dimension der Geschlechterordnung ergänzt, um hierbei eine komplexe Position im Widerstreit der französischen und italienischen Sprache einzunehmen.

Jacques Peletier du Mans greift diesen Widerstreit auf, ohne sich der Metapher der Feder zu bedienen, sondern widmet sich ohne Umschweife den sprachlichen Entlehnungen und in erster Linie den Latinismen, die das Französische der Frühen

⁸⁵¹ Estienne, Henri (1972): *Traicté de la conformité du langage françois avec le Grec (1565) suivi de De Latinitate Falso Suspecta (1576) et de Project du livre intitulé: De la Precellence du langage françois (1579)*, Genf, Slatkine, 1972, S. 13

Neuzeit dominieren: „Quelle sorte de nation sommes-nous, de parler éternellement par la bouche d’autrui? Le Ciel Français produit-il de si pauvres esprits, qu’ils ne se puissent servir de leur Langue?“⁸⁵² In seinem kritischen Blick auf die Imitation und Vermischung verschiedener Sprachen, hebt Peletier du Mans im Gegensatz zu Du Bellay die „nudité“ nicht als Makel hervor, sondern transformiert sie in eine „naïveté“, die dem Französischen eine besondere Natürlichkeit als Differenzierungsmerkmal zuspricht:

Les Muses viennent à présent pour habiter en France: mais non point pour trouver des hôtes, vêtus d’accoutrements pérégrins: elles ne cherchent point être latinisées par les Français: elles ont trouvé l’honneur qu’elles voulaient en la Grèce et en la Romanie par ceux du pays: elles ne cherchent pas les Sauvageons, après les arbres francs: elles veulent le naïf, et la pureté que produit la terre où elles viennent habiter.⁸⁵³

Peletier du Mans etabliert ähnlich wie Du Bellay das Französische als neue, den alten Sprachen, gleichwertige Sprache für die Poesie, beschränkt sich hierbei jedoch nicht auf eine reine Gleichsetzung, sondern führt den Gedanken einer gleichwürdigen Alterität ein. Das Französische sei hierbei nicht aufgrund einer fremden stilistischen Ausschmückung – erneut wird die Metapher eines gekleideten Körpers („vêtus d’accoutrements pérégrins“) bemüht – sondern aufgrund seiner Schlichtheit und Natürlichkeit eine unabhängige, aber gleichwertige Position erreicht. Die Sorge vor einer möglichen Verfehlung, die noch Du Bellay umgetrieben hatte, scheint Peletier du Mans allerdings nicht zu beschäftigen, denn die eingehend als rhetorische Frage formulierte Aufforderung, sich von den Vorbildern zu lösen, geht mit dem Aufruf zur Etablierung eigener Ordnungssysteme einher, die, wie sich nun zeigt, die Überzeugung in sich birgt, die französische Nation könne eine dominante Position in einem sozialen (und transnationalen) Feld bekleiden. Die von Peletier du Mans gewählte semnatische Anbindung an „le naïf“ und „la pureté“ verweist ebenso wie Du Bellays und Henri Estiennes Konzept der „nudité“ auf einen wenig ausschweifenden, im *ornatus* reduzierten Stil, setzt jedoch eine deutlich positivere Konnotation der gewählten Begriffe ein. Es entsteht so eine neue Sprachlichkeit, die sich durch einen gewählt schlichten, wenn nicht gar nackten Stil auszeichnet und sich trotzdem als Referenzsprache für poetisches Schreiben zu behaupten weiß. Die Möglichkeit, sich fremde Formen im Sinne einer Imitation und Adaption anzueignen, weist Peletier du Mans zurück und schafft mit dem adjektivischen Gebrauch des Peregrinus nicht nur eine Verbindung zum Lateinischen, sondern

⁸⁵² Peletier 1990, S. 267.

⁸⁵³ *Ibid.*

eröffnet auch ein neues Universum des Männlichen: der aus dem römischen Privatrecht entlehnte Terminus beschreibt einen staatsfreien, ungebundenen Mann, der sich keinem Staat, aber auch keiner dominierenden (maskulinen) Gruppierung zuzählen lässt.⁸⁵⁴ In seiner Vorstellung einer Abkehr von einem stilistisch reichen Sprachgebrauch hin zu einer größeren Reinheit lässt der Rhetoriker somit keinen Zweifel an der Notwendigkeit einer klaren Positionierung und Zuschreibung, auch wenn diese sich vielmehr als alternatives Ideal erweist und anders als Du Bellay keinen Kampf gegen die Nacktheit, sondern eine Akzeptanz für Natürlichkeit und gegen einen unpassenden *ornatus* anstrebt. Gedanklich scheint sich der Anspruch an die französische Sprache zwischen den beiden Autoren weiterzuentwickeln: während Du Bellay die Notwendigkeit einer selbstbestimmt etablierten sprachlichen Performanz zwar hervorhob, sich gleichzeitig aber auf die antiken Beispiele zurückbesinnte und nach Sicherheit im Angesicht des Verlorenseins strebte, erkennt Peletier du Mans das soziale Potential: ohne Referenzmodell ist das Feld offen für eine neue, eigene hegemoniale Idealvorstellung, die von den Franzosen selbst definiert werden kann.

Ein unbekannter Autor namens Jacques de Beaune verfasst 1548 einen wenig rezipierten und kaum kommentierten *Discours comme une langue vulgaire se peult perpetuer* in dem, wie Émile Roy hervorhebt, eine intertextuelle Auseinandersetzung mit der *Deffense* anklingt⁸⁵⁵ und der sich stärker einem diachronen Sprachvergleich widmet. Auch De Beaune nutzt die Metapher des zu kleidenden Sprachkörpers, um sich dem Sprachwandel seiner Zeit zu nähern und stellt fest „que nostre parler come beaucoup d’autres ha esté tant & si souvant changé, & vestu de neuf accoustrement : & la langue Romaine, Grecque, & Hebraïque, aient continuité & continuent encores en leur premier entier“⁸⁵⁶. De Beaune hebt eine gewisse Diskontinuität in der stilistischen Ausprägung des Französischen hervor, die es zwar mit dem Italienischen auf eine Stufe stellt, jedoch von den alten Sprachen abgrenzt und sich von deren überzeitlicher Dauer differenziert. Erneut wird mit dem Term „accoustrement“ in gleichem Maße auf den stilistischen *ornatus* wie auf die menschliche Kleidung verwiesen und eine metaphorische Gleichsetzung des Körpers und der Sprache angelegt. Über diese Metapher löst De Beaune auch die titelgebende Frage nach einer Verfestigungsstrategie für das Französische auf:

⁸⁵⁴ Siehe Hausmaninger, Herbert / Selb, Walter (2001): *Römisches Privatrecht*, Wien, Böhlau, S. 74; siehe auch Thorel, Mathilde (2012): „La première réception du Peregrin en France: lecture éditoriale et recontextualisation culturelle“, in: *Réforme, Humanise, Renaissance* 75, 87-105, die sich der französischen Adaption des Libro del Peregrino widmet, einem amorphen Roman der frühen Neuzeit, der auf narrativer Ebene die fehlende Fixiertheit und Zugehörigkeit verdeutlicht.

⁸⁵⁵ Siehe Roy, Émile (1895): „Lettre d’un Bourguignon contemporaine de la ‘Deffence et illustration de la langue françoise‘“, In: *R.H.L.* 1895, 233-248.

⁸⁵⁶ De Beaune, Jacques (1972): *Discours comme une langue vulgaire se peult perpetuer (1548)*. In: *Inclus dans le recueil: Quatre traités de grammaire*, Genf, Slatkine, S. 12.

Qui ne vient d'autre endroit sinon que depuis leur saison, nostre langue ha esté trop plus ornée, & enrichie, que iamais au paravant: Et pour ainsi de voir ce qu'ilz ont escript, semble une chose goffe & lourde, aupres de ce que aujourd'huy se peult voir.⁸⁵⁷

Die Entwicklung des Französischen vollzieht sich gleichsam einem entschlackenden Kleiderwechsel. Während die Anfänge der Sprache sich als „chose goffe & lourde“ erweisen und dabei metaphorisch ein schlecht sitzendes, überladenes Kleidungsstück ebenso wie einen ungelenten Stil beschreiben, ließe sich nun ein Prozess des „enrichissement“ beobachten. De Beaune stellt hierbei lexikalisch die metaphorische Kleidung der alten Sprache und die rhetorische Sprache der modernisierenden Entwicklung nebeneinander, die sich wie eine Umkleidung lesen lässt. Der begonnene Prozess der frankophonen Selbstermächtigung wirft somit eine changierenden, sich immer wieder erneuernden Reflexionsprozess auf, in dem die französischen Autoren die Initiation ihrer Sprache anhand selbstgewählter Mechanismen durchführen. Ohne konkretes Vorbild erweisen sich die Traktate als Selbstfindungsprozess, in dem verschiedene sprachliche Handlungsweisen durchdekliniert werden, um schließlich ein performatives Sprachmodell zu entwickeln, das eine neue Ordnungsstruktur hervorbringt.

Einen solchen Prozess durchziehen auch die Reflexionen Henri Estiennes. Dieser schreibt sich in seiner Doppelrolle als Philologe und Verleger in einen sprachkritischen Disput der frühen Neuzeit ein und entwickelt hierbei eine sehr facettenreiche Vorstellung des *bon usage*, die er in einem Dutzend unterschiedlicher lateinischer Traktate, vier französischer Abhandlungen und einem fiktiven Dialog darlegt. Besonders in den lateinischen Theorietexten greift Estienne den Topos der antiken Sprachen als Ausbund einer idealtypischen Sprachvorstellungen wieder auf, doch wie schon die Rezeption der stiltheoretischen Konzepte⁸⁵⁸, aber auch Erasmus in *Lingua* Henri Estienne sich an der Annahme dieses unumstrittenen Ideals und lässt die Darstellung einer veränderten sprachlichen Realität in seine französischsprachigen Werke einfließen, die sich hierdurch sukzessive von den virilen Rhetorikidealen entfernen. Estienne scheint seine Texte hierbei als Warnhinweise für seine Leser zu konzipieren, um sie für den Einfluss einer sprachlichen Ausschmückung auf der Basis der modernen und nicht wie üblich der antiken Sprachen zu sensibilisieren. Er kritisiert hierbei „ce François Italianisé & Espagnolisé. Car ce François ainsi desguisé, en changeant de robbe, a quantetquat perdu (pour le moins en partie) l'accointance qu'il avoit avec ce beau & riche language Grec.“⁸⁵⁹ Das von Estienne gewählte Bild ist sehr deutlich: die Veränderungen der französischen Sprache

⁸⁵⁷ *Ibid.*

⁸⁵⁸ Siehe hierzu Kapitel I.2.

⁸⁵⁹ Estienne 1972, S. 9.

vollziehen sich gleichsam einer „re-vêtüre“, eines auf der Metapher der Bekleidung basierenden Umkleidungsprozesses. Zunächst auf der Basis des altgriechischen Vorbildes ausgestattet, entwickelt das Französische eine neue Form des Self-fashioning, die eine Abkehr von den etablierten Idealen bedeutet und stattdessen neue vestimentäre und sprachliche Elemente in den gallophonen Raum trägt.

Dieser Kleiderwechsel wird von Henri Estienne jedoch nicht nur als ein Wandel, sondern vielmehr als Verkleidung und Abkehr von den natürlichen Idealstrukturen gewertet⁸⁶⁰:

...ce language François bigarré, & qui change tous les iours de livree, selon que la fantasie prend ou à monsieur le courtisan, ou à monsieur du palais, de l'accoustrer. Je ne preten point aussi parler de ce François desguisé, masqué, sophistiqué, fardé & affecté à l'appetit de tous autres, qui sont aussi curieux de nouveauté en leur parler comme en leurs accoustremens.⁸⁶¹

Die Akkumulation von Termen aus dem semantischen Feld der Körperpflege liegt hier erneut die Lesart des Sprachwandels als vestimentäre Travestie nahe, die sich im Übrigen nicht in einem punktuellen Paradigmenwechsel, sondern in einer perpetuellen, kontinuierlichen Veränderung vollzieht. Die problematische Komponente dieses Wandels wird durch die Risiken deutlich, die Estienne in Anlehnung an das Bild der Verkleidung aufruft. Das Kleidungsstück, das der Autor zur Illustration seiner Ausführungen wählt – die „livrée“ – ist hierbei nicht bedeutungslos: es handelt sich hierbei um einen Mantel, den Hausangestellte dem Haus erhielten, dem sie dienten und das durch farbliche oder gestickte Elemente die Zugehörigkeit zu dem jeweiligen Haus, für das sie im Dienst standen, ausdrückte⁸⁶². Greift Estienne nun auf ebendieses Kleidungsstück zurück, um einen Paradigmenwechsel innerhalb der Sprache aufzurufen, der sich nicht nur auf äußerliche Stilerscheinungen zu beziehen scheint, sondern vielmehr die Sprache in ihren Grundfesten infrage stellt, wie der Wechsel der „livrée“ einen Zugehörigkeitswechsel im Ganzen andeutet, nicht nur eine äußerliche Veränderung.

Diese sukzessive Transformation kann sich nur im Sinne einer perpetuellen Bewegung vollziehen, die der französischen Sprache jede Stabilität entzieht. Henri Estienne schreibt diesem dem „monsieur le courtisan“ zu, dem laut Estienne die

⁸⁶⁰ Siehe Boudou, Bénédicte „La laideur italienne, selon Estienne“, in: Legrand, M.-D./ Picciola, L. (Hgg.): *Propos sur la laideur et les Muses: figurations et défigurations de la beauté*, Nanterre, Imprimerie de l'Université Paris-Nanterre, Bd.1, 143-156; siehe auch Balsamo, Jean (1992): *Les Rencontres des muses. Italianisme et anti-italianisme dans les Lettres françaises de la fin du XVIe siècle*, Genf, Slatkine.

⁸⁶¹ Estienne 1972, S. 8sq.

⁸⁶² Diese „livrés“ sind „habits d'une couleur convenue, galonnés le plus souvent, que portent les domestiques d'une même maison“, siehe J. Nicot, *Thésor de la langue françoise*.

Verantwortung für die sich verändernde französische Sprache und die Eingliederung italienischer Sprachelemente zukommt. So wird der Königliche Hof zum Geburtsort eines neuen Französisch, das sich in einer neuen Form präsentiert: abgewandelt, verkleidet und in skurriler Gestalt. Estienne nimmt mit dieser Lesart am Topos eines liederlichen Einflusses teil, den Henri III und seine Cour nicht nur auf die Sprache, sondern auch auf die Sitten auszuüben scheinen. Diese Abkehr vom virilen Ideal gipfelt in einem „pouvoir fardé“ und „émasculé“.⁸⁶³ In der Analyse Estiennes ist der Hof in doppelter Weise nicht nur als Ort moralischer Verfehlungen, sondern auch als Ort sprachlicher Entmachtung gedacht, an dem sich auch die Geschlechtergrenzen verschieben und beispielsweise gerade die Courtisans als Vertreter einer genderhybriden Zwischenposition auftreten, die auch sprachliche alle Anzeichen eines linguistischen Hermaphroditismus aufweisen, der sich erneut als Sprachtravestie des Französischen lesen lässt.⁸⁶⁴

Auf rein phonetischer Ebene hatte schon Geoffroy Tory die *mollesse* als italienisches Charakteristikum ausgemacht, das sich dem virilen Sprachgebrauch entgegenstellt. So vergleicht er die Aussprache des Phonems <c> in der italienischen und der französischen Sprache anhand ihres Grades an *mollesse*: „Les Italiens de leur bonne costume prononcent le C. mol, & quasi comme si la syllabe ou il est, estoit escripte avec aspiration H.“⁸⁶⁵ Während das Italienische zu einer weichen, aspirierten Aussprache neigt, kennt das Französische nur einen einzigen Dialekt, der diese Sprachfärbung imitiert, das Pikardische: „J’ay escript l’aspiration h. aux lieux de ce dict Epitaphe, pour monstrer commant le Picard prononce le C. mol devant E, & I, comme font les Italiens.“⁸⁶⁶ Tory formuliert eine ähnliche Betrachtung in Bezug

⁸⁶³ Maira, Daniele (2017): "Le pouvoir fardé à la cour d'Henri III: satire et parodie du masculin", in: Pibri, E./ Abbott, F. (Hgg.): *Féminité et masculinité altérées : transgression et inversion des genres au Moyen Âge*, Firenze, SISMEL, Edizioni del Galluzzo, 285-299., siehe auch Balsamo, Jean (2015): *L'amorevolezza verso le cose italiane: le livre italien à Paris au XVIe siècle*, Genf, Droz, der im Gegenzug nicht nur den Platz des italienischen Buchdrucks in Paris, sondern auch der „Italiens français“ zwischen den Ländern aufzeigt und nachzeichnet, inwiefern der Herabsetzungsmechanismus für Männer zwischen den Kulturen ein gegenseitiges Wechselspiel darstellt.

⁸⁶⁴ Siehe hierzu Jones, Ann Rosalin/Stallybass, Peter (2000): *Renaissance Clothing and the Material of Memory*, Cambridge, Cambridge University Press, (Kapitel. 8: „Transvestism and the Body Beneath“). Die antike Quelle für diese Bild der Travestie lässt sich bei Quintilian aufzeigen, der die Verweiblichung des Stils („effeminata“) als körperliche Entstellung („prodigiosis corporibus“) betrachtet, Quintilian II, 5, 10-12; siehe hierzu auch Kapitel I.1.

⁸⁶⁵ Tory, Geoffroy (1970): *Champ fleury. Réproduction de l'édition de 1529*, Paris, Yorkshire, Wakefield, Lettre C.

⁸⁶⁶ *Ibid.* Tory zeigt nur zwei Fälle auf, in denen sich auch das Standardfranzösische der intonatorischen mollesse bedient und die Sonderformen innerhalb der Standardsprache darstellen: bei der Abgrenzung der Phoneme <c> und <k> - „que K. veult estre prononce sec, & pur. & le C. ung peu mol, quasi comme s’il estoit aspire“ (Ibid., Lettre K) – sowie bei der Beschreibung der phonetischen Konkretisierung des griechischen Ypsilon im Französischen: „en Francois Y. qui doibt estre prononce mol & doux“ (Ibid., Lettre Y) und „Ypsilon vault le I. doux & mol a prononcer. Car il veult estre prononce beaucoup plus doux & mol que I. Vocale latine.“ (ibid., Déclaration de la lettre grecque). In beiden

auf die Aussprache des Phonems <g>, dem in der italienischen Sprache eine im Vergleich zum Lateinischen veränderte Aussprache⁸⁶⁷ zukommt: „La quelle chose ne veult ainsi estre prononcee selon la langue Latine, car les Italiens prononcent le G. bien mol quant il est entre I. & N.“⁸⁶⁸ In beiden Fällen kommt dem Italienschen eine phonetische *mollesse* zu, die Tory jedoch erst bei der Betrachtungen des Buchstaben X über den Begriff der „vigueur“ an ein viriles Sprachkonstrukt anknüpft:

Les Italiens aussi, soubz correction, me semblent y errer, car ilz le prononcent si exile & mol, qui semble qu'ilz prononcent une S. entre deux Vocales, qui n'a si grande vigueur que a Sigma aussi entre deux Vocales.⁸⁶⁹

Sprachliche *mollesse* wird von Tory also nicht nur als italienisches Attribut gekennzeichnet, sondern als Antagonist sprachlicher „vigueur“ etabliert und entspricht somit einem Mangelzustand, den Tory schon anhand des Buchstaben H genauer charakterisiert hatte, dessen „son fust plus vertueux & vigoureux“⁸⁷⁰. Er führt seine Überlegungen anhand einiger Beispiele des Lateinischen aus und führt explizit die Anbindung an ein antikes, viriles Sprachideal ein: „En ces vocables suscripts l'aspiration n'a este veue raisonnable, si non pour y donner fermete & vigueur, comme si elles estoient enforcées de nerfz.“⁸⁷¹ Neben dem Begriffspaar „fermete“ und „vigueur“ verweist Tory auch auf die „nerfz“ der aspirierten Artikulation einiger Buchstaben und knüpft mit seinen Überlegungen an das Eingangs beschriebene semantische Feld der virilen Rhetorik an. Die italienische *mollesse* scheint dieser *virilitas* zu widerstreben und sich in jenseits der sprachlichen Stärke des herrschenden Ideals zu verorten.

Die sozialen Findungsprozesse, die mit den sprachlichen einhergehen, werden hier offenbar: im Angesicht einer Neuordnung werden die Grundprinzipien der Hegemonie über die sprachliche Reflexion in den Fokus genommen. Henri Estienne scheint in diesem Zusammenhang ein Problem in den Fokus zu nehmen, das dem männlichen der Frühen Neuzeit generell obliegt und das sich auch in den phonetischen Überlegungen Torys abzeichnet: eine aufkommende Akzeptanz für Aufweichung und Devianz der etablierten Ideale, eine Abkehr von der „vigueur“, darf

Fällen handelt es sich um phonetische Sonderregeln – im ersten Fall die Homonymie und im zweiten die Entlehnung eines Buchstaben aus einem fremden Alphabet – die eine phonetische *mollesse* nach sich ziehen, obschon diese nicht als Bestandteil des französischen Lautalphabets vorgesehen ist.

⁸⁶⁷ Siehe Waquet, Françoise (1996): „Parler latin dans l'Europe moderne. L'épreuve de la prononciation“, in: *Mélanges de l'école française de Rome* 108.1, 265-279, S. 274.

⁸⁶⁸ Tory 1970: Champ fleury., Lettre G.

⁸⁶⁹ *Ibid.*, Lettre X.

⁸⁷⁰ *Ibid.*, Lettre H.

⁸⁷¹ *Ibid.*, Lettre H.

trotzdem nicht mit einer vollständigen Zersetzung des virilen Ethos einhergehen, „La délicatesse, autrement dit, ne doit en rien compromettre quelque aspérité virile. La modération ne saurait en rien limiter persévérance et volonté.“⁸⁷² Die Orientierung am italienischen Vorbild, so zeigt sich hier, wirft hier in erster Linie die Gefahr eines alternativen Ideals auf.

Eine Sonderstellung nimmt in diesem Kontext die Übertragung des *Rerum Vulgarum Fragmenta* Petrarcas in die französische Sprache ein: In den einleitenden Worten an Katharina von Medici kommt es zu den üblichen Reverenzbekundungen, die sich aus der Ehrerbietung des Übersetzers und Herausgebers Vasquin Philieul speist und hierbei auf die Imperfektion des Französischen gegenüber seinem italienischen Nachbar eingeht. Über ein vestimentäres Bild reflektiert Philieul den aktuellen Zustand des Französischen als schlecht gekleidete Sprache – „Lequel voyant ses robes mal duisantes,/ Pour reverer personnes tant luisantes,/ Et pour son ieu en tout rendre parfait,/ D’ailleurs emprunte : ainsi i’ay faict.“⁸⁷³ – und schlägt die Möglichkeit der Übersetzung zur Aufwertung des Französischen vor. Das Reimpaar „mal duisantes/ luisantes“ verdeutlicht hierbei die zugrundeliegende Problematik anhand einer vestimentären Metapher und setzt die wenig überzeugende⁸⁷⁴ sprachliche Ausformung des Französischen mit dem Bild falsch gewählter Kleider gleich. Die Lösung ist althergebracht – der „emprunt“ aus anderen Sprachen liegt nahe.

Diese Entlehnung aus dem Französischen, die Philieul hier anvisiert, schreibt sich hierbei in einen sprachlichen wie politischen Kontext ein, der, wie Daniele Maira betont, mehr verfolgt als die reine stilistische Aufwertung: literarische deutet sich hier der aufkommende französische Petrarkismus an⁸⁷⁵ und geht einher mit einer Reflexion des kulturellen und politischen Kontaktes zwischen Italien und Frankreich⁸⁷⁶, der sich hier an eine Königin richtet, die den gleichen Transformationsprozess – von der Italienerin zur Französin⁸⁷⁷ – durchlaufen hat. Es wäre nun allerdings zu kurz gedacht, in den Ausführungen Philieuls eine Revision der Bedenken Henri Estiennes zu lesen, denn Philieul präzisiert auf der Titelseite, es handele sich um eine Übertragung des „Thuscan“⁸⁷⁸. Dieser Verweis lenkt die Lesart hin zur toskanischen Dichterschule der *Tre Corone*, die ob ihrer poetischen Sonderstellung

⁸⁷² Corbin 2011, S. 191.

⁸⁷³ Petrarca (1555): *Toutes les euvres vulgaires de François Pétrarque, contenant quatre livres de M.D. Laure d’Avignon, sa maistresse : iadis par luy composez en langage Thuscan, & mis en François par Vasquin Philieul Carpetrus Docteur es Droictz*, Avignon, Barthelemy Bonhomme, S. 2.

⁸⁷⁴ „duisant“ leitet sich im Trésor de la langue française von „duire“ ab, was mit „convenir, plaire à qqn.“ übersetzt wird.

⁸⁷⁵ Siehe Maira, Daniele (2004): „Laure d’Avignon“, literarische und politische Mythenbildung einer Muse in der französischen Renaissance“, in: Collarile, L. / Maira, D. (Hgg.): *Nel libro di Laura. Petrarca’s Liebesgedichte in der Renaissance*, Basel, Schwabe Verlag, 66-89, hier S. 84.

⁸⁷⁶ Siehe *ibid.*, S. 88.

⁸⁷⁷ Siehe *ibid.*, S. 81.

⁸⁷⁸ Petrarca 1555, Titelseite.

für eine positive, italianisierende Einflussnahme auf das Französische herangezogen werden können.

Auch Henri Estienne zeigt sich schließlich versöhnlicher mit den italienischen Spracheinflüssen, die 1578 Einzug in die *Deux Dialogues du nouveau langage françois italianizé et autrement desguizé, principalement entre les courtisans de ce temps, de plusieurs nouveaux qui ont accompagné ceste nouveauté de langage, de quelques courtisanismes modernes, et de quelques singularitez courtisanesques* finden. Diese zwei fiktiven Dialoge entspannen sich zwischen dem Kurtisanen Philausone, dessen Sprachgebrauch durchdrungen ist von fremdsprachlichen Neologismen und Italianismen und Celtophile, die später Philalèthe zur Seite steht, die beide einem normativen Sprachideal nacheifern und „langage courtisan“⁸⁷⁹ zurückweisen.

In einem den Dialogen vorangestellten Prolog in Versen, charakterisiert Estienne eine konsistenzlose, formlose Sprache ohne Spannung als „badinage“⁸⁸⁰ der sich analog zu „ceste povre et malheureuse mode“⁸⁸¹ entwickle, die schon nach „un an nous [semble] desja vieux“⁸⁸² ein „désir de nouveauté“⁸⁸³ verleite, so Estienne, zum Gebrauch einer neomodischen, auf Neologismen und Wortschöpfungen basierenden Terminologie, für die jedoch keine nennenswerte Nachhaltigkeit zu erwarten sei, sondern die, ähnlich dem Wechsel der Mode, nur kurze Popularität erreiche. Es zeichnet sich hier ein deutlicher Bruch mit den bisherigen Bestrebungen zum Überdauern des Französischen durch Imitation antiker Vorbilder ab: Estienne möchte ihre Sprache aktualisieren, merkt jedoch an, dass im Moment nur junge Menschen eine Wiederbelebung praktizieren, die jedoch zu sprachlicher Sinnlosigkeit führt: anstatt eine berüchtigte Garderobe zu pflegen und zu pflegen, um nicht sprachlich nackt zu bleiben. Der Wunsch nach Prahlerei und Neuerfindung führt zu einem ständigen Wunsch nach neuer Kleidung, der weder konstant noch dauerhaft ist.

Es ist jedoch schwierig, den ironischen Ton nicht zu bemerken, der die *Deux Dialogues* dominiert und der ein viel moderateres Urteil⁸⁸⁴ im Vergleich zu den Italianismen offenbart, das noch im *Traicté de Conformité* zwanzig Jahr zuvor vertreten wurde. Diese Ironie zeigt sich in der Transformation der Sprache von Philausone, die zunehmend von Italianismen befreit ist, sowie in den zunehmend bejahenden Zugeständnissen, denen sich Celtophile hingibt. Dieser, obschon er zunächst eine

⁸⁷⁹ Henri Estienne (1980): *Deux Dialogues du nouveau langage françois italianizé et autrement desguizé, principalement entre les courtisans de ce temps / De plusieurs nouveaux qui ont accompagné ceste nouveauté de langage / De quelques courtisanismes modernes, et de quelques singularitez courtisanesques*, éd. Pauline Mary Smith, Genf, SlaSlatkine, S. 77.

⁸⁸⁰ *Ibid.*, S. 60.

⁸⁸¹ *Ibid.*

⁸⁸² *Ibid.*

⁸⁸³ *Ibid.*

⁸⁸⁴ Siehe Cowling, David (2008): „Henri Estienne pourfendeur de l'emprunt linguistique franco-italien“, in : *Le Moyen Français* 60, S. 165-171.

deutlich abwehrende Haltung gegenüber der Annahme der Italianismen vertrat und sich für den Erhalt eines normativen Systems aussprach, erkennt schließlich den Nutzen an „vocables ausquels nous n'avons aucuns François correspondans“⁸⁸⁵ an.

Daniele Maira betonte die Bedeutung, die Henri Estienne der ständigen Modernisierung des Französischen beimisst, um die "rudesse des ancêtres" zu mildern. Die Metapher einer französischen Sprache, die ausschließlich mit alter Kleidung, das heißt anhand Entlehnungen aus den antiken Sprachen, etabliert worden ist, könnte dies auf „une réalité désincarnée qui n'existe que dans l'idéal ou dans le discours des contemporains, comme une sorte d'utopie linguistique située dans le passé“⁸⁸⁶ hindeuten. Die Realität ist dann eine moderne Sprache, die sich mit Hilfe mehrerer Einflüsse etablieren will. Nach einer ersten Zurückhaltung scheint Henri Estienne es zu wagen, das Spiegelbild noch weiter voranzutreiben als Montaigne: Nachdem Kleidung zunächst eine notwendige und wesentliche Funktion hatte, weil es notwendig war, den Körper vor Nacktheit zu schützen, erhält sie diesmal eine zweite Funktion komplexer. Ein Kleidungsbewusstsein - und damit stilistisch - wird in die Reflexion über den korrekten Gebrauch der Sprache eingeführt: Das Ornament ermöglicht die Wahl zwischen verschiedenen Formen und Erscheinungsformen und erfordert daher eine aktive Entscheidung. Zwischen einer notwendigen Decke und einer ausgewählten Kleidung ergibt sich die Möglichkeit, eine Form anstelle einer anderen wählen zu können. Die Einhaltung stilistischer Standards wird zu einer optionalen Wahl, da man nun auf Wunsch sehr gut von normativen Idealen abweichen kann. Eine solche Neupositionierung ist zwar nicht ohne Risiko - der Fall der Höflinge zeigt das Risiko eines Verlustes der Männlichkeit, der sich daraus ergibt -, kann sich jedoch langfristig als vorteilhaft erweisen. Während Thomas Scharinger in seiner breit angelegten linguistischen Untersuchung die Integration von Italianismen ins Französische der Frühen Neuzeit untersucht und dabei eine „vitalisierende Wirkung“⁸⁸⁷ des Italienischen in den Werken Henri Estiennes ausmacht, lässt sich nach den vorliegenden Betrachtungen diese Vitalisierung zusätzlich als Virilisierung lesen. Das Akzeptieren des Vorhandenseins fremder Elemente, die ursprünglich als einfache Verkleidung betrachtet wurden, kann zu einer Erweiterung des Ausdrucksreichtums führen und würde es daher ermöglichen, eine Sprache zu „endurer“⁸⁸⁸.

In Bezug auf die Etablierung und Festigung des Französischen als Nationalsprache lässt sich ausmachen, wie sich die Mechanismen in einer doppelten Bewegung sowohl anhand rein sprachtheoretischer, als auch anhand genderbasierter Merkmale reflektieren lassen und schließlich in einem Zusammenfall die Etablierungsweise über den Begriff der *mollesse* konzipieren: die stückweise Aufweichung, auch wenn

⁸⁸⁵ Estienne 1980, S. 66.

⁸⁸⁶ Siehe Maira 2020.

⁸⁸⁷ Scharinger, Thomas (2018): *Mehrsprachigkeit im Frankreich der Frühen Neuzeit*. Zur Präsenz des Italienischen, seinem Einfluss auf das Französische und zur Diskussion um das François italianizé, Tübingen, Narr Verlag, S. 371ssq.

⁸⁸⁸ Estienne 1980, S. 93.

sie zunächst als Rückschritt und Abkehr vom etablierten Ideal gelesen werden kann, zieht schließlich doch eine Fortifikation nach sich, die in dem Fortbestand einer Nation und ihrer Sprache als nationales Kapital mündet.

Schlussbemerkung

Kehren wir zum Ausgangspunkt dieses Bandes zurück, an dem wir einen Blick auf die Rhetorik der Pyrrhoneer geworfen hatten, die eine Rhetorik der „molle façon“ verkörpern, deren Wirkmacht jenseits der Sprache zur Geltung kommt. Diese durch Weichheit charakterisierte, wenig determinierte, alle Kategorien der antiken Rhetorik subvertierende Sprechweise beeinflusst zunächst die Weltanschauung über die Annahme der Sprache als epistemologisches Moment und zieht so im zweiten Schritt eine Verortung der Pyrrhoneer innerhalb eines philosophischen Gefüges nach sich, in dem es die *mollesse* ist, die diesen Strom der Skeptiker von anderen Philosophien und religiösen Weltanschauungen unterscheidet. Die Weichheit als sprachliches Faktum hat sich bis zu den Ausführungen Montaignes in einem solchen Maße verselbstständigt, dass der Humanist hier nur noch auf die *mollesse* des Sprachgebrauchs verweisen muss, um seinen folgenden Ausführungen theoretische Tiefe zu verleihen und ein sprachreflexives System aufzurufen, das im Laufe der Renaissance von den Rhetoriktraktaten ausgehend in den Common Ground der *Hommes de Lettres* übergegangen war.

Eine Rückbesinnung auf die Ursprünge der idealtypischen Rhetorik verdeutlichte den immer wieder aufgerufenen Referenzrahmen: das Männliche tritt als Archetyp für den Idealzustand ein und wird in einem nächsten Schritt in Abgrenzung zum anderem Geschlecht, dem Weiblichen, aber auch in Abgrenzung zum alten Mann und zum Kind betrachtet. Zwischen diesen Polen entsteht also das Konzept

einer Virilität, die den Ausgangspunkt für ein normatives Ordnungssystem darstellt, das sich sowohl in Abgrenzung zum anderen Geschlecht, als auch in intravirilen Abgrenzungen definiert und auf physischer Stärke, moralischer Determiniertheit und dem aristotelischen Konzept des Maßhaltens (*Sophrosyne*) fußt. Innerhalb dieses System tritt die *mollesse* in einem doppelten Sinne als Klassifizierungselement hervor: zunächst als weibliches Attribut betrachtet beschreibt sie einerseits das Antimännliche, dem virilen Ethos nicht entsprechende und tritt andererseits innerhalb des intravirilen Universums (in Form eines *amollissement*) als ausgleichendes Element im Kampf gegen unmännliches Übermaß auf.

Als konkretes Referenzmodell für Sprach- und Stilnormen wird dieses Ordnungssystem also seit der Antike in Rhetoriktraktaten übernommen, um Idealvorstellungen und Verfehlungen voneinander abzugrenzen, wobei auch die Annahme einer rhetorischen *mollesse* (und eines durch stilistische Winkelzüge hervorgerufenen *amollissement*) übernommen wird. In die französischen Sprach- und Stilüberlegungen hält das geschlechterbasierte Referenzsystem zunächst als bipolare Nomenklatur Einzug, die auf der rein phonetischen Abgrenzung des tonischen und des atonischen <e> beruht. Es ließ sich hier der Ursprung einer sich selbst entwickelnden und verselbstständigenden Metapher nachvollziehen: zunächst als rein terminologische Notwendigkeit angenommen, um zwei gegengleiche, komplementäre Phoneme voneinander abzugrenzen, gerät die Opposition von Männlichem und Weiblichen schnell in einen sich erweiternden Ergänzungsprozess, der auch komplexe sprachliche Sachverhalte zu erklären sucht. So entwickelt sich aus der geschlechterbasierten Terminologie in der französischen Frühen Neuzeit eine genderkritische Metaphorik, die, wie schon die griechisch-römischen Vorbilder, das virile Ethos und seine Verfehlungen als mehrschichtiges Referenzsystem für den Sprachgebrauch einsetzt.

Diese Metaphorik des Männlichen entwickelt sich in der französischen Renaissance zunächst analog zu seinen antiken Vorbildern und bedient sich einer virilen Idealvorstellung, die körperliche, moralische und aus dem Primat der *moderatio* hervorgehende als männlich betrachtete Normen auf den Sprachgebrauch, die Redekunst und Stilfragen überträgt. Anhand des *mollesse*-Konzeptes lässt sich zugleich aufzeigen, wie das männliche Ideal immer wieder hinterfragt wird und sich eine Aufweichung etablierter Normen zugunsten einer stilistischen *varietas* etabliert. Hierbei lässt sich die *mollesse* als fester Zustand von einem *amollissement* als Teil eines perpetuellen Verortungsprozesses unterscheiden, das sich, wie der aristotelische, besonnene Mann, dem Ideal eines gemäßigten Stils anzunähern sich und vorübergehende Mangel- und Exzesszustände zu überbrücken versteht.

Im zweiten Teil konnte aufgezeigt werden, wie die Rhetorik- und Poetiktraktate der französischen Renaissance in zweifacher Hinsicht einen Bogen von der textimmanenten Ebene zurück zu dem konkreten außertextlichen Mann schlagen. Hatte das Männliche zunächst als terminologisches, dann als metaphorisches Vergleichsmodell für den Stil gedient, misst sich nun im Umkehrschluss der Mann am Text

selbst und es entsteht eine Wechselbeziehung zwischen den zwei den Normen der *virilitas* unterworfen Größen: dem Mann und seiner Rede⁸⁸⁹.

Die erste Verknüpfung wird hier über die Definition der *officia oratoris* eingeführt, deren Funktion der Einflussnahme auf den Adressaten sich über den Begriff der *mollesse* in einem virilen Spannungsfeld beleuchten lässt. Die Beziehung zwischen zwei Männern, Redner und Zuhörer, Berater und Beratenem lässt sich als gegenseitige sprachliche Einflussnahme lesen, wobei das *amollissement* den möglichen Einfluss des Redners auf den Adressaten darstellt und wieder in einer doppelten Dynamik auftritt. Die Aufweichung dient einerseits der Entmachtung tyrannischer Herrscher und andererseits der Restaurierung einer moderaten Männlichkeit durch eine Abkehr vom Exzess.

Aus diesen Funktionen der Redekunst heraus ergibt sich eine doppelte Anspruchshaltung, zunächst an den Orator in seiner antiken Reinform, der in seiner Position als Verkörperung der Rede die sprachliche Virilität nun physisch verkörpern muss. In einem zweiten Schritt erweitern die frühneuzeitlichen französischen Texte diese Überlegungen hin zu einer generellen Verknüpfung von viriler Performanz und dem Erwerb rhetorischer Fertigkeiten. Während die Traktate zunächst die Virilität als metaphorischen Indikator für die idealtypische Redekunst eingesetzt hatten, ist es nun das Beherrschen der Redekunst die der affirmierten Männlichkeit vorausgehende Grundbedingung. Nicht der Mann tritt also als determinierendes Moment der Rede auf, sondern die Redekunst selbst generiert das Männliche – und legt gleichzeitig ein Spannungsfeld offen, innerhalb dessen ein utilitaristisches Prinzip greift und die Sedentarität einer nicht zweckgeleiteten Rhetorik den Ursprung männlicher *mollesse* darstellt.

Diese Überlegungen übertragen sich von den Rhetoriktraktaten in die Betrachtungen der „*Seconde Rhétorique*“ und legen auch für die Poesie eine an Männlichkeitsidealen orientierte Grundstruktur an. Der Poet bewegt sich hierbei in einer Parallelwelt, die zwar die Konzepte der *virilitas* als ethisches, physisches und rhetorisches Moment übernimmt, sie jedoch in einen dichterischen Raum überträgt, in dem sie eine eigene Dynamik entwickeln. So lässt sich die Konzeption einer inspirierten Dichtung nachzeichnen, die ihre Vormachtstellung mit der Logik hegemonialer Männlichkeitsstrukturen untermauert – von denen sich wiederum marginale Dichtungen abgrenzen. Diese werden, der anthropozentristischen Logik folgend, aufgrund einer *mollesse poétique* von der dominierenden platonischen Tradition ausgeschlossen und scheinen zunächst nicht an der hegemonialen Poesie teilhaben zu können. Erst durch die Aufnahme einer alternativen Virilität, die *mollesse* als männliches Attribut umzudeuten weiß, gelingt die Partizipation am poetischen System.

Über Montaigne ließ sich jedoch aufzeigen, dass eine Dekonstruktion dieser alternativen poetischen Virilität nicht fernliegt und sich eine Annäherung zwischen

⁸⁸⁹ In diesem Band ist immer wieder deutlich geworden, wie sehr sich der fluide Begriff der Rede, des Diskurses oder auch des Sprachgebrauchs anbietet, um den homo loquens im Allgemeinen und von diesem ausgehend dann den Redner oder den Dichter zu fassen.

sprachbasierten Professionen und dem gemeinen *homo loquens* vollzieht. Der dritte Teil dieser Arbeit verfolgte also die Verfestigung einer rhetorischen Metapher im Common Ground der Frühen Neuzeit und betrachtete die Verknüpfung von viriler Identität und ihrer sprachlichen Performanz vor dem Hintergrund weiblichen Sprachverhaltens. Die Sprachreflexion erneuert zunächst die Abgrenzung von männlich und weiblich definiertem Sprachverhalten unter Rückgriff auf genuin rhetorische Kategorien und überträgt so vor allem die Frage der *copia* in Überlegungen zum weiblichen Geschwätz. Die Virilität misst sich hierbei an einer Abkehr von übermäßigem Sprachgebrauch und steht zugleich vor der Herausforderung, nicht durch Schweigen in ein gegensätzliches Extrem zu verfallen – auf der Suche nach der moderaten Sprache ist das Risiko des *amollissement* ein Übel, das in einem komplementären Zusammenhang zur sprachlichen *avaritia* steht und sich lediglich als weiteres Element innerhalb eines komplexen sprachlichen Virilitätsuniversums einordnet.

Zugleich lässt sich die Frage nach der Intentionalität der sprachlichen *mollesse* stellen und in zwei Schritten beantworten. Eine gewollte Aufweichung der eigenen Sprache geht hierbei mit einer intendierten Abkehr von etablierten Normen einher – so lässt sich die *mollesse* (in Form von *copia*, *digressio* oder *obscuritas*) beispielsweise als besonderes Merkmal randständischer religiöser Gruppierungen festhalten, die sich aktiv von den Hauptströmungen des Christentums entfernen und diese Lossagung auch sprachlich markieren. Ähnlich verhält es sich mit den Skeptikern, deren philosophische Weltsicht in der Verlängerung einer sprachlichen *mollesse* lesen lässt und die auf diesem Weg ihre Position festigen und vertreten. Neben dieser Weichheit als gewähltes Alteritätsmerkmal beschreibt Erasmus männliche sprachliche *mollesse* auch als Produkt einer erkrankten, mit dem tradierten Ideal nicht mehr konformen Virilität – und konstatiert diese neue Realität. In einem doppelten Gedankenspiel schlägt er hierbei gleichermaßen eine Rückkehr zu etablierten Normen und einen Umgang mit den ungewohnten Neuerungen vor, ohne hierbei eine endgültige Lesart vorzugeben.

Diese Überlegungen aus der Betrachtung individueller männlicher Identitäten lässt sich in einem nächsten Schritt auch auf die übergreifende, sich neu entwickelnde nationalsprachliche Identität übertragen, die sich mit derselben Suche nach einer Position im durch Virilität bestimmten Gefüge konfrontiert sieht. Das Französische definiert sich in Abgrenzung zu den beiden dominanten Sprachen *par excellence* und strebt gleichzeitig nach einer Abgrenzung gegenüber dem Italienischen, dessen korrumpierender Einfluss sich zum Gemeinplatz der Frühen Neuzeit ausgewachsen hat. Über die Möglichkeit eines vorübergehenden *amollissement*, das eine sprachliche Permeabilität nach sich zieht und die Einflüsse anderer, wenn auch effeminierender Sprachen ermöglicht, wird eine Virilität des Französischen und so der französischen Nationalidentität entwickelt, die zwar ein höheres Maß an Weichheit aufweist als noch das Griechische und das Lateinische, in ihrer Wirkmacht jedoch keineswegs beschnitten ist.

Die *mollesse* als fester Zustand und das *amollissement* in einem perpetuellen Verortungsprozess haben so eine Zusammenschau sprachlich-rhetorischer, physischer und ethischer Idealvorstellungen in Abgrenzung zu verfehlten und alternativen Daseinsformen ermöglicht, die nicht nur einen Beitrag zur Kategorisierung komplexer Ordnungssysteme in frühneuzeitlichen Rhetorik- und Poetiktraktaten geleistet haben, sondern sich in einem nächsten Schritt dieses sich selbst schaffenden, neu findenden Mannes des modernen Europas annähern und seinem Streben nach Verortung und Abgrenzung zwischen Tradition und Alterität nachspüren.

Bibliographie

Literatur der Antike und des Mittelalters

Aristoteles (2018): *Rhetorik*. Übersetzt und herausgegeben von Gernot Krapinger, Stuttgart, Reclam.

Aristoteles (2017): *Poetik*. Übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann, Stuttgart, Reclam.

Aristoteles (2014): *Die Nikomachische Ethik: griechisch-deutsch*. Übersetzt von Olof Gigin, herausgegeben von Rainer Nickel, Berlin, De Gruyter.

Aristoteles (1960): *Rhétorique*. Texte établi et traduit par Médéric Dufour, Paris, Éditions des Belles Lettres.

Chrétien de Troyes (2016): *Le Chevalier au lion*, édition bilingue par Corinne Pierre-ville, Paris, Honoré Champion.

Chrétien de Troyes (1994): *Erec et Énide*, édition bilingue par Michel Rousse Paris, Flammarion.

Cicero (2014): *Brutus*, lateinisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Bernhard Kytzler, Berlin, De Gruyter.

- Cicero (2013a): *Vom rechten Handeln - De Officiis, lateinisch-deutsch*. Herausgegeben und übersetzt von Karl Büchner, Berlin, De Gruyter
- Cicero (2013b): *Rhetorik in Frage und Antwort – Partitiones oratoriae*, lateinisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Karl und Gertrud Bayer, Berlin, De Gruyter
- Cicero (2004): *Orator*. lateinisch-deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Harald Merklin, Stuttgart, Reclam
- Cicero (1994): *De l'Invention*. Texte établi et traduit par Guy Hachard, Paris, Éditions des Belles Lettres.
- Dietsch, David (Hg.) (1822): *Die Hymnen des Orpheus*. Griechisch-Deutsch, Erlangen, Palm und Enke
- Horaz (2014): *Oden und Epoden*, Berlin, De Gruyter.
- Ovid (2017): *Metamorphosen*. Herausgegeben von Niklas Holzberg, Berlin, De Gruyter.
- Platon (2014): *Phaidros*. Herausgegeben und übersetzt von Wolfgang Buchwald, Berlin De Gruyter.
- Platon (1940): *Sämtliche Werke*. Berlin: Lambert Schneider
- Plutarch (2003): „Du Bavardage“, in: *Œuvres morales*, Bd. 7.2, édition établie par J. Dumortier, Les Belles Lettres, Paris.
- Plutarch (1581): *Les Oeuvres morales et philosophiques Texte imprimé de Plutarque; translatees de Grec en François, reuenës et corrigees en ceste presente edition en plusieurs passages par le Traducteur Jacques Amyot*, Paris, Jean Macé.
- Quintilian (2011): *Ausbildung des Redners – Institutio oratoria*. 12 Bd., lateinisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Helmut Rahn, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Quintilian (1975): *L'Institution Oratoire*, édition et traduction par Jean Cousin, 7 Bd., Paris, Les Belles Lettres, hier VIII, 3, 6.
- Rhetorica ad Herennium* (2019). Herausgegeben und übersetzt von Thierry Hirsch, Stuttgart, Reclam
- Seneca (2001): *Epistulae morales*. Exempla 12, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 115, 2.
- Tacitus (1960): *Dialogue des orateurs*, XVIII, édition critique pas Goelzer et traduction par H. Bornecque, Paris, Les Belles Lettres

Literatur der Renaissance

Anonym (1700): *Ein schöne Auflegung deß Eyd-Schwurs*, Augsburg, Johann Philipp Steudner.

Alciato, Andrea (1615): *Les Emblemes traduits en rime Francoises, enrichis de belles figures, & esclarcis par petits commentaires, lesquels expliquent les fables & histoires qui y sont contenues*, traduction par Jean Lefevre et Jean II de Tournes, Cologny, Jean II de Tournes.

Alciato, Andrea (1591): *Emblemata*, Leiden, Officina Plantiniana.

Alciato, Andrea (1558): *Toutes les emblemes*, Lyon, Guillaume Rouille.

Alciato, Andrea (1556): *Emblematum Libri II*, Lyon, Stockhammer.

Alciato, Andrea (1550): *Emblemata*, Lyon, Guillaume Rouille.

Alciato, Andrea (1546): *Emblematus Libellus*, Venedig, Aldus.

Amyot, Jacques (1805): *Projet de l'éloquence royale composé pour Henry III, roi de France*, Paris, Lamy.

Baïf, Jean-Antoine de (1966): *Les Amours de Francine*. 2.Bd. Hg. von Ernesta Caldarini, Genf, Droz.

Boccaccio (1558): *Le Decameron* de M. Jean Bocace florentin; traduit d'italien en françoys par maistre Antoine le Maçon, Lyon, Guillaume Rouille.

Boccaccio (1998): *Genealogie deorum gentilium*, de montibus, silvis, fontibus, lacubus, fluminibus, stagnis seu paludibus, de diversis nominibus maris, in : *Tutte le opere*, Bd. 7 und 8, Mailand, Mondadori.

Budé, Guillaume de (1982): *L'Institution du prince chrétien*. Traduction et annotations par Maxim Marin, Köln, Hochschulschriften.

Calvin, Johannis (2005): „Contre la secte phantastique et furieuse des libertins qui se nomment spirituelz“, in: Calvin, Jean/Ioannis Calvini: *Scripta Didactica et Polemica*, Vol.I. Texte édité par Mirjam van Veen, Genf, Droz, 42-195.

Camus, Jean-Pierre (1610): *Les Diversitez de Messire Jean Pierre Camus Evesque & Seigneur de Belley*, Lyon, Jean Pillehotte

Dante (2011): *La commedia*, übersetzt und herausgegeben von Hartmut Kühler, 3 Bd. Stuttgart, Reclam.

De Longueil, Christophe (1989): „Oratio de laudibus divi Ludovici, atque Francorum, habita Pyctavii, in coenobio fratrum minorum. Anno Domini 1510; Extrait:

Épître à François, duc de Valois, comte d'Angoulême et futur roi de France“, in: Longeon, C. (Hg.): *Premiers combats pour la langue française*, Paris, LGF, 28-31.

Demosthenes (1989): „Les quatre Philippiques de Demosthene, prince des orateurs de Grece, nouvellement translätées de grec en francois par Jehan Lalemant, & et dediées au reverendissime Cardinal de Ferrare. Avec privilege. Extrait: Pièces liminaires, Sonnet“, in: Longeon, C. (Hg.): *Premiers combats pour la langue française*, Paris, LGF, 139.

Dolet, Étienne (1972): *La manière de bien traduire d'une langue en aultre*. Inclus in le recueil: *Quatre traités de grammaire*, Genève, Slatkine.

De Beaune, Jacques (1972): *Discours comme une langue vulgaire se peult perpetuer (1548)*. Inclus dans le recueil: *Quatre traités de grammaire*, Genève, Slatkine.

Du Bellay, Joachim (2007): *La Deffence et illustration de la langue françoise*. Édition critique par Jean-Charles Monferran, & *L'Olive*. Texte établie avec notes et introduction par Ernesta Caldarini, Genf, Droz.

Du Bellay (1994): *Les Regrets. Suivi de Les Antiquités de Rome. Le Songe*, Paris, LGF.

Du Pont, Gratien (2012): *Art et science de rhétorique metriffiée*. Édition critique par Véronique Montagne, Paris, Classiques Garnier.

Erasmus (2020): *On copia of words and ideas*. Translated from the Latin and with an introduction by Donald King, Milwaukee, Marquette University Press.

Erasmus (2002): *La Langue*. Introduction, traduction et annotations de Jean-Paul Gillet, Genève, Labor et Fides.

Erasmus (1995): *Dialogus cui titulus Ciceronianus sive De optimo dicendi genere*. Hg. Von Theresia Payr, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Erasmus (1978): *Correspondance*. 12 Bd. Herausgegeben von Alois Gerlo und Paul Forriers, Brüssel, University Press.

Erasmus (1968): *Fürstenerziehung – Institutio Principis Christiani*. Einführung und Übersetzung von Anton Gail, Paderborn, Schöningh.

Erasmus (1703): *Opera omnia*. 10 Vol., Hildesheim (reprint 1961-62), Lugundi Batourum.

Erasmus (1645): *De Utraque verborum ac rerum copia*, lib. II. Ad sermonem et stylum, Amstelodamum, Ioannem IanBonium.

Erasmus (1544): *Von der Zung: Des nimmer hoch gelobstenen D. Erasmi von Rotterdam, vnd wird darinn angezeigt was die Zung sei, wie sie das best vnnd das böst glied sei ... Auch findest schöne Arznei Zungen ...*, übersetzt von Johann Heroldt, Straßburg, Beck Verlag.

Estienne, Henri (1980): *Deux Dialogues du nouveau langage françois italianizé et autrement desguizé, principalement entre les courtisans de ce temps / De plusieurs nouveauez qui ont*

accompagné ceste nouveauté de langage / De quelques courtisanes modernes, et de quelques singularitez courtisanesques. Édition critique par P.-M. Smith, Genève, Slatkine.

Estienne, Henri (1972): *Traicté de la conformité du langage françois avec le Grec (1565) suivi de De Latinitate Falso Suspecta (1576) et de Project du livre intitulé: De la Precellence du langage françois (1579)*, Genève, Slatkine.

Fabri, Pierre (1969): *Le Grand et vrai art de pleine rhétorique*. 3 Bd. Hg. von A. Héron, Genf, Slatkine.

Ficino, Marsilio (2008): *Commentaries on Plato. Bd. 1. Phaedrus and Ion*, Cambridge, Harvard University Press.

Ficino, Marsilio (1984): *Über die Liebe oder Platons Gastmahl*. Übersetzt von Karl Paul Hausse, herausgegeben von Paul Richard Blum, Hamburg, Meiner.

Ficino, Marsilio (1964): *Théologie platonicienne de l'immortalité des âmes*. 2 Bd. Édition critique par Raymond Marcel.

Franciscus Patricus / Gilles d'Aurigny (1554): *Le livre de police humaine, contenant brève description de plusieurs choses dignes de mémoire, extrait des grands volumes de François Patrice par maistre Gilles d'Aurigny... et nouvellement traduit de latin en françois par maistre Jehan le Blond, curé de Branville... revu et corrigé avec grand' diligence par ledict translateur. - La seconde partie du Livre de police humaine... Ensemble un brief recueil du livre d'Érasme qu'il a composé de l'enseignement du prince chrestien*, Paris, Thiboust.

Fouquelin, Antoine (1990): „La Rhétorique française“, in: Goyet, Francis (Hg.): *Traité de poétique et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, 345-464.

Giambullari, Pierfrancesco (1986): *Regole della lingua fiorentina*. A cura di Ilaria Bonomi, Florenz, Presso l'Accademia.

Guinizelli, Guido (1960): „Al cor gentil rempaira sempre amore“, in: Contini, G. (Hg.): *Poeti del Duecento*, Mailand, Ricciardi.

Isidorus Hispalensis / Isidor von Sevilla (2020): *Étymologies*. Édition critique par Olga Spevak, Paris, Les Belles Lettres.

„L'Art et science de rhétorique“ (1974), in: Langlois, Ernest (Hg.): *Recueil d'arts de seconde rhétorique*, Genève, Slatkine.

„L'instructif de la Seconde Rhétorique“ (2015), in: Berthon, Guillaume et. al. (Hgg.): *La Muse et le Compas: poétiques à l'aube de l'âge moderne*, Paris, Classiques Garnier, 15-196.

Laktanz (1974): *L'ouvrage du Dieu créateur*. Édition critique par Michel Perrin, Paris, Édition du Cerf.

Laudun d'Aigaliers, Pierre (2000): *L'art poétique français*. Édition critique sous la direction de Jean-Charles Monferran, Paris, Sociétés des Textes Français Modernes

Léry, Jean de (1975): *Histoire d'un voyage fait en la terre de Brésil*, Hg. Jean-Claude Morisot, Genf, Droz.

Meigret, Louis (1980): *Le Traité de la Grammaire française* (1550), Édition critique établie selon l'orthographe moderne par Franz Josef Hausmann, Tübingen, Narr Verlag.

Meigret, Louis (1979): *Traité touchant le commun usage de l'écriture française*. Édition critique par Keith Cameron, Exeter, University Printing Unit

Molinet, Jean (2015): „L'Art de rhétorique“, in: Berthon, G. et al. (Hgg.): *La Muse et le Compas: poétiques à l'aube de l'âge moderne*, Paris, Classiques Garnier, 195-296.

Montaigne, Michel de (1999): *Les Essais*. Édition conforme au texte de l'exemplaire de Bordeaux avec les additions de l'édition posthume par Pierre Villey; sous la direction et avec une préface de Verdun-Lous Saulnier, 3 Bd., Paris, Presses universitaires de France.

Paradin, Claude (1614): *Devises heroïques, et emblèmes*, Lyon, Jean de Tournes et Guillaume Gazeau.

Peletier Du Mans, Jacques (1990): „Art poétique“, in: Goyet, Francis (Hg.): *Traité de poétique et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, 235-344.

Peletier du Mans, Jacques (1966): *Dialogue de l'ortografe e Prononciacion Française (1555)*, suivi de *La Réponse de Louis Meigret*, édition critique par Lambert C. Porter, Genf, Droz.

Petrarca (1555): *Toutes les euvres vulgaires de François Pétrarque*, contenant quatre livres de M.D. Laure d'Avignon, sa maistresse : iadis par luy composez en langage Thuscan, & mis en François par Vasquin Philieul Carpetras Docteur es Droictz, Avignon, Barthelemy Bonhomme.

Ronsard, Pierre de (1994): *Œuvres complètes*. Édition par Jean Céard, Daniel Ménager et Michel Simonin, 2 Bd., Bd. II, Paris, Gallimard.

Ronsard, Pierre de (1993a): *Œuvres complètes*. Édition par Jean Céard, Daniel Ménager et Michel Simonin, 2. Bd., Bd. I, Paris, Gallimard.

Ronsard, Pierre de (1990): „Abrégé de l'art poétique français“, in : Goyet, Francis (Hg.): *Traité de poésie et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, 465-493.

Ronsard, Pierre de (1968): *Œuvres complètes*. Édition critique par Paul Laumonier. Bd. V, Paris, Marcel Didier.

Scaliger, Jules César (1994-2011): *Poetices libri septem. Sieben Bücher über die Dichtkunst*. 6 Bände, Hrsg. von Luc Deitz, Gregor Vogt-Spira, Stuttgart, Frommann-Holzboog.

Scève, Maurice (2004) : *Délie, objet de plus haute vertu* ; édition par Gérard Defaux, Genf, Droz.

Sébillot, Thomas (1990): „Art poétique françois“, in: Goyet, Francis (Hg.): *Traité de poésie et de rhétorique de la Renaissance*, Paris, Librairie Française Générale, 37-183.

Seyssel, Claude de (1559): *Les Histoires universelles de Trogue Pompée, abbregees par Iustin Historien, translatees de Latin en François, par Messire Claude de Seyssel Evesque de Marseille, & depuis Archevesque de Thurin: Dediees à très Chrestien & tres victorieux Roy Loys XII de ce nom*, Paris, Michel de Vascosan.

Speroni, Sperone (1975): *Dialogo delle Lingue*, München, Fink.

Tabourot, Estienne (1986): *Les Bigarrures du Seigneur des Accords*, fac-similé de l'édition de 1588, notes et variantes de Francis Goyet, Genf, Droz.

Tory, Geoffroy (1970): *Champ fleury*. Réproduction de l'édition de 1529, Paris, Yorkshire, Wakefield.

„Traicté de rhétorique“ (2015), in: Berthon, Guillaume et. al. (Hgg.): *La Muse et le Compas: poétiques à l'aube de l'âge moderne*, Paris, Classiques Garnier, 297-330.

Vauquelin de la Fresnaye (1970): *L'Art poétique de Vauquelin de la Fresnaye ou l'on peut remarquer la perfection et le défaut des anciennes et des modernes poésies*. Texte conforme à l'édition de 1605, édité par Georges Pellissier, Genf, Slatkine.

Historische Wörterbücher

Dictionnaire Francoislatin, contenant les mots et manières de parler Fracois tournez en latin, Paris, Robert Estienne, 1539.

- Godefroy, Frédéric (1881-1902): *Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du 9^e au 15^e siècle*, Paris, Classiques Garnier.
- Huguet, Edmond (1925-1967): *Dictionnaire de la langue française du 16^e siècle*, Paris, Classiques Garnier.
- Jean Nicot (1606): *Thésor de la langue françoise autant ancienne et moderne*, Paris, David Douceur.
- Tobler-Lommatzsch (1965): *Altfranzösisches Wörterbuch. Adolf Toblers nachgelassene Materialien*, bearbeitet und herausgegeben von Erhard Lommatzsch, Wiesbaden, Franz Steiner Verlag.
- Wartburg, Walther von (1966): *Französisches Etymologisches Wörterbuch*, Basel, Zbinden Druck und Verlag.

Sekundärliteratur

- Abecassis, Jack (2017): „Randomness and Narrativity: A Cognitive Reassessment of Fortune and Nonsense in Montaigne's *Essais*“, in: *MLN* 132.4, 1037-1061.
- Achard, Guy (1985): „L'auteur de la Rhétorique à Herennius“, in: *Revue des études latines* 63. 56-68.
- Acquier, Marie-Laure (2008): „Avant-propos. Prose d'idées, prose de pensée, un bilan. Prose d'idées, prose de pensée, bilan d'une réflexion“, in: *Cahiers de narratologie* 14, 1-8.
- Adamietz, J. (1992): „Asianismus“, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen, Niemeyer, 1114-1120.
- Adams, James Noel (1982): *The latin sexual vocabulary*, London, Duckworth
- Allen, Jeffner / Young, Iris Marion (1989): *The Thinking Muse. Feminism and modern french philosophy*, Bloomington, Indiana University Press.
- Altman, William (Hg.) (2015): *Brill's Companion to the reception of Cicero*, Leiden/Boston, Brill.
- Andersson, Benedikte (2016) : „Patronage des Muses et construction générique : l'exemple de l'épigramme ronsardienne“, in : Galand-Hallyn, P. / Pouey-Mounou, A.-P.

(Hgg.): *La muse s'amuse. Figures insolites de la Muse à la Renaissance*, Genf, Droz, 235-256

Auerbach, Erich (1946): *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, Tübingen, Francke.

Austin, John Longshaw (1981): *How to do things with words: the William James lectures delivered at Harvard University in 1955*, Cambridge, University Press.

Badinter, Élisabeth (2005): *XY, de l'identité masculine*, Paris, LGF.

Bady, René (1959): „Un concours de poésie dans les *Essais*“, in: *Bulletin de l'Association Guillaume Budé* 18, 527-534.

Balsamo, Jean (2015): *L'amorevolezza verso le cose italiane: le livre italien à Paris au XVI^e siècle*, Genf, Droz.

Balsamo, Jean (2004): „Les lieux communs de l'italophobie en France à la fin du XVI^e siècle“, in: Bertaud, Madelaine (Hg.): *Travaux de Littérature. Les Grandes Peurs 2. L'Autre*, Actes du colloque de Nancy 30/09-03/10/2003, Genève, Droz, 273-286.

Balsamo, Jean (1992): *Les Rencontres des muses. Italianisme et anti-italianisme dans les Lettres françaises de la fin du XVI^e siècle*, Genève, Slatkine.

Bässler, Andreas (2017): „Von der Ekphrasis zum Emblem bei Andrea Alciato“, in: Hoepel, I./McKeown, S. (Hgg.): *Emblems and impact: von Zentrum und Peripherie der Emblematis: selected proceedings of the 10th International Conference of the Society for Emblem Studies, 27 July-1 August 2014, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel*, Newcastle, Cambridge Scholar Publishing, 295-319.

Blumenberg, Hans (1998): *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt am Main, Suhrkamp.

Bois, Jean-Pierre (1989): *Les Vieux. De Montaigne aux premières retraites*, Paris, Fayard.

Boedy, Matthew (2018): *Speaking of Evil: Rhetoric and the Responsibility to and for Language*, Maryland, Lexington Books.

Born, Robert, et al. (Hg.) (2015): *L'Empire du Sultan: le monde Ottoman dans l'art de la Renaissance*, Brüssel, Lanoo.

Boudou, Bénédicte „La laideur italienne, selon Estienne“, in: Legrand, M.-D./ Picciola, L. (Hgg.): *Propos sur la laideur et les Muses: figurations et défigurations de la beauté*, Nanterre, Imprimerie de l'Université Paris-Nanterre, Bd.1, 143-156.

Bourdieu, Pierre (2002): *La domination masculine*, Paris, Seuil.

Brahami, Frédéric (1997): *Le scepticisme de Montaigne*, Paris, Presses universitaires de France.

Brancher, Dominique (2024) : „Montaigne, transfuge émotionnel“, in: *Montaigne Studies An Interdisciplinary Forum*, n° 36, *Montaigne and Gender*, 56-67.

Brancher, Dominique (2021): „Corps ‘tendre’ et esprit ‘mousse’. Gymnastique et relaxation chez Montaigne “, in: Maira, D. (Hg.) : *Mollesse renaissantes. Défaillances et assouplissement du masculin*, Genf, Droz, 133-153.

Breitenberg, Mark (1993): „Anxious Masculinity: Sexual Jealousy in Early modern England“, in: *Feminist Studies* 19.2, 377-398.

Brisson, Luc (2000): „Le discours comme univers et l'univers comme discours“, in: Brisson, L.: *Lectures de Platon*, Paris, Vrin, 209-218.

Burnet, John (1966): *Aristote on Education*. Cambridge, Cambridge University Press.

Butler, Judith (172014): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M., Suhrkamp.

Butler, Judith (1988): „Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory“, in: *Theatre Journal* 40.4, 519-531.

Butterworth, Emily (2016): *The Unbridled Tongue. Babil and Gossip in Renaissance France*, Oxford, Oxford University Press.

Cameron, Deborah (1995): *Verbal Hygiene*, London, Routledge.

Caron, Philippe (2004) (Hg.): *Les remarqueurs sur la langue française de XVIe siècle à nos jours*, Rennes, La Licorne. Presses Universitaires de Rennes.

Carrington, Laurel (1989): „Erasmus' Lingua: The Double-Edged Tongue“, in: *Erasmus Studies* 9.1, 106-143.

Casagrande, Carla/ Vecchio, Silvana (2007): *Les péchés de la langue: discipline et éthique de la parole dans la culture médiévale*, traduit par Philippe Baillet, Paris, Cerf.

Casals, Marie-Noëlle (2001): „La vérité comme indice dans trois poétiques du premier XVII^e siècle: Jean Vauquelin de La Fresnaye, Pierre de Deimier, Jean Chapelain“, in: *Dix-septième Siècle*, 201.1, 19-33.

Castor, Grahame (1964): *Pléiade Poetics. A study in sixteenth century thoughts and terminology*, Cambridge, University Press.

Catach, Nina (1991): „Mythes et réalités de l'orthographe“, in: *Mots. Les langages du politique* 28, 6-18.

Catach, Nina (1997): „Orthographe de la Renaissance: Perspectives d'ensemble“, in: *L'Information grammaticale* 74, 32-38.

Catach, Nina (1982): „Orthographe et conception de la langue en 1550“, in: *Histoire Épistémologie Langage* 4.2, 79-91.

Cave, Terence (2003): „Polygraphie et polyphonie: écritures plurielles de la Renaissance à l'époque classique“, in: *Littératures classiques* 49, 385-400

Cave, Terence (1999): *Pré-Histoires. Textes troublés au seuil de la modernité*, Genf, Droz.

Cave, Terence (1979): *The cornucopian text: problems of writing in the French Renaissance*, Oxford, Clarendon Press.

Cave, Terence (1973): „Mythes de l'abondance et de la privation chez Ronsard“, in: *Cahiers de l'Association internationale des études françaises* 25, 247-260

Cave, Terence (1970a): „The triumph of Bacchus and its interpretation in the French Renaissance: Ronsard's *Hymne de Bacchus*“, in: Levi, A. (Hg.): *Humanism in France at the end of the Middle Ages and in the early Renaissance*, New York, Manchester University Press, 249-270.

Cave, Terence (1970b): „Ronsard's Bacchic Poetry: from the 'Bacchanales' to the 'Hymne de l'automne'“, in: *L'Esprit créateur* 10.2, 104-116.

Cernogora, Nadia (2021): „Le style mou et efféminé : « genre » et imaginaire du style dans la poétique de la Renaissance“, in : Maira, D. (Hg.) : *Mollesse renaissantes. Défaillances et assouplissement du masculin*, Genf, Droz, 259-280.

Cernogora, Nadia et al. (Hgg.) (2019): *Arts de poésie et traités du vers français : (fin XVI^e-XVII^e siècles): langue, poème, société*, Paris, Classiques Garnier.

Cernogora, Nadia (2016): „Apories du discours théorique. Les exemples de métaphores dans *La Rhétorique française* d'A. Fouquelin et *L'Académie de l'Art poétique* de P. de Deimier“, in: Petey-Girard, B. / Trotot, C. (Hgg.): *Métaphore, savoirs et arts au début des temps modernes*, Paris, Classiques Garnier, 43-62.

Cernogora, Nadia (2015): „Apories du discours théorique. Les exemples de métaphores dans «La Rhétorique française» d'A. Fouquelin et «L'Académie de l'Art poétique» de P. de Deimier“, in: Petey-Girard, B. / Trotot, C. (Hgg.): *Métaphore, savoirs et arts au début des temps modernes*, Paris, Classiques Garnier, 43-62.

- Chatard, A., Guimond, S., Lorenzi-Cioldi, F. & Désert, M. (2005). „Domination masculine et identité de genre“, in : *Les Cahiers Internationaux de Psychologie Sociale*, 67-68, 113-123. <https://doi.org/10.3917/cips.067.0113>
- Chernetsky, Irina (2016): „*The Creation of the World by Virgil Solis*“, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 79.2, Online Edition <https://doi.org/10.1515/ZKG-2016-0018>.
- Chevrier, Alain (1996): *Le sexe des rimes*, Paris, Les Belles Lettres, S. 39-74.
- Chomarat, Jacques (1981): *Grammaire et rhétorique chez Érasme*, 2 Bd., Paris, Éditions des Belles Lettres.
- Combronde, Caroline (1999): „Les platoniciens de l'art à la Renaissance“, in: *Revue Philosophique de Louvain* 97.2, 268-288.
- Compagnon, Antoine (1983): „A Long Story Short: Montaigne's Brevity“, in: *Yale French Studies* 64, 24-50.
- Connell, Raewynn (2014): *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise des Männlichen*, Wiesbaden, Springer.
- Connolly, Joy (2010): „Virile Tongues: Rhetoric and Masculinity“, in: Dominik, W./Hall, J. (Hgg.): *A Companion to Roman Rhetoric*, Malden, Blackwell, 83-97.
- Conte, Sophie (2010): „Physiologie du style: la métaphore du corps in les traités de rhétorique latins“, in: Chirron, S. / Lévy, C. (Hgg.): *Les noms du style in l'antiquité Gréco-Latine*, Louvain-Paris-Walpole, Éditions Peeters, 279-298.
- Corbin, Alain / Courtine, Jean-Jacques / Vigarello, Georges (2011) (Hgg.): *Histoire de la virilité en 3 volumes. Tome 1, L'invention de la virilité, de l'antiquité aux Lumières*, Paris, Seuil.
- Corbin, Alain, Courtine, Jean-Jacques, Vigarello, Georges (Hgg.) (2016) : *Histoire des émotions. T1. De l'Antiquité aux Lumières*, Paris, Éditions du Seuil, Digitale Ausgabe (ohne Seitenzahlen).
- Cornilliat, François (2007): « *Or ne mens* ». *Couleurs de l'éloge et du blâme chez les « Grands Rhétoriciens »*, Paris, Classiques Garnier.
- Cornilliat, François (2005): „Usages éthiques de l'épiphonème chez Jean Molinet“, in: *Seizième Siècle* 2005.1, 47-61.
- Corneau, Guy (2003): *Père manquant, fils manqué*, Montréal, Édition de l'Homme.

Couzinet, Marie-Dominique (2004): „Notes sur la reprise de la logique sceptique par Montaigne dans ‚L'Apologie de Raymond Sebond‘“, in: *Bruniana & Campanelliana* 10.1, 27-39.

Cowling, David (2008): „Henri Estienne pourfendeur de l'emprunt linguistique franco-italien“, *Le Moyen Français*, 60, S. 165-171.

Cox, Darrin (2012): *Aristocratic Masculinity in France 1450-1550: From Knight to Couturier*, New York, Edwin Mellen Press.

Croll, Morris (1966): „Juste Lipse et le Mouvement Anticicéronien à la Fin du XVIe et au Début du XVIIe siècle“, in: Evans, Robert / Patrick, Max (Hgg.): *Style, Rhetoric and Rhythm*. Essays by Morris W. Croll, Princeton, Legacy Library, 7-44

Croll, Morris (1969): *"Attic" and baroque prose style: the anti-Ciceronian movement; essays by Morris William Croll*. Edited by J. Max Patrick and Robert O. Evans, with John M. Wallace, Princeton, University Press.

Cummings, Brian (2009): „Erasmus and the End of Grammar: Humanism, Scholasticism, and Literary Language“, in: *New Medieval Literatures* 11, 249-270 (<https://doi.org/10.1484/J.NML.1.00593>).

Dauvois, Nathalie (2019): „Le modèle poétique horatien à la Renaissance. L'exemple de Du Bellay et Ronsard.“, in: *Revue d'histoire littéraire de la France* 19.4, 777-788.

Dazard, Noël (2000): „La mesure de Tabourot des Accords“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 73-90.

Dellaneva, John (Hg.) (2007): *Ciceronian Controversies*, Harvard University Press, London.

Delumeau, Jean / Roche, Daniel (Hgg.) (1990): *Histoire des Pères et de la paternité*, Paris, Larousse.

Delumeau, Jean (1974): „Discours sur le courage et sur la peur à l'époque de la Renaissance“, in: *Revista de Historia* 50, 147-161.

Demers, Jeanne (1993): „La poétique selon Montaigne“, in: *Études françaises* 29.2, 27-44 (<https://doi.org/10.7202/035907ar>).

Demonet, Marie-Luce (2001): „Langue naturelle et langue coutumière chez Etienne Pasquier et Montaigne“, in: Argod-Dutard, F. (Hg.): *Histoire et littérature au siècle de Montaigne: mélanges offerts à Claude-Gilbert Dubois*, Genf, Droz, 207-220.

- Demonet, Marie-Luce (2000): „Le statut de l'écrit et du visible in les genres traités par Tabourot“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 11-28.
- Demonet, Marie-Luce (1992): *Les Voix du signe: nature et origine du langage à la Renaissance (1480-1580)*, Paris, Champion.
- Derrida, Jacques (1972): „Signature événement contexte“. In: *Marges de la philosophie*. Paris, S. 365-393.
- Desan, Philippe (2002): *L'imaginaire économique de la Renaissance*, Paris, Presses Universitaires de la Sorbonne.
- Dickson, Keith (1993): „Nestor among the Sirens“, in: *Oral Traditions* 8.1, 21-58.
- Dihle, A. (1992): „Attizismus“, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen, Niemeyer, Bd. I, 1163-1176.
- Domanski, Juliusz (1984): „Philosophie und Rhetorik bei Erasmus von Rotterdam“ in Otwinowskiej, Barbara (Hg.): *Retoryka a literatura*, Warsowie, Wydawnictwo polskiej akademii nauk, 27-38.
- Douay-Soublin, Françoise (1990): „Non, la rhétorique française, au XVIIIe siècle, n'est pas ‚restreinte‘ au topos“, in: *Histoire Épistémologie Langage* 12.1, 123-132.
- Dotoli, Giovanni (2007): *La voix de Montaigne. Langue, corps et parole dans les Essais*, Paris, Lanore.
- Dumézil, Georges (1969): *Idées romaines*, Paris, Gallimard.
- Eden, Kathy (2015): „Cicero's Portion of Montaignes Acclaim“, in: Altman, William (Hg.): *Brill's Companion to the reception of Cicero*, Leiden/Boston, Brill, 39-55.
- Egmon, Florike/Zwijnenberg, Robert (2003): *Bodily Extremities: Preoccupations with the Human Body in Early Modern European Culture*, New York, Routledge.
- Eire, Carlos. (1985): „Prelude to Sedition? Calvin's Attack on Nicodemism and Religious Compromise“, in: *ARG* 76, 120-145.
- Erlebach, P. (1992): „Barbarismus“, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, XII Tomes, Tome I, Tübingen, Niemeyer, 1281-1285.
- Fanlo, Jean-Raymond (2001): „« Admirables inconstances »: les plaisirs de l'inspiration dans les *Odes* de Ronsard“, in: *Littérature*s 45, 23-36.

Ferguson, Gary (2024): „Montaigne and Gender“, in: *Montaigne Studies An Interdisciplinary Forum*, n° 36, *Montaigne and Gender*, 3-7.

Ferguson, Gary (2021): „« Licence grecque », hardiesse et mollesse dans les *Essais* de Montaigne“, in : Maira, D. (Hg.) : *Molleses Renaissance. Defaillances et assouplissement du masculin*, Genf, Droz, 417-437.

Ferroul, Yves (1996): „Théorie des humeurs et sexualité“, in: *Androl.* **6**, 311–319. DOI: <https://doi.org/10.1007/BF03035286>.

Fiorato, Adeline (2003): „Bandello au secours de Scaliger dans la polémique sur le Ciceronianus d'Erasmus“, in : *Studi Francesi* 139, 124-134.

Formarier, Marie (2013): „Discours et ethos viril chez Cicéron et Quintilien“, in: Guérin, C./Siouffi, G./Sorlin, S. (Hgg.): *Le rapport éthique au discours. Histoire, pratiques, analyses*, Bern et al., Peter Lang, 177-195.

Foucault, Michel (1984): *Histoire de la sexualité*, Paris, Gallimard.

Fournier, Martine (2006): „Les rapports de domination. À propos de *La Domination masculine*, Pierre Bourdieu“, Régis M. (Hg.) : *Les mécanismes de la Violence. États - Institutions - Individu*. Éditions Sciences Humaines, 249-252.

Franchet, Henri (1923): *Le poète et son œuvre d'après Ronsard*, Paris, Champion.

Fumaroli, Marc (1994): *L'Âge de l'Éloquence. Rhétorique et « res literaria » de la Renaissance au seuil de l'époque classique*, Paris, Albin Michel.

Furetière, Antoine (1970): *Dictionnaire universel contenant généralement tous les mots français tant vieux que modernes et les termes de toutes les sciences et des arts*, Genf, Slatkine.

Galand-Hallyn, Perrine (1994): *Le reflet des fleurs. Description et métalangage poétique d'Homère à la Renaissance*, Genève, Droz

Galand-Hallyn, Perrine / Hallyn, Fernand (Hgg.) (2001): *Poétiques de la Renaissance: le modèle italien, le monde franco-bourguignon et leur héritage en France au XVIe siècle*, Genf, Droz.

Garin, Eugenio (1990): *L'Homme de la Renaissance*, Paris, Seuil.

Garin, Eugenio (1966): *Geschichte und Dokumente der abendländischen Pädagogik*. Bd. II. Humanismus, Hamburg, Rowohlt.

Garrier, Gilbert (1998): *Histoire sociale et culturelle du vin*, Paris, Larousse.

Garside-Allen, Christine (1971): „Can a Woman be Good in the Same Way as a Man?“, in: *Dialogue* 10, 534-544.

Gasbarra, Shane (1991): „Lingua quo vadis? Language and community in Erasmus's *Lingua*“, in: *Viator – Medieval and Renaissance Studies* 22, 343-355.

Genep, Arnold von (1981): *Les rites de passage: étude systémat. des rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, des funérailles, des saisons, etc.*, Paris, Picard.

Genre, André (1997): *L'Esthétique de Ronsard*, Paris, SEDES.

Gibson, Joan (1989): „Educating For Silence: Renaissance Women and the Language Arts“, in: *Hypatia* 4.1, 9-27 (<https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.1989.tb00865.x>).

Gildenhard, Ingo / Zissos, Andrew (2007): „Barbarian variations: Tereus, Procne and Philomela in Ovid (*Met.* 6.412-674) and Beyond“, in: *Dictynna* 4, Online Edition <http://journals.openedition.org/dictynna/150>.

Girard, René (1961): *Mensonge romantique et vérité romanesque*, Grasset, Paris.

Glenn, Cheryl (1997): *Rhetoric Retold: Regendering the Tradition from Antiquity Through the Renaissance*, Carbondale, Southern Illinois University Press.

Glidden, Hope (1982): „Latin, français, graphisme in les jeux linguistiques de Tabourot des Accords“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 15, 56-62.

Gordon, Alexander (1997): „Les figures de rhétorique au XVIe siècle“, in: *L'Information grammaticale*, no. 75, 15-21.

Goyet, Francis (2018): *Le sublime du „lieu commun“. L'invention rhétorique dans l'Antiquité et la Renaissance*, Paris, Classiques Garnier.

Grundmann, Herbert (1976): „Der Typus des Ketzers in mittelalterlicher Anschauung“, in: Grundmann, Herbert: *Ausgewählte Aufsätze*, Stuttgart, Hiersemann, 313-327.

Guerrier, Olivier (2015): „Dans l'«arrière-boutique» de l'inventaire. «La fortune se rencontre souvent au train de la raison» («Essais», I, 34)“, in: Desan, P. (Hg.): *Les Chapitres oubliés des «Essais» de Montaigne*. Actes des journées d'ét. à la mémoire de

Michel Simonin, Univ. of Chicago (Paris), 9 avril et 5 novembre '10, Paris, Honoré Champion, 107-126.

Hammond, Nicholas (2011): *Gossip, sexuality and scandal in France (1610-1715)*, Oxford, Peter Lang.

Hammond, Nicholas (2008): „Bavardages et masculinités au XVII^e siècle“, in: *Itinéraires* 2008/1, 91-105.

Hausmaninger, Herbert / Selb, Walter (2001): *Römisches Privatrecht*, Wien, Böhlau.

Holenstein, André (2008): „Rituale der Vergewisserung. Der Eid als Mittel der Wahrheitsfindung und Erwartungsstabilisierung im Mittelalter und in der frühen Neuzeit.“, in: Bierenden, E. et al. (Hgg.): *Riten, Gesten, Zeremonien. Gesellschaftliche Symbolik in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin, De Gruyter, 229-252.

Holtus, Günther et al. (Hg.) (1995): *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Bd. II, 2, Tübingen, Narr Verlag.

Huchon, Mireille (2003): „Le doux dans les rhétoriques et poétiques françaises du XVI^e siècle“, in: Prat, Marie-Hélène / Servet, Pierre (Hgg.): *Le doux aux XVI^e et XVII^e siècles. Écriture, esthétique, politique, spiritualité*. Colloque des 28 et 29 mars 2003, Cahier du GADGES no. 1, Lyon, 9-28

Huchon, Mireille (2002): *Histoire de la langue française*, Paris, Librairie Générale Française.

Huchon, Mireille (1998): *Le français de la Renaissance*, Paris, Presses universitaires de France.

Hugot, Nina (2012): „Le jeu des genres: note sur le genre des rimes in les tragédies d'Étienne Jodelle“, in: *Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance*, 74.1, 139-148.

Ige, Segun (2003): „Rhetoric and the feminine character: Cicero's portrayal of Sassia, Clodia and Fulvia“, in: *Akroterion* 48.1, 45-57.

Jansen, Jeroen (1995): *Brevitas. Beschouwingen over de beknoptheid van vorm en stijl in de renaissance*, 2 Bd., Hilversum, Verloren.

Jardine, Lisa (2015): *Erasmus, Man of Letters: The Construction of Charisma in Print*, Princeton, Princeton University Press.

Jaunait, Alexandre / Chauvin, Sébastien (2012): „Représenter l'intersection. Les théories de l'intersectionnalité à l'épreuve des sciences sociales“, in: *Revue française de sciences politiques* no. 62, 5-20.

- Jeanneret, Michel (?2016): *Perpetuum mobile. Métamorphoses des corps et des Œuvres de Vinci à Montaigne*, Genf, Droz.
- Jeanneret, Michel (1992): „...et la forme se perd’. Structures mobiles à la Renaissance“, in: *Littérature* 85, 18-30.
- Jeanneret, Michel (1987): *Des mets et des mots. Banquets et propos de table à la Renaissance*, Paris, Corti.
- Jolibert, Bernard (2008): *Montaigne: L'éducation humaniste*, Paris, L'Harmattan.
- Jones, Ann Rosalin/Stallybass, Peter (2000): *Renaissance Clothing and the Material of Memory*, Cambridge, Cambridge University Press.
- Jouanna, Jacques (2005): „La théorie des quatre humeurs et des quatre tempéraments in la tradition latine (Vindicien, Pseudo-Soranos) et une source grecque retrouvée“, in : *Revue des Études Grecques* 118.1, 138-167.
- Kaufhold, Shelley D. (1997): „Ovid's Tereus: Fire, Birds, and the Reification of Figurative Language“, in: *Classical Philology* 92, no. 1, 66-71.
- Kenny, Neil (2008): „La part du dire dans le contredire, ou l'inconsistance des paroles humaines: Léry, Montaigne, Colletet“, in: *Seizième Siècle* No. 4, 255-287.
- Kilcoyne, Francis/Jennings, Margaret (1997): „Rethinking "Continuity": Erasmus' "Ecclesiastes" and the "Artes Praedicandi"“, in: *Renaissance and Reformation / Renaissance et Réforme*, 21.4, 5-24.
- King, Richard (2001). *Aristotle on life and death*. London: Bristol Classical Press.
- Kotler, Éliane (1997): „Réflexions sur le mot et la notion de « style » au XVIe siècle“, in: *L'information grammaticale* 75, 22-28.
- Krier, Isabelle (2015): *Montaigne et le genre instable*, Paris, Classiques Garnier.
- Krotenko, Brian (2001): *Cicero, Catullus and the Language of Social Performance*, Chicago, University of Chicago Press.
- Kusler, Agnes (2017): „Marginalia towards the reconstruction of Alciato's concept of the emblem“, in: Hoepel, I./McKeown, S. (Hgg.): *Emblems and impact: von Zentrum und Peripherie der Emblematis : selected proceedings of the 10th International Conference of the Society for Emblem Studies, 27 July-1 August 2014, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel*, Newcastle, Cambridge Scholar Publishing, 321-376.

Lafont, Agnès (2007): „*Praesentia in absentia* ou l'éloquent silence du corps de l'emblème mythologique dans *Titus Andronicus*“, in: *Cahiers Charles V* 43, 167-184.

Lakoff, George / Johnson, Mark (2003): *Metaphors we live by*, Chicago, Chicago University Press.

Langer, Ullrich (2015): *Lyric in the Renaissance. From Petrarch to Montaigne*, Cambridge, Cambridge University Press.

Langlois, Ernest (Hg.) (1974): *Recueil d'arts de seconde rhétorique*, Genf, Slatkine.

Laurens, Pierre (2005): „L'invention de l'emblème par André Alciat et le modèle épigraphique: le point sur une recherche“, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 149.2, 883-910.

Lausberg, Heinrich (1960): *Handbuch der literarischen Rhetorik*, 2 Bd., München, Max Huber Verlag.

Leake, Roy (1970): „Antoine Fouquelin and the Pléiade“, in: *Bibliothèque d'Humanisme et de Renaissance* 32.2, 379-394.

Lecoite, Jean (2003): „Douceur et harmonie cosmique dans la spéculation néo-platonicienne au début du XVI^e siècle en France“, in: Prat, Marie-Hélène / Servet, Pierre (Hgg.): *Le doux aux XVI^e et XVII^e siècles. Écriture, esthétique, politique, spiritualité*. Colloque des 28 et 29 mars 2003, Cahier du GADGES no. 1, Lyon, 29-42.

Lecoite, Jean (1992): *L' idéal et la différence: la perception de la personnalité littéraire à la Renaissance*, Genf, Droz.

Lecoite, Jean (1989): „Naissance d'une prose inspirée: prose poétique et néo-platonisme au XVI^e siècle en France“, in: *Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance*, LI, no.1, 13-58.

Le Gall, Jean-Marie (2011): *Un idéal masculin: Barbes et moustaches, XV^e-XVIII^e siècles*, Paris, Payot.

Legros, Alain (2014): „Buchanan et Cicéron chez Montaigne: deux sentences inédites de sa 'bibliothèque'“, in: *Montaigne Studies* XXVI. 1-2, 171-177.

Legros, Alain (2009): „Montaigne between Fortune and Providence“, in: Lyons, D. / Wine, K. (Hgg.): *Chance, literature, and culture in early modern France*, Surrey, Ashgate, 17-30

Leroux, Virginie (2016): „Les qualités de Vénus: la *venustas* chez les théoriciens néo-latins“, in: *Camena* 21, 1-13.

- Lestringant, Frank (2016): *Le Cannibale: grandeur et décadence*, Genf, Droz.
- Lestringant, Frank (2011): *Contes et discours bigarrés*, Paris, Presses universitaires de la Sorbonne.
- Lestringant, Franck (2000): „Le vers de théâtre au XVI^e siècle“, in: *Cahiers de l'AIEF* 52, 267-278.
- Lett, Didier (1997): „Pères modèles, pères souverains, pères réels“, in: *Cahiers de recherches médiévales et humanistes* 1997.4, DOI: <https://doi.org/10.4000/crm.958>.
- Lévi-Strauss, Claude (1971): *Mythologies*, Bd. 1. Le cru et le cuit, Paris, Pion.
- Lévy, Carlos (2012): „Scepticisme et rhétorique, de Pyrrhon à Sextus Empiricus“, in: *Comptes rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres*, 156.3, 1285-1301 (DOI: <https://doi.org/10.3406/crai.2012.93702>)
- Lévy, Carlos (2010): „Venustas chez Cicéron“, in: Chirron, S. / Lévy, C. (Hgg.): *Les noms du style in l'antiquité Gréco-Latine*, Louvain-Paris-Walpole, Éditions Peeters, 165-177.
- Logan, Marie-Rose (1980): „L'„Homo Loquax“ d'Érasme“, in: Margolin, Jean-Claude (Hg.): *Acta Conventus Neo-Latini Turonensis*, Paris, Vrin, 349-357.
- Lombart, Nicolas (2011): „Instruire en rimant. Les effets de sens de la forme versifiée de l'Instructif de la seconde rhétorique“, in: *Cahiers de recherches médiévales et humanistes* 21, 247-264.
- Lote, Georges (1991): *Histoire du vers français*, Bd. 2, Aix-en-Provence, Presses universitaires de Provence.
- Lotman, Juri M. (1993): *Die Struktur literarischer Texte*, München, Fink.
- Lyons, John (2012): *The Phantom of chance: from fortune to randomness in seventeenth-century French Literature*, Edinburgh, Edinburgh University Press.
- Magnien, Michel (1985): „Un écho de la querelle cicéro-nienne à la fin du XVI^e siècle: éloquence et imitation dans les *Essais*“, in: Lestringant, Frank (Hg.): *Rhétorique de Montaigne*, Paris, Champion, 85-99.
- Mahé, Nathalie (1992): *Le Mythe de Bacchus*, Paris, Fayard.
- Mahé, Nathalie (1988): *Le mythe de Bacchus dans la poésie lyrique de 1549 à 1600*; Bern/ Frankfurt/ New York/ Paris, Peter Lang.

- Maira, Daniele (2024): „Vivre mollement d'après Montaigne. Pour une éthique de la mollesse“, in: *Montaigne Studies An Interdisciplinary Forum*, n° 36, *Montaigne and Gender*, 70-83.
- Maira, Daniele (2022): „Adoucir la rudesse des ancêtres: féminisation, efféminement et virilité in les *Deux dialogues* d'Henri Estienne“, in: *Narrations fabuleuses. Mélanges en l'honneur de Mireille Huchon*, Paris, Classiques Garnier, 495-508.
- Maira, Daniele (2021): „Mollesse amollissante et virilité assouplie : Montaigne et l'audace de dire l'impuissance“, in: Maira, D. (Hg.): *Mollesse renaissantes. Défaillances et assouplissement du masculin*, Genf, Droz, 195-213.
- Maira, Daniele (2019): „Les mignardises folâtres de la Pléiade. Pour une poétique de la mollesse“, in: Pouey-Mounou, Anne-Pascale (Hg.): *Inqualifiables fureurs. Poétique des invocations inspirées aux XVI^e et XVII^e siècles*, Paris, Classiques Garnier, 187-203.
- Maira, Daniele (2017): "Le pouvoir fardé à la cour d'Henri III: satire et parodie du masculin", in: Pibri, E./ Abbott, F. (Hgg.): *Féminité et masculinité altérées : transgression et inversion des genres au Moyen Âge*, Firenze, SISMELE Edizioni del Galluzzo, 285-299.
- Maira, Daniele (2015a): „La mollesse endurcies dans *Délie* de Maurice Scève“, in : *Réforme, Humanisme, Renaissance* 81, 129-155.
- Maira, Daniele (2015b): „Renaissance et Masculinity Studies: de l'homme moderne au masculin postmoderne“, in : *Australian Journal of French Studies* 52.3, 306-319.
- Maira, Daniele (2004a): „Laure d'Avignon, literarische und politische Mythenbildung einer Muse in der französischen Renaissance“, in: Collarile, L. / Maira, D. (Hgg.): *Nel libro di Laura. Petrarca's Liebesgedichte in der Renaissance*, Basel, Schwabe Verlag, 66-89.
- Maira, Daniele (2004b): „Les ‚erreurs‘ rhétoriques de Pétrarque et de Pontus de Tyard ou la collection éditoriale des *Juvenilia*“, in: Balsamo, J. (Hg.): *Les poètes français de la Renaissance et Pétrarque*, Genf, Droz, 171-183.
- Malisse, Hélène (2014): „Le pudor féminin dans les oeuvres ovidiennes ou un aperçu du comportement idéal d'une Romaine selon Ovide“, in: *Revue belge de Philologie et d'Histoire* 92.1, 71-101.
- Margolin, Jean-Claude (1974): „Réflexion sur l'emploi du terme libertin au XVI^e siècle“, in: Bataillon, Marcel (Hg.): *Aspects du Libertinisme au XVI^e siècle. Actes du colloque international de Sommières*, Paris, Vrin, pp. 1-33.
- Martinot, Robert (1985): „Sur l'individualisme de Montaigne“, in: *Littératures* 13, 7-16.
- Matuschek, Stefan (1991): *Über das Staunen. Eine ideengeschichtliche Analyse. Studien zur deutschen Literatur*, Bd. 161. Berlin, De Gruyter.
- Mathieu-Castellani, Gisèle (2001): „La colère d'Aristote. Défense et illustration d'un emportement plus doux que le miel“, in: *Littérature*, no. 122, 75-89.

- Mathieu-Castellani, Gisèle (1988): *Montaigne. L'Écriture de l'essai*, Paris, Presses universitaires de France.
- Mathieu-Castellani, Gisèle (1996): „Montaigne en son laboratoire“, in: *Genesis* 9, 73-82.
- Mazzio, Carla (2009a): „Sins of the tongue“, in: Hillmann, D. / Mazzio, C. (Hg.): *The body in parts: fantasies of corporeality in early modern Europe*, New York, Routledge, 53-80
- Mazzio, Carla (2009b): *The Inarticulate Renaissance: Language Trouble in an Age of Eloquence*, Pennsylvania, University of Pennsylvania Press.
- McCall, Timothy (2023) : *Making the Renaissance Man: Masculinity in the Courts of Renaissance Italy*, Chicago, Reaktion Books.
- McCutcheon, Elizabeth (2015): „Tongues as Ready as Men's': Erasmus' Representations of Women and their Discourse“, in: *Moreana* 52, 301-331.
- McKinley, Mary (1980): „The *City of God* and the city of man: limits of language in Montaigne's ‚Apologie‘“, in: *Romanic Review* 71.2, 122-140.
- Mecking, Volker (2000): „À propos du vocabulaire de Tabourot des Accords (1549-1590) et de son intérêt pour le français préclassique (1500-1650)“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 57-72.
- Meerhoff, Kees (2000): „La Ramée et Peletier du Mans: une Deffence du naturel usage“, in: *Nouvelle Revue du XVI^e siècle*, 18,1, 77-94.
- Meerhoff, Kees (1986): *Rhétorique et poétique au XVI^e siècle en France. Du Bellay, Ramus et les autres*, Leiden, Brill.
- Ménager, Daniel (1994): „Le « bas monde » et le « beau monde » chez Ronsard“, in: *Littératures classiques* 22, 29-44.
- Méniel, Bruno (2020): *Anatomie de la colère. Une passion à la Renaissance*, Paris, Classiques Garnier.
- Méniel, Bruno (2008): „La façon virile de Montaigne“, in: *Itinéraires* 2008/1, 63-76.
- Messiaen, Jean-Michel (2000): „Les *Bigarrures*, de Tabourot: une conception originale du signifiant“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 29-41.
- Milhe-Poutingon, Gérard (2012): *Poétique du digressif. La digression dans la littérature de la Renaissance*, Paris, Classiques Garnier.

- Millet, Olivier (2018): „La véhémence, entre force éloquente et violence pamphlétaire“, in: *Littératures Classiques* 96.2, 99-108.
- Millet, Olivier (2017): „Entre la chasse et la lecture, à propos des termes ruseet ruseen moyen français“, in: Boutet, D. / Nicolas, C. (Hgg.): *La question du sens au Moyen Âge. Mélanges à l'hommage de Armand Strubel*, Paris, Honoré Champion, 703-718.
- Millet, Olivier (1992): *Calvin ou la dynamique de la parole: étude de rhétorique reformée*, Paris, Honoré Champion.
- Milner, Max / Courtois, Martine (Hgg.) (1989): *L'Imaginaire du vin: colloque pluridisciplinaire à l'Université de Bourgogne, Dijon, 15-17 octobre 1981*, Marseille, Lafitte.
- Moffitt, John (2005): *Inspiration: Bacchus and the Cultural History of a Creation Myth. Philosophy of History and Culture* 22, Leiden and Boston, Brill Academic Publishers.
- Moleta, Vincent (1980): *Guinizelli in Dante*, Rom, Edizione die Studia e Letteratura.
- Moller Okin, Susan (1979): *Women in Western Political Thought*, Princeton, Princeton University Press
- Monferran, Jean-Charles (2011): *L'École des Muses. Les arts poétiques français à la Renaissance (1548-1610). Sébillet, Du Bellay, Peletier et les autres*, Genf, Droz.
- Monferran, Jean-Charles (1997): „Le sonnet français, « machine à penser » ou « poème stationnaire »? Étude de l'agencement rimique du sizain autour de 1550“, in: *L'information grammaticale* 75, 29-32.
- Montagne, Véronique (2014): „La rhétorique de la polémique in la *Réplique aux furieuses défenses de Louis Meigret* de Guillaume des Autels (1551)“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 78, 91-115.
- Montagne, Véronique (2012): „Douceur et ironie à la Renaissance: à propos d'une analyse de Jean Sturm“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 74, 25-40.
- Morel, Philippe (2015): *Renaissance dionysiaque: inspiration bachique, imaginaire du vin et de la vigne dans l'art euopéen (1430 - 1630)*, Paris, Félin.
- Mouchel, Christian (1990): *Cicéron et Sénèque in la rhétorique de la Renaissance. Ars Rhetorica* 3, Marburg, Hitzeroth.
- Murdock, Graeme (2004): „Dress, Nudity and Calvinist Culture in Sixteenth-Century France“, in: Richardson, C. (Hg.): *Clothing Culture, 1350-1650*, Hampshire, Ashgate.

- Narducci, Emanuele (2002): „Brutus: The history of roman eloquence“, in: May, J. (Hg.): *Brill's Companion to Cicero*, Leiden, Brill, 401-425
- Niehle, Victoria (2018): *Die Poetik der Fülle: Bewältigungsstrategien ästhetischer Überschüsse 1750–1810*, Göttingen, Vandenhoeck&Ruprecht.
- Ong, Walter (1959): „Latin language study as a Renaissance Puberty Rite“, in: *Studies in Philology* 56.2, 103-124.
- Paquant, Marthe (2000): „Tabourot des Accords in la lexicographie traditionnelle“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 43-56.
- Parker, Patricia (1996): „Virile Style“ in Fradenburg, Louise / Freccero, Carla: *Pre-modern Sexualities*, New York, Routledge, 201-222.
- Parker, Patricia (1989): „On the Tongue: Cross Gendering, Effeminacy, and the Art of Words.“, in: *Style* 23, 445-450.
- Pauly, August Friedrich (1932): *Pauly's Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*. Bd. 15, Stuttgart, Metzler
- Paveau, Anne-Marie / Zoberman, Pierre (2009): „Corpographèse ou comment on/s'écrit le corps“, in : *Itinéraires* 2009/1, 9-17.
- Penguilly, Thomas (2014): „Éros platonicien, ethos chrétien: le discours humaniste sur l'amour dans les *Emblemata* d'André Alciat“, in: *Bulletin de l'Association Guillaume Budé* 1, 150-177.
- Perouse, Gabriel-André (2000): „Le dialogue de la prose et des vers in l'œuvre de Tabourot des Accords“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 121-134.
- Peytavin, Sophie (2000): „Tabourot a-t-il écrit des « essais »? (Pour une analyse générique des Quatrièmes Bigarrures)“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 51-52, 135-151.
- Phillips, Margaret Mann (1971): „From the Ciceronianus to Montaigne“, in: Bolgar, Robert (Hg.): *Classical influences on European culture*, London, Cambridge University Press, 191-197.
- Planté, Christine (2000): „Voilà ce qui fait que votre e est muette“, in: *Clio. Femmes, Genre, Histoire*, no. 11, DOI: 10.4000/clio.215.
- Pouilloux, Jean-Yves (1993): „Chapitre XL, 'Considération sur Cicéron'. D'un topos à l'incarnation de la pensée“, in: Charpentier, Françoise (Hg.): *Le Livre I des*

“*Essais*” de Montaigne. Actes de la Journée d’Étude « Montaigne » du 6 novembre 1992, Paris, Université Paris 7, Édition « Cahiers Textuels », 95-112.

Prat, Marie-Hélène / Servet, Pierre (Hgg.) (2003): *Le doux aux XVIe et XVIIe siècles. Écriture, esthétique, politique, spiritualité*. Colloque des 28 et 29 mars 2003, Cahier du GADGES no. 1, Lyon.

Prat, Sébastien (2017): „La réception des Académiques dans les Essais: une manière voisine et inavouée de faire usage du doute sceptique“, in: Smith, P. / Charles, S. (Hgg.): *Academic Scepticism in the Development of Early Modern Philosophy*, Wiesbaden, Springer, 25-44.

Reeser, Todd (2006): *Moderating Masculinity in early modern culture*, Chapel Hill, University of North Carolina Press.

Renzi, Paolo (1993): „Umanista e gentiluomo: l’educazione maschile secondo Montaigne“, in: *Nuova Rivista Storica* 77.1, 373-394.

Revest, Clémence (2016): „Les discours de Gasparino Barzizza et la diffusion du style cicéronien in la première moitié du XVe siècle. Premiers aperçus“, in: *Mélanges de l’école française de Rome. Moyen Âge*, 128.1, XXX (§23).

Reyff, Simone de (2005): „Vauquelain de la Fresnaye et l’art ,tardif““, in: Bedouelle, G./Belin, C./Reyff, S. (Hgg.): *L’art de la tradition: journées d’études de l’Université de Fribourg*, Fribourg, Academic Press Fribourg, 45-58.

Ricœur, Paul (1975) : *La métaphore vive*, Paris, Seuil.

Rieu, Josiane (1995): *L’Esthétique de Du Bellay*, Paris, SEDES.

Rodamar, Danièle (1991): „La rhétorique de Montaigne“, in: *Études françaises* 27.2, 25-33.

Roisman, Hanna (2005): „Nestor the Good Counsellor“, in: *The Classical Quarterly* 55.1, 17-38.

Roy, Émile (1895): „Lettre d’un Bourguignon contemporaine de la ‘Deffence et illustration de la langue françoise““, In: *R.H.L.* 1895, 233-248.

Ruler, Han van (2017): „Bodies, morals, and religion Utopia and the Erasmian idea of human progress“, in: Ruler, H./Sissa, G. (Hgg.): *Utopia 1516-2016. More’s Eccentric Essay and its Activist Aftermath*, Amsterdam, Amsterdam University Press, 72-104.

- Salmon, John (1980): „Cicero and Tacitus in Sixteenth-Century France“, in: *The American Historical Review* 85.2, 307-331.
- Santoro L'Hoir, Francesca (1992): *The rhetoric of gender terms: 'man', 'woman' and the portrayal of character in Latin prose*, Leiden, Brill.
- Scarpi, Paolo (1982): „L'espace de la transgression et l'espace de l'ordre. Le trajet de la famille du mythe de Téreus au mythe de Kéléos“, in: *Dialogues d'histoire ancienne* 8, 213-235.
- Schade, R. E. (1992): „Ciceronianismus“, in: Ueding, Gert (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, XII Tomes, Tome III, Tübingen, Niemeyer, 225-247.
- Scharinger, Thomas (2018): *Mehrsprachigkeit im Frankreich der Frühen Neuzeit. Zur Präsenz des Italienischen, seinem Einfluss auf das Französische und zur Diskussion um das François italianisé*, Tübingen, Narr Verlag.
- Schmauser, Corinna (2018): *„I vizzi del favellare“: Barbarismus und Sölizismus in den italienischen Grammatiken der Frühen Neuzeit*, Erlangen, FAU University Press.
- Schmidt, Gabriele (2006): „Lingua, quo vadis?\": Die Ambivalenzen humanistischer Sprachtheorie und Thomas Mores *History of Richard III*“, in: *Anglia* 124:2, 244-275.
- Schulz, Verena (2014): *Die Stimme in der antiken Rhetorik*, Göttingen, Vandenhoeck&Ruprecht.
- Sedgwick, Eve (1985): *Between Men. English literature and male homosocial desire*, New York, Columbia University Press
- Silver, Isidore (1970): „Ronsard poète rusé“, in: *Cahiers de l'Association internationale des études françaises* 22, 41-52.
- Skinner, Quentin (1978): *The Foundations of modern political thought*. Bd. 1: The Renaissance, Cambridge, Cambridge University Press.
- Sozzi, Lionello (2002): *Rome n'est plus Rome. La polémique anti-italienne et autres essais sur la Renaissance*, suivi de « *La dignité de l'homme* », Paris, Honoré Champion.
- Starobinski, Jean (1993): *Montaigne en mouvement*, Paris, Gallimard.
- Struever, Nancy (2002): „Montaignes Ciceronian pessimism. Rhetoric, politics, ethics“, in: *Montaigne Studies* XIV, 49-64.

- Taylor, Jane (2006): „La double fonction de *l'Instructif de Seconde rhétorique*: une hypothèse“, in: Van Hemelryck, T. / Van Hoorebeeck, C. (Hgg.): *L'Écrit et le manuscrit à la fin du Moyen Âge*, Turnhout, Brepols, 343-351.
- Supple, James (1984): *Arms versus letters: the military and literary ideals in the 'Essais' of Montaigne*, Oxford, Clarendon Press.
- Telle, E.V. (1972): „Dolet et Érasme“, in: Margolin, J.-C. (Hg.): *Colloquia Erasmi Turonesia*, T I, Paris, Vrin, 407-441.
- Thorel, Mathilde (2012): „La première réception du *Peregrin* en France: lecture éditoriale et recontextualisation culturelle“, in: *Réforme, Humanisme, Renaissance* 75, 87-105.
- Todorov, Tzvetan (1977): „Splendeur et misère de la rhétorique“, in: Todorov, T.: *Théories du symbole*, Paris, Seuil, 72-77.
- Tonger-Erk, Lily (2012): *Actio. Körper und Geschlecht in der Rhetoriklehre*. De Gruyter, Berlin / Boston.
- Tournon, André (2000): *Montaigne La Glose et l'Essai*, Paris, Classiques Garnier.
- Tournon, André (1978): „L'Apologie de Raymond Sebond: le paradoxe de l'*Essai*“, in: *Bulletin de l'Association d'étude sur l'humanisme, la réforme et la renaissance* 8, 23-31.
- Trinquet, Roger (1972): *La jeunesse de Montaigne: ses origines familiales, son enfance et ses études*, Paris, Nizet.
- Turner, Victor (2008): *The ritual process: structure and anti-structure*, New Brunswick, Adeline Transaction.
- Verjus, Anne (2013): „La paternité au fil de l'histoire“, in: *Informations sociales* 176.2, 14-22.
- Vermorel, Catherine (2021): *De la rhétorique au geste, L'actio dans le portrait peint de la Renaissance italienne*; noch nicht veröffentlicht.
- Vialleton, Jean-Yves (2012): „Suavitas et venustas: l'idéal de la vénusté à l'âge classique“, in: Baby, H/Rieu, J. (Hgg.): *De la Douceur en littérature de l'Antiquité aux siècles classiques*, Paris, Classiques Garnier, coll. « Colloques, congrès et conférences sur la Renaissance européenne », n° 73, 569-586.
- Vienne-Guerrin, Nathalie (2012): *The Unruly Tongue in modern England. Three Treatises*, Plymouth, Fairleigh Dickinson University Press.

- Vignes, Jean (2005): „Brève histoire du vers mesuré français au XVIe siècle“, in: *Albinea, Cahiers d'Aubigné* 17, 15-43.
- Villey, Pierre ([1908] 1970): *Les sources italiennes de la ‚Défense et illustration de la langue françoise‘ de Joachim du Bellay*. Reprint, New York, Franklin.
- Walter, Henriette (1976): *La dynamique des phonèmes dans le lexique français contemporain*, Paris, France Expansion.
- Waquet, Françoise (1996): „Parler latin dans l'Europe moderne. L'épreuve de la prononciation“, in: *Mélanges de l'école française de Rome* 108.1, 265-279.
- Wilamowitz-Moellendorff, U. von (1900): „Asianismus und Attizismus“, in: *Hermes* 35, 1-52.
- Willett, Laura (2003): *Poetry & Language in 16th-century France: Du Bellay, Ronsard, Sebillot*, Toronto, Center for Renaissance and Reformation Studies.
- Williams, Craig (2013): „The Meanings of Softness: Some Remarks on the Semantics of *mollitia*“, in: *EuGeSta* 3, 240-263.
- Williams, Craig (?2010): *Roman Homosexuality*, Oxford, Oxford University Press.
- Wooten, Cecil (1975): „Le développement du style asiatique pendant l'époque hellénistique“, in: *Revue des Études Grecques* 88/419, 94-104.
- Worth-Stylianou, Valérie (2024): „Ne faire que des filles : une forme de “stérilité” à l'époque de Montaigne ?“, in: *Montaigne Studies An Interdisciplinary Forum*, n° 36, *Montaigne and Gender*, 113-126.

Index nominorum

- Alciato 20, 198, 199, 200, 201, 202, 204, 206, 209
- Aristoteles 21, 29, 30, 31, 32, 33, 35, 36, 37, 39, 41, 43, 47, 61, 104, 106, 107, 147, 247
- Badinter 18, 190, 213, 221, 233, 244, 245, 246, 262, 288
- Boccaccio 142, 143, 151, 255
- Bourdieu 18, 184, 195, 196, 231, 252
- Budé 20, 133, 198
- Burckhardt 17
- Butler 17, 84, 186
- Calvin 230, 231, 232, 234
- Cicero 15, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 50, 51, 52, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 102, 107, 117, 120, 128, 130, 133, 224, 253, 254
- Compagnon 244
- Connell 15, 18, 34, 56, 90, 110, 130, 136, 143, 149, 157, 188, 190, 192, 200, 205, 217, 226, 231, 235, 242, 252
- de Beaune 266
- Dolet 61, 76
- Du Bellay 16, 20, 95, 102, 114, 115, 144, 147, 152, 153, 154, 155, 156, 170, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265
- Du Pont 20, 74, 75, 76, 117, 119, 120, 121, 122, 130, 131
- Erasmus 20, 60, 61, 62, 64, 69, 70, 71, 134, 135, 136, 137,

- 138, 139, 183, 185, 186, 187,
188, 189, 190, 191, 192, 193,
208, 211, 212, 213, 214, 215,
216, 217, 218, 219, 220, 221,
222, 223, 224, 225, 226, 227,
228, 233, 241, 242, 243, 244,
245, 256, 267, 278
- Estienne 13, 88, 259, 263, 264,
267, 268, 269, 272, 273
- Fabri 20, 52, 53, 54, 55, 94, 95,
101, 102, 103, 106, 115, 129,
130
- Ficino 142, 143, 155, 156, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 166,
168, 169
- Foucault 35, 38
- Fouquelin 13, 63, 64, 65, 66, 67,
68, 71, 77, 113, 114, 115, 117,
123, 124, 125, 126, 127, 128,
129, 133
- Fumaroli 15, 189, 224, 262
- Galand-Hallyn 16, 25, 96, 142,
144
- Huchon 12, 13, 78, 250, 255
- Joachim du Bellay 152
- Lalemant 258
- Laudun d'Aigaliers 79, 82, 87
- Lecoïnte 11, 16, 142, 159, 162
- Lévi-Strauss 11, 299
- Longueil 61, 252, 253
- Macault 253, 254
- Maira 16, 48, 83, 145, 156, 167,
238, 249, 269, 271, 273
- Meigret 81, 82, 83, 84, 85, 88
- Molinet 13, 20, 73, 94, 118, 119
- Montaigne 11, 13, 20, 62, 67, 68,
69, 70, 71, 88, 103, 104, 105,
115, 132, 137, 138, 139, 140,
141, 178, 179, 180, 181, 192,
212, 234, 235, 236, 237, 238,
239, 240, 244, 245, 246, 247,
248, 257, 273, 277
- Ong 16, 131, 224, 247
- Ovid 194, 197, 198, 200, 203,
207
- Paradin 20, 208, 211
- Parker 14, 19, 26, 27, 28, 49, 57,
110, 218
- Peletier du Mans 20, 84, 85, 86,
111, 112, 264, 265
- Pierre de la Ramée 20, 63, 85
- Platon 25, 26, 29, 121, 158, 159,
162, 164, 168, 248
- Quintilian 11, 41, 44, 46, 47, 51,
52, 63, 102, 128, 269
- Reeser 14, 17, 19, 35, 36, 38,
131
- Ricœur 184
- Ronsard 20, 55, 56, 57, 58, 77,
95, 149, 150, 151, 152, 156,
162, 163, 164, 165, 166, 168,
169, 170, 171, 172, 173, 174,
175, 176
- Saliat 254
- Sébillet 16, 20, 77, 78, 79, 80,
81, 82, 84, 85, 109, 110, 111,
141, 142
- Seysssel 250, 251, 252
- Skinner 17, 132, 305
- Speroni 260
- Tabourot 87, 88, 89, 90, 91, 92,
100
- Tory 269, 270
- Williams 13, 27, 38, 165

Authentizitätserklärung

zur vorliegenden Publikation mit dem Titel:

de molle et douce conversation

Zur Metaphorik der verweichlichten Männlichkeit in der Sprachreflexion der französischen Renaissance

hervorgegangen aus der Dissertation mit dem Titel

„Car ils débattent d'une bien molle façon.

Die Metaphorik der verweichlichten Männlichkeit in Rhetoriktheorie
und Sprachreflexion der französischen Renaissance“

vorgelegt und verteidigt am 06. Mai 2021 von

Freya Hilke Baur (geb. am 23. August 1991 in Bremerhaven).

Hiermit versichere ich an Eides statt, dass ich die vorliegende Publikation (sowie die vorangegangene Dissertation) selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe und dass die eingereichte Dissertation oder Teile davon nicht an anderer Stelle eingereicht worden sind.

Ich bestätige verbindlich, dass die digitale Version mit der schriftlichen wissenschaftlichen Arbeit übereinstimmt.

Freya H. Baur
